23690-5

<36613899060012

<36613899060012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus meinem Leben.

L. Rellstab.

Erster Band.

Berlin.

Verlag von J. Guttentag.

1861.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

„Aus meinem Leben" habe ich die Bruchstücke benannt, welche ich für den Leser als Erinnerungen der merkwürdigsten Zeiträume meines eignen Daseins und mancher auf dasselbe einwirkenden Persönlichkeiten und Verhältnisse darlege. Sie beginnen in den Tagen meiner frühsten Jugend und werden, mit dem Schlußbande, hinaufreichen bis in die Zeiten meines spätesten Alters.

Jedem Menschen, der einigermaßen durch sein Dasein in die Oeffentlichkeit geschritten ist, wird es wichtig erscheinen dasjenige zusammenzustellen, was ihm als Hauptsache in den vielfach geknüpften Fäden desselben hervorgetreten ist. Und vielleicht mag es den Lesern ebenso erscheinen, wenn sie sicher sind, überall dabei auf Wahrheit zu stoßen. Dieses ist daher der Grundsatz gewesen, welchen ich bei der Arbeit festhalten mußte, niemals etwas

Digitized by Google

Anderes zu geben, als was ich für wahr und innerlich begründet gehalten habe. Im Allgemeinen kann man dabei Alles entwickeln, was von Einfluß auf das Leben geweſen iſt, ſowohl auf deſſen äußere Geſtaltung, wie auf den innerlichen Bau. Daß es deſſenungeachtet viele Verhältniſſe giebt, die man nicht näher auseinanderſetzen darf, ergiebt ſich für den Denkenden von ſelbſt. Es ſind diejenigen, bei denen es beſſer iſt, andeutend an ihnen hinzuſtreifen, als die Hülle, die ſie deckt, zu zerreißen, und dabei öfters mehr fremdes Eigenthum, als das eigne Preis zu geben.

Was dagegen zur richtigen Erkenntniß der Wahrheit dient, habe ich unbefangen ausgeſprochen, ſelbſt da, wo es vortheilhafter geſchienen hätte, es zu umgehen. Es kann von Niemandem, beſonders aber nicht von einem jungen lebhaften Manne erwartet werden, daß er ſtets ſeine Handlungen zuvor bedacht, und niemals dasjenige gethan hätte, was er ſpäter unterlaſſen haben würde. Dies Urtheil wird man über ſo manche Züge meines Lebens, die ich mitgetheilt, mit Nachſicht fällen, und ich trete mit dem Vertrauen vor den Leſer, daß er, wenn er den Blick zurück auf ſich ſelbſt wirft, wohl auch manches finden wird, das ihn auf ähnliche Weiſe anklagt.

In der Jugend ſind äußerliche Vorgänge von beſonders lebhaftem Einfluß. Sie wirken unmittelbar auf die Lebensthätigkeit zurück. Darum nehme man hin, was ich über die, nachgrade ſeltner werdenden perſön-

Digitized by Google

lichen Erinnerungen aus den wichtigen Zeiten meines Knabenalters mitgetheilt habe. Manches mag unrichtig ſein; doch wird man die Wahrheit im Ganzen, die dabei obwaltet, nicht verkennen, und kann den Einfluß, den es auf meine Ausbildung übte, nicht abweiſen.

Daß ich über meine dargelegten Freundſchaftsverhältniſſe bisweilen ſo ausführlich berichte, darf man mir nicht übel deuten, da ich fühle, wie viel mein Leben dieſen Einflüſſen zu verdanken hat. Die Mehrzahl der angeführten Verbindungen hat ſich lebendig erhalten; wo die Freunde mit mir das höhere Alter erreicht haben, zeigt ſich's am deutlichſten, daß die jugendlichen Saaten ſpäterhin Früchte der beſten Gattung trugen. — —

Das wären die Bemerkungen, die ich meinem Leben hinzuzufügen hätte. Dieſer erſte Band umfaßt meine Jugend mit wenigen Vorausblicken in ſpätere Zeit. Im zweiten wird dieſelbe fortgeſetzt, und es treten die höheren Verbindungen, die ich auf meinen Reiſen eingeleitet, ſtärker hervor, wie z. B. mit Tieck, Jean Paul, Göthe, Beethoven. — Im dritten und vielleicht vierten werde ich meine näheren Lebensverhältniſſe mit andern bedeutenden Perſonen, (z. B. Liſzt, Meyerbeer,) und meine Haltung zu wichtigen Zeitverhältniſſen bezeichnen, wie hier. Doch ſchwebt mir der letzte Theil der Darſtellungen ſo vor, daß ich ihn vielleicht ungedruckt laſſe bis zu meinem Tode.

Digitized by Google

Es ſei dem, wie es ſei. Die billige Nachſicht der Leſer muß ich mir für meine Mittheilungen erbitten. Sie mögen ſie zunächſt dieſen beiden Bändchen ſchenken, die ich hier vor ſie hinlege.

Im Oktober 1860.

L. Rellſtab.

Digitized by Google

Inhalt.

Erſter Abſchnitt.

Abſtammung und Jugendzeit.

Erſtes Kapitel.

Meine Großältern und Aeltern. — Tod meines Großvaters. — Einfluß auf meines Vaters Schickſal. — Beſchäftigung deſſelben als Muſiker. — Zelters Brief an ihn. — Einrichtung einer Muſikhandlung. — Geſchichte meiner Mutter. — Ihre Bildung. — Die entſcheidenden Schritte meines Vaters — Die Heirathsverhältniſſe. Seite 1

Zweites Kapitel.

Erſte Jugendjahre. — Früheſte Erinnerungen. — Die Mara. — Glück dieſer Zeit. — Die Sommerwohnungen. — Spiele im Thiergarten. Eindrücke davon. — Der Zorn gegen einen Knaben. . . . . Seite 14

Drittes Kapitel.

Erſte Lernjahre. — Beſuch der Meſſowſchen Schule. — Lehrer daſelbſt. — Schulleiden. — Lehrer-Grauſamkeiten. — Muſik. — Geburtstagsfeier des Lehrers. . Seite 25

Viertes Kapitel.

Häusliche Verhältniſſe. — Muſikunterricht. — Strenge Pünktlichkeit meines Vaters. — Mein unnatürlicher Eigenſinn. — Anekdoten . . . . . Seite 35

Fünftes Kapitel.

Oeffentliche Verhältniſſe. — Ausmarſch unſerer Truppen nach Hannover. — Schlacht bei Auſterlitz. — Das Jahr 1806. — Die Nachrichten von Jena und Auerſtädt. — Schulenburgs „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht". Erſter Einzug der Franzoſen. — Zerſtörungen unſeres Hausweſens. — Einzug des Kaiſers. — Errichtung der Nationalgarde. . . . . Seite 43

Sechstes Kapitel.

Fortſetzung. — Stimmung der Franzoſen. — Die Capitains Ferré und Chenel. — Beſetzung des Luſtgartens durch die Garden. — Anblick des Kaiſers. — Härings Einziehen in unſer Haus. . . . . Seite 55

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Rückblick auf die Schule. — Einige Lehrer. — Andere Bildniſſe: Benda, Rath Leiningen, Schmalz, Vater der Sängerin. Perrücke und Zopf. — Righini, Reichardt, Himmel. — Das muſikaliſche Tollhaus. Bernhard Anſelm Weber. Sängerin Schick. Varnhagen van Enſe. — Feldmarſchall von Möllendorf. Kleiſt. — Reiſe nach Dannenwalde, Ruppin, Rheinsberg. — Königin Luiſe. . . Seite 62

Anhang.

Das Scharlachfieber im älterlichen Hauſe. . . . . Seite 73

Zweiter Abſchnitt.

Reifere Knabenzeit bis zum Verlaſſen des Gymnaſiums.

Achtes Kapitel.

Meine übrigen Dispoſitionen für die Schule. — Muſik einestheils als Gegengewicht. — Jugendgenoſſen, Louis Horſitzki. — Spezielle Verhältniſſe des Joachimsthals; die Lehrer. — Arreſt. — Schwere Schulſtrafe. — Der Fall auf dem Eiſe. Seite 76

Neuntes Kapitel.

Werderſches Gymnaſium. Bernhardi. — Meine Leiſtungen. Dr. Köpke. Vocabelnlernen unter Spillecke. Forderungen an die Bildung der Soldaten. — Mathematiſche Arbeiten. — Dr. Nordmann und Prof. Zimmermann. Profeſſor Nieräſe. — Profeſſoren Bucher und Buchholz. — Nachmittagsſchlaf im Curtius. — Profeſſor Spillecke. Sein Urtheil über meine Fähigkeiten. Twesten. — Zumpt. — Lange, Ueberſetzer des Herodot. — Profeſſor Brunnemann; Maria und Franzesco. Seite 92

Zehntes Kapitel.

Oeffentlicher Zuſtand — Rückkehr des Königspaares. — Lange, der Schriftſteller. — Wirkung auf den Vater. — Er giebt den Muſikunterricht mit mir auf. Ich ſtudire allein — Maria von Weber. — Meines Vaters Kunſtliebe. — Concerte mit Madame Levi und Graf Lehndorf. . . . . Seite 111

Eilftes Kapitel.

Reiſe nach Dresden und in die ſächſiſche Schweiz. Vorbereitungen dazu. Poſtfahrt. Die Nacht. — Sachſen. Wittenberg. Torgau. Meißen. Tharand. Dresden. Kirchenmuſik. Die ſächſiſche Schweiz damals. Rückfahrt nach Dresden und Berlin. Seite 119

Zwölftes Kapitel.

Unſer Theater. Schauſpieldirector Butenop. — Kotzebue. — Emilie Butenop, ſpätere Anſchütz. — Unſere Ritterſpiele. Othelrich von Böhmen. . . Seite 133

Dreizehntes Kapitel.

Die Pappar beiten. — Taſchenſpielerkünſte. — Feuerwerkerei. — Wadzeks Vorleſungen. — Tiſchlerarbeiten. Der Probetiſch. — Pulverſpiele. — Mein Muskedonner. — Die hohen Stelzen. — Heimliches Schwimmen. — Thiergarten- und Gaſſenumfug. Seite 141

Vierzehntes Kapitel.

Oeffentliche Verhältniſſe. — Verfahren im Gymnaſium. — Turnweſen. — Schill's Unternehmung. — Einrücken der Franzoſen. — Meine Schweſter iſt nach Breslau gegangen. Mein Vater eben dahin und nach Venedig . . . . . Seite 154

Dritter Abſchnitt.

Funfzehntes Kapitel.

Einzug der Franzoſen in Moskau. — Moskau in Flammen. — Eintreffen der Ueberreſte. — Erſte Kunde von den Ereigniſſen. — Geſinnung gegen die unglücklichen Rückkehrenden. — Aufruf am 3. Februar. (Vergleich von 1813 und 1848.) — Wirkung in den Schulen. . . . . Seite 161

Sechszehntes Kapitel.

Einzug der Ruſſen. — Zu Haus fand ich die Nachricht vom Tode meiner Schweſter Caroline. — Benehmen der Franzoſen. — Vertheidigungs-Anſtalten. — Unvorſichtigkeit der Franzoſen. — Das Schauſpiel vom Gensdarmenthurm. — Einzug der Ruſſen nach fünf Tagen . . . . . Seite 170

Siebenzehntes Kapitel.

Ball im Opernhauſe. — Meine Erregung dabei. — Schlachten bei Lützen und Bautzen. — Silberner Hochzeittag meiner Aeltern. — Waffenſtillſtand. — Tod meines Vaters. — Betrachtung ſeiner Stimmung. — Reiſe nach Freienwalde. — Spaziergang ins ſchwediſche Lager. — Des Vaters Ende beim Gaſthaus von Bellevue. — Nachricht davon zu uns. — Erſchütterung meiner Mutter. — Begräbniß. Seite 179

Achtzehntes Kapitel.

Schlacht bei Großbeeren. — Aengſtliches Erwarten der Entſcheidung. — Unſere Lage während der Schlacht. — Meine Erkundigungen. — Trauerfälle. — Erbeutete Feldſchmiede. — Anblick der Gefangenen. — Andere Nachrichten. — Turnfahrt nach Heiligenſee. — Schlacht bei Leipzig . . . . . Seite 196

Neunzehntes Kapitel.

Meine Vormünder. — Theodor Körner. — Reiſe nach Schwedt. — Jagdbeluſtigungen. — Einnahme von Paris. — Erſte ſelbſtſtändige Reiſe nach Neuſtadt und Freienwalde. — Profeſſor Barthold. — Regenwetter bei der Rückkehr. — Friedensfeſt. — Feſt zur Bewirthung der Ruſſen . . . . . Seite 207

Zwanzigſtes Kapitel.

Flucht des Kaiſers aus Elba. — Mein Entſchluß den Kampf mitzumachen. — Eintritt in Colomb's achtes Huſarenregiment. — Einmiſchung des Stallmeiſters Schur. — Unterredung mit Colomb. — Rücktritt. — Tiefſter Schmerz. Seite 219

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Meine Einſegnung. — Fahrt nach dem Grunewald. — Vorſtellung meiner Seelenkräfte. — Geſpräch mit meiner Mutter. — Rückkehr in's Gymnaſium. — Ferienreiſe nach Schleſien. — Aufforderung zum Beſuch der Kriegsſchule. — Zeugniß Bernhardi's . . . . . Seite 229

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Rückblick. Liebe zu Aeltern und Geſchwiſtern. Henriette. Ihre Nervenkrankheit. Meine Freunde Ludolf, Magnus, Häring. — Liebesregungen. — Schluß. Seite 239.

Vierter Abſchnitt.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Beſuch der Kriegsſchule. — Lehrer derſelben. — Meier Hirſch. — Eintritt in die Brigade. — Bardeleben und v. Holzendorf. — Ludwig Berger's erſte Bekanntſchaft. — Minna Wagner und meine Harmonika. — Ludwig Devrient. — Verhältniß zur Brigade . . . . . Seite 249.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Anſichten von Frieden. — Erſter Capitain. — Unteroffiziere. — Charakter der Soldaten. — Wilhelm Schindelmeiſſer. — Feldwebel Gröner. — Bombardier Parlow's Hochzeit. — Lehramt an der Brigadeſchule. — Beförderung zum Offizier. — Lieutenant Teichert, Laue, von Vincke, von Gerſchow, Stein . . . . . Seite 256

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Nicht militäriſche Verhältniſſe. — Ludwig Berger. Oper Oreſt. — Bernhard Klein. Oper Dido. — Eduard Wolff. — Guſtav Reichardt. — Carl Wünſch. — Stiftung der Liedertafel. — Erinnerung an Andreas Hofer. — Oberſtlieutenant Bardeleben Seite 266

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Mein Verhältniß zur Landwehr. — Desgleichen zur Brigadeſchule. — Thörichte Feuerwerksſtörung. — Brigadeſchule in Danzig. — Reiſe mit Teichert und Laue. — Tod meiner Mutter. . . . . Seite 279

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Ereigniß mit Fehmer. — Unterhaltungen mit den Militärfreunden. — Leſe-Abende mit Bernhard Klein. Sein Singetalent. — Lieder für die Altſtimme von ihm und Berger. — Carl Arnold. Das Kiſting'ſche Haus. — Starke und Wilhelm Klütz. — Mein Reiſeplan. — Frau v. Zielinski. — Polterabendfeſt des Dr. Hecker. Seite 293

Erſter Abſchnitt.

Abſtammung und Jugendzeit.

Erſtes Kapitel.

Meine Groß-Aeltern und Aeltern. — Tod meines Großvaters. — Einfluß auf meines Vaters Schickſal. — Beſchäftigung deſſelben als Muſiker. — Zelters Brief an ihn. — Einrichtung einer Muſikhandlung. — Geſchichte meiner Mutter. — Ihre Bildung. — Die entſcheidenden Schritte meines Vaters. — Die Heirathsverhältniſſe.

Indem ich dieſe Erinnerungen aus meinem Leben niederzuſchreiben beginne, empfinde ich es recht ſchmerzlich, wie groß das ſorgloſe Unrecht iſt, welches wir begehen, wenn wir uns um unſere Vorältern ſo wenig kümmern, wie das faſt allgemein in denen nicht zum Adel gehörigen Familien geſchieht. Leider kann ich von meinen Vorfahren väterlicher wie mütterlicher Seite kaum bis zu den Großältern hinauf Einiges berichten, und auch von dieſem nur das Allerdürftigſte und Unbeſtimmteſte, was ſich der kindlichen Erinnerung, aus den mehr zufälligen Erzählungen der Aeltern, erhalten hat. Das muß ich einen wahrhaften Vorzug und ein Glück des Adels nennen, welcher auf der höheren Bildung früherer Geſchlechter beruht, daß er die, von denen er abſtammt, hoch genug gehalten hat und hält, um möglichſt genau über ſie unterrichtet zu ſein. Statt ihn wegen ſeiner, allerdings auch meiſt unbegründeten

Vorrechte anzugreifen, wäre es gewiß geeigneter, ſeine guten Eigenſchaften nachzuahmen, indem wir die Geſchichte derer von denen wir abſtammen, ſorgfältig beachten, und unſeren Nachkommen aufbewahren, was ſie über Geſinnungen, Thaten, Charaktere und Schickſale derer, denen ſie ihr Daſein in fern hinaufſteigender Kette verdanken, für Berichte erhielten. Nicht nur, daß vielleicht von vielen bürgerlichen Geſchlechtern Rühmlicheres zu melden wäre, als von manchen des Adels, ſo würde auch die übererbte Freude an dem Werthe und Verdienſt der Vorfahren, den Nachkommen die Pflicht ihrer würdig zu ſein, dringender ans Herz legen. Kann ein Volk auf Achtung Anſpruch machen, das ſich um ſeine Geſchichte nicht kümmert? Man fertigt diejenigen Stämme, die von ihrer Vorzeit nichts wiſſen, mit dem kurzen, ſtrengen aber gerechten Ausſpruch ab: „Sie haben kein hiſtoriſches Moment", eine Verurtheilung zur Vernichtung, die ſie ſogar dann trifft, wenn eben nur wir, die wir die Geſchichte ſchreiben, nichts von der Vorzeit der Völker wiſſen. Verdienten aber Individuen ein andres Urtheil? Vernichten ſie ihr geiſtiges Daſein nicht auch ſelbſt, und verurtheilen ſich zur Exiſtenz der Ephemeren, berauben ſich in gewiſſem Sinne der Unſterblichkeit, wenn ſie weder die Wurzeln ihres Daſeins kennen, noch Sorge tragen, daß den Enkeln dieſe Kenntniß überkomme? Sie ſind abgebrochenen Zweigen ähnlich, deren grüne Friſche nur dem Augenblick gehört, während jene tief gewurzelten Stämmen gleichen, denen zwar auch eine Grenze des Daſeins geſetzt iſt, die aber doch durch Pracht und Entfaltung, Kraft und fruchttragenden Segen einer ganz anderen höheren Gattung angehören.

Darum ſei es auch Pflicht, von den Unſrigen jede Kenntniß, die wir erreichen können, zu ſammeln und zu bewahren. Vermag ich leider nicht weiter aufwärts mit meinen Forſchungen und Kundgebungen zu ſteigen, ſo beſchränke ich mich nur

darauf als ein kleines Erbtheil für Kinder und Enkel niederzulegen, was ich von meinen Vorältern weiß.

Die Meinigen waren aus der Schweiz nach Brandenburg eingewandert. Sprüngli und Rellstab waren als Geistliche, berühmte Männer in der Schweiz. Sie wurden zur Verbesserung kirchlicher Einrichtungen hierher berufen. Die zwei Söhne Rellstab's wurden: der eine Kirchenrath, der die Schwester des Rector Meierotto heirathete, der andere Buchdrucker; dieser mein Großvater heirathete eine Tochter Sprüngli's. Nur in der Schweitz, und zwar in Bern, findet sich noch der Name Rellstab wieder, und vielfältig. In Berlin, in ganz Deutschland führte ihn mein Vater seit seines Vaters und Oheims Tode ganz allein, und nach dem Tode meines Vaters war auch ich, bis ich selbst Söhne hatte, der einzige dieses Namens. Mein Großvater hatte hier, (das Jahr vermag ich nicht anzugeben) eine Buchdruckerei gegründet, eine der wenigen, die Berlin damals besaß. Es war damit ein kleines Verlagsgeschäft, hauptsächlich geistlicher Bücher verknüpft, das noch bis auf mich selbst (es war auf ein Privilegium gegründet) übergegangen ist. Buchhandlung und Druckerei befanden sich in der neuen Friedrichsstraße, der Garnisonkirche gegenüber, in einem ihm eigen gehörigen Hause, von dem jedoch später ein Theil abgezweigt, niedergerissen, und durch ein anderes ersetzt wurde, das fremdem Eigenthum zufiel. Der Bruder meines Großvaters, Geistlicher, Kirchenrath Rellstab, ist vor meiner Geburt gestorben. Nur das Bild seiner Gattin, die uns Kindern unter der Bezeichnung „die Tante Rellstab" bekannt war, hing in dem Wohnzimmer meiner Eltern. Sie selbst wurde uns stets, als eine überaus verständige, liebenswürdige, geistvolle Frau geschildert; eine Schilderung, der ihr Bildniß wohl zu entsprechen schien.

Mein Großvater, dessen Geburtsjahr ich nicht genau kenne,

aber etwa auf das Jahr 1728 berechnen kann, erreichte das Alter von sechzig Jahren; allein schon neun Jahre vor seinem Tode traf ihn ein Schlaganfall, der ihn auf der rechten Seite lähmte; und zwar der Art, daß auch seine geistigen Fähigkeiten litten; er starb 1788. Dieser Umstand war von wesentlichem Einfluß für die Lebensbahn meines Vaters, und dadurch unmittelbar auch für die meinige. Er wurde nämlich dadurch genöthigt die Verwaltung des Geschäfts zu übernehmen, und seinen Lieblingsplan, sich ganz der Musik zu widmen, aufzugeben. Er hatte zu diesem künstlerischen Zweck bereits ernstere Studien gemacht, als man jetzt zu machen pflegt.

Ich muß einen Rückblick auf sein Leben überhaupt werfen.

Im Jahre 1759, am 27. Februar geboren, fiel seine erste Kindheit in die schwersten Jahre des siebenjährigen Krieges, doch zum Glück für ihn in die Zeit, wo das Bewußtsein den Sorgen und Gefahren, welche die allgemeinen Zustände mit sich führen noch nicht geöffnet ist.

So genoß er denn des hohen Glücks seine ganze Jugend ja sein ganzes Jünglings- und den größten Theil seines Mannesalters unter den wohlthätigen Einflüssen friedlicher, gesicherter Zustände, sich entwickeln zu sehen. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium, das er bis zur Prima besuchte; der damalige Director desselben, der in der Gelehrtenwelt rühmlich gekannte und als sanfter, würdiger Charakter besonders hochgeehrte Meierotto, war zugleich sein Oheim, der Bruder der oben genannten Tante Rellstab. Ich habe meinen Vater wie alle Mitglieder meiner Familie stets mit der größten Ehrerbietung von diesem Manne sprechen hören.

Schon auf dem Gymnasium hatte sich die musikalische Richtung meines Vaters vielfach geltend gemacht, indem er die damals gebräuchlichen Concerte der Alumnen theils leitete, theils sich auf dem Flügel allein, besonders durch den Vortrag Se-

baſtian und Philipp Emanuel Bachſcher Conzerte hören ließ. Als er die Anſtalt verließ, wurde Faſch ſein Lehrer in der Muſik. Nur mit der wärmſten Liebe und mit wahrer Ehrfurcht, die ebenſo den ſtrengen Kenntniſſen und dem Talent dieſes ausgezeichneten Muſikers, als ſeinem milden patriarchaliſchen Charakter galt, ſprach mein Vater von dieſem ſeinem Lehrer. Es ſcheint aber auch, daß der Schüler ſich deſſen Achtung und Liebe gewonnen hatte, wenigſtens war er in gründlichen Kenntniſſen ſo entwickelt, daß er den jüngeren Muſikern jener Zeit für eine Autorität galt. Als Belag dazu führe ich den Umſtand an, der mir durch mündliche Ueberlieferung nicht von meinem Vater ſelbſt, aber von ſeinen nächſten Verwandten und Umgebungen bekannt geworden, daß Zelter ihm, als er ſich dem Studium der Muſik zu widmen begann, ſeine ſämmtlichen Compoſitionen zur Durchſicht überſandte, mit einem Briefe in welchem er ihn aufforderte, Alles zu vernichten, was er nicht für gut halte, ja darüber zu entſcheiden, ob er fortfahren ſolle, ſich mit Muſik zu beſchäftigen oder nicht. Mein Vater kam ihm mit voller Anerkennung des damals wohl noch ſehr wenig entwickelten Talents und mit freundlichſter Geſinnung entgegen, wie er denn überhaupt in der Kunſt nur eine edle, aufrichtige Wärme kannte, und an der Wahrheit mit einer Feſtigkeit, und unabhängig von allen äußeren Verhältniſſen feſthielt, die heut zu Tage kaum noch irgendwo getroffen wird. So geſtaltete ſich denn bald ein innig freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen ihm und Zelter, worin dieſer ſich indeſſen, ich muß es mit Bedauern ſagen, nicht ſo treu und aufrichtig erhielt, als er geſollt hätte. Das Ausführlichere über dieſe Verhältniſſe würde einer beſonderen Biographie meines Vaters angehören, die ich hier nicht zu geben beabſichtige. In den Jahren von 1780 an ſtand mein Vater ziemlich an der Spitze der muſikaliſchen Bewegungen und Unternehmungen, die ſich aus

Privatkreiſen in Berlin geſtalteten; dieſen gegenüber gab es nur die große Oper unter der Leitung der königlichen Kapellmeiſter, und was mit derſelben unmittelbar zuſammenhing. Die Ausdehnung jener Privat-Unternehmungen war freilich eine weit geringere als jetzt, was ſchon daraus hervorgeht, daß mein Vater in dieſer Zeit eine Brochüre ſchrieb, die den Zweck hatte, ein Verfahren anzugeben, wie Berlin ſich in den dauernden Beſitz eines Chors von zwanzig bis dreißig Stimmen ſetzen könne, für Concert-Aufführungen! Auch war nicht ein einziger Saal in der Stadt, der nur von ferne denjenigen geglichen hätte, die wir heut in ſo bedeutender Auswahl für größere und kleinere Muſikaufführungen beſitzen. Selbſt diejenigen, welche ich ſelbſt in meiner Jugend gekannt, würden heut kaum für Conzerte geringſter Anſprüche genügen, wie z. B. der Saal in der Stadt Paris, (ein eingegangener Gaſthof in der Brüderſtraße), der ſogenannte Behrendſche Saal in der Franzöſiſchen Straße am Gensdarmenmarkt, und vielleicht ein oder zwei andere, noch geringeren Raumes, und unbedeutenderer Conſtruktion. Es waren eigentlich nur etwas größere Zimmer von 6—7 Fenſtern an der Längenſeite. Nur der Conzertſaal im Opernhauſe, und der in dem 1816 abgebrannten Schauſpielhauſe gingen über jene Formen und Dimenſionen hinaus.

Die Pflege der Kunſt war indeſſen trotz der geringen Mittel und äußerlichen Veranſtaltungen eine ſehr ernſte, auf weit vorzuziehende Grundſätze geſtützt, viel würdigeren Richtungen folgend, als heut. Die Werke der gediegenſten Meiſter kamen zur Aufführung, und nicht um die Menge gedankenlos zu unterhalten, ſondern um den von Ehrfurcht vor dem Heiligthum der Kunſt Erfüllten zur Belehrung, Erwärmung, Erbauung zu dienen. Mit der innerſten Genugthuung bewegte ſich mein Vater in dieſem Element, und ſchöpfte den edelſten Geiſt daraus.

Es drängte ihn für seine Thätigkeit größeren Spielraum zu gewinnen, sowohl als schaffender Künstler wie als Pfleger der Kunst. Schon war er im Begriff eine Stelle als Musik-Direktor in Riga anzunehmen, als jener Unfall seinen Vater traf, und ihn zwang, die freie künstlerische Laufbahn mit der des ernsten kaufmännischen Geschäfts zu vertauschen. Doch gehörte die Musik zu sehr seinem innersten Wesen an, als daß er sie ganz hätte verlassen sollen, und so ergriff er denn den Ausweg, sie selbst in anderer Weise zu einem Theile seiner neuen Geschäfte zu machen, indem er der Druckerei und Buchhandlung seines Vaters, die er führen mußte, eine Musikhandlung zugesellte, deren Firma bald eine der damals berühmtesten in Deutschland wurde. Die Einsicht und Thätigkeit, mit der er sein kaufmännisches Geschäft betrieb, setzte ihn in den Stand seiner künstlerischen Neigung in einer Weise Folge zu geben, wie dies den Kräften eines Einzelnen nur sehr selten möglich ist, und wie ich es bis heut, in meiner Vaterstadt Berlin wenigstens, nicht erlebt habe. Denn abgesehen davon, daß, was wohlhabende Musikfreunde heut zu Tage thun, oftmals sehr den Charakter eines eitlen Schautragens hat, während mein Vater nur die Kunst pflegte, so that er es auch in viel größerer Ausdehnung. Eine lange Reihe von Jahren hindurch, bis der Friede durch das Eindringen der Franzosen im Jahre 1806 unterbrochen wurde, fanden in seinem Hause jeden überschlagenden Sonntag im Winter Conzerte mit vollem Orchester und diesem und dem Local angemessenen Gesangskräften statt, in denen die größten Meisterwerke ausgeführt wurden. Oratorien, Sinfonien, Cantaten, Conzertstücke aller Meister. Händel, die Bachs, Graun, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, wurden mit gleicher Liebe und Ehrfurcht gepflegt. Ich habe den Vortheil gehabt, dort, in meiner früheſten Jugend, Werke gehört und genauer kennen gelernt zu haben, die jetzt nur von

wenigen Muſikern gekannt, deren Namen faſt verſchollen ſind. So der Tod Abels von Rolle, Ph. E. Bachs Iſraeliten in der Wüſte, Haydns Ariadne auf Naxos. Clavierconzerte und ſonſtige Soli, von Sebaſtian, Ph. Emanuel und Friedemann Bach, von Mozart, Beethoven und anderen minder bedeutenden, in jener Zeit aber viel gehörten Muſikern.

Ich habe dem Leben meines Vaters etwas vorausgegriffen. Noch bevor mein Großvater ſtarb, verheirathete ſich mein Vater mit Caroline Richter, deren Aeltern aber bereits ſeit Jahren verſtorben waren. Nicht ohne die tiefſte Rührung und wärmſte Dankbarkeit kann ich den Namen meiner Mutter nennen, die als ein Vorbild edelſter weiblicher Bildung und Geſinnung, nicht nur in meinem Gedächtniß lebt, ſondern in dem Urtheil Aller, die ſie kannten, dieſen ſchönſten Ruhm genoß. Selbſt ein öffentliches Zeugniß von ihrem ſeltenen Werth findet ſich vor, und Zelter iſt es, der es ihr ertheilt, in einem Briefe an Goethe, durch den er mich im Jahre 1821 dem großen Dichter warm empfahl. Der Brief iſt in der Correſpondenz zwiſchen beiden Freunden abgedruckt, und enthält die Worte: „um ſeiner trefflichen Mutter willen, die ich ſehr lieb gehabt.“

Als mein Vater ſich mit meiner Mutter verlobte, war ſie Erzieherin in dem Hauſe des Grafen Zettritz. Ihr Vater war ein wohlhabender Fabrikbeſitzer geweſen; er hatte das Haus am Monbijou Platz beſeſſen, in welchem ſpäter die berühmte Hotho'ſche Teppichfabrik als eine Fortſetzung des von ihm betriebenen Geſchäfts befindlich war. Doch ſein Wohlſtand dauerte nicht bis an das Ende ſeines Lebens; er wurde von mancherlei Unglücksfällen betroffen und hinterließ ſeine Wittwe in bedrängter Lage. Dieſe bezog eine Wohnung in dem Hauſe meines Großvaters von väterlicher Seite, und daraus entſtand die erſte Bekanntſchaft zwiſchen meinem Vater und meiner

Mutter. Er lernte ſie zuerſt als eben funfzehnjährige aber treue Pflegerin ihrer kranken Stiefmutter kennen. Als auch dieſe nach einigen Jahren ſtarb, wurden die vier zurückgebliebenen Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, von denen meine Mutter die älteſte war, theils bei Verwandten untergebracht, theils mußten ſie durch eigene Thätigkeit beſtehen. Meine Mutter, ſehr geweckten, hellen Geiſtes, kenntnißreich, namentlich die franzöſiſche Sprache ganz geläufig ſprechend, und auch geübt im Engliſchen, fand zuerſt in dem Hauſe eines Kaufmanns Rothvoß, dann in dem ſchon genannten des Grafen Zettritz eine Stelle als Erzieherin. Sie wußte viel von den Seltſamkeiten in beiden Häuſern, und den mancherlei bedrückenden Verhältniſſen, in denen ſie ſich daſelbſt befand, zu erzählen.

In dem Rothvoßſchen Hauſe war es ein über das Maaß getriebenes Sparſamkeitsſyſtem, verbunden mit kaufmänniſchem Dünkel, wodurch ihr das Leben erſchwert wurde. In dem Hauſe des Grafen Zettritz herrſchte zwar nach der Weiſe des damaligen, und überhaupt des höheren Adels eine gebildetere Sitte, welche alle Verhältniſſe ſeines Hauſes, und auch die der Untergeordneten rückſichtsvoller behandlte, als es in dem reichen Kaufmannshauſe der Fall geweſen war, allein die Gräfin ſelbſt war eine äußerſt heftige, leidenſchaftliche Frau, in der die Uebergänge von Gutmüthigkeit und Fürſorge zu der launenhafteſten Tyranniſirung überaus raſch, und gar nicht vorauszuſehen waren. Der feine Takt, die ſeltene Lebensgewandtheit, welche meine Mutter beſaß, und auch in ſpäteren ſchwierigen Zeitläuften und Verhältniſſen vielfach bewährte, ließ ſie indeß auch hier ihre Stellung mit Geſchick behaupten, ſo daß ſie ihrer Würde nichts vergab, ja ſich in einem Anſehn erhielt, welches ſelbſt die aufgeregteſte Stimmung der Gräfin nicht anzutaſten ſich geſtattete.

So lagen die Verhältniſſe, als mein Vater, der durch die

innige Freundſchaft, welche ſeine einzige Schweſter Henriette*) mit meiner Mutter, ihrer mehrjährigen Hausgenoſſin, verband, in ſteten Berührungen mit der letzten geblieben war, den Entſchluß faßte, um ihre Hand anzuhalten. Es war nicht jene leidenſchaftliche Liebe, die ſo häufig die Bündniſſe mehr mit Eifer als mit Einſicht ſtiftet, welche meine Aeltern vereinigte: ſondern mein Vater hatte meine Mutter durch die Prüfung, welche ihre ſchwierigen Lebensverhältniſſe ihr auflegten, als von ſo ächtem Werth des Herzens wie des Geiſtes erkannt, daß er ſein Lebensgeſchick mit dem vollſten Zutrauen an das ihrige knüpfen konnte. Ein ähnliches Gefühl der Achtung beſtimmte die Einwilligung meiner Mutter; ſie erkannte, daß ſie ſich einem Manne hingebend anvertrauen dürfe, der aus ſolchen Gründen, wie bei ihr nur vorliegen konnten, ſeine Lebensgefährtin wählte. Sie fühlte, daß ſie um dieſes gediegenen Kernes der Geſinnung halber, die Kraft haben werde, ſtets im Ganzen mit dem Gatten ihrer Wahl Eins zu ſein, wenn ſich auch im Einzelnen ihre beiderſeitigen Richtungen oft trennten.

---

*) Dieſe unendlich gütige, gebildete Frau verloren wir erſt in ihrem hohen Alter, im Jahre 1843, während ich in Paris war. Sie hatte ſich mit dem Kanzleidirector Häring in Breslau verheirathet, und kehrte nach deſſen Tode mit ihren Kindern nach Berlin zurück. Sie war die Mutter des Schriftſteller Häring, (Wilibald Alexis) und einer früh dahingeſchiedenen Tochter; außerdem beſaß ſie eine Stieftochter, Florentine Häring, die bis ins höchſte Alter 1859 lebte, und ein Muſterbild weiblicher Frömmigkeit und Tugend war. Sie ſtarb zu Arnſtadt, auf ihres Stiefbruders Landſitz.

Die Bildung und Liebenswürdigkeit meiner Tante war ſo ſeltner Art, daß ſie in ihrer Jugend zur Erzieherin der königlichen Prinzen beſtimmt wurde, da Madame Bock erkrankt war. Während ſie ſich überlegte, ob ihre Verhältniſſe ihr geſtatten würden, den Antrag anzunehmen, erholte ſich indeſſen Madame Bock, und das alte Verhältniß blieb.

Und beide haben ſich nicht getäuſcht. Mein Vater hat in der ganzen Dauer ſeiner Ehe, über fünf und zwanzig Jahre, mit jedem Tage nur den ſeltenen Werth meiner Mutter empfunden und erkannt; ſie war die Ehre, die Freude, die Zierde ſeines Hauſes, von Allen, die es betraten, geachtet, und von denen, die ſie am genaueſten kannten, am meiſten geliebt. Und an dem tiefen, faſt unbeſchreiblichen Schmerz, mit dem ſie den Tod des Vaters empfand, konnte ich ſelbſt in dem unreifen Knabenalter, wo dieſer erſchütternde Schlag für uns eintrat, ermeſſen, wie innig ſie an ihm gehangen.

Die Ehe meiner Eltern war im Jahr 1788 geſchloſſen; meine Mutter, 1769 am letzten December geboren, faſt eilf Jahre jünger als mein Vater. Die Art der Verbindung geſtaltete ſich auf eigenthümliche Weiſe. Die förmliche Verlobung hatte ſchon ſeit längerer Zeit ſtattgefunden, der Tag der Hochzeit war feſtgeſetzt, alle äußeren Einrichtungen gemacht, ſogar ſchon die erſten Aufgebote erfolgt. Doch befand ſich meine Mutter noch in dem Hauſe der Gräfin Zettritz, und wollte es nicht verlaſſen bis ihre Verbindlichkeit abgelaufen war. Die Gräfin ſah die ganze Heirath ſehr ungern, weil ſie dadurch die Erzieherin ihrer Kinder verlor. Doch ſtatt die Anerkennung ihres Werthes, die in dieſem Bedauern lag, durch Freundlichkeit und Liebe auszudrücken, ließ ſie nur ihrer üblen Laune über den Verluſt freien Lauf, und machte meiner Mutter die letzten Zeiten zu wenig behaglichen. An einem Sonntag, es war der 21. Juni, beſuchte mein Vater ſie, um ſie zu einem Spaziergange abzuholen. Doch, obgleich kein irgend haltbarer Grund vorhanden war, dieſe Freude des Brautpaares zu ſtören, fand die Gräfin doch hier einen willkommenen Vorwand, um ihre üble Laune gegen das Verhältniß auszulaſſen, und unterſagte meiner Mutter das Ausgehn. Mein Vater, ſelbſt leidenſchaftlich und gewohnt — wovon er auch ſpäter nie gelaſſen — ſein un-

abhängiges freies Lebensrecht gegen unberechtigten Einfluß jeder Art, beſonders aber gegen den äußerlichen Ranges und Reichthums zu behaupten, war empört über dieſe willkührliche Maaßregel. Er beſtürmte meine Mutter, das Verbot nicht zu achten; zeigte, was freilich auch in ſich klar dalag, wie kein einziger haltbarer Grund, ſondern nur eine gehäſſige Laune die Gräfin beſtimme; wie ſie die Rechte eines Verhältniſſes, das ohnehin in wenigen Tagen ganz beendet ſei, im äußerſten Maaß mißbrauche, ſo daß es zu einem wahrhaft unerträglichen und ſogar unwürdigen werde. So drang er in meine Mutter, demſelben auf der Stelle ein Ende zu machen, und ihm nicht nur zum Spaziergange, ſondern ſogleich ganz zu folgen, und in die ſofortige Verbindung zu willigen, zu der alles Geſetzliche ſchon vorbereitet war. Theils überzeugt, theils beſorgt meinen Vater durch eine Weigerung zu erzürnen, die ſich nur auf das Seltſame des Schrittes ſtützen konnte, in welchem an ſich kein Unrecht lag, willigte ſie endlich ein. Sie verließ das Haus der Gräfin, um nicht zurückzukehren, und die eheliche Verbindung fand noch an demſelben Tage in vollſtändig geſetzlicher Form, vor wenigen ganz vertrauten Zeugen ſtatt.

In einer Darſtellung ihres Lebens, welche meine Mutter in ihren letzten Jahren begann, und leider unvollendet, in eigener Handſchrift zurück gelaſſen hat, iſt dieſes Ereigniß, — das wir Kinder übrigens auch aus mündlicher Ueberlieferung kannten, — mit der Darlegung aller Motive treu geſchildert. Dieſe Blätter, der Erguß des edelſten, reinſten Herzens, in natürlicher, frei fließender Form, enthalten auch Vieles über die Jugend meiner Mutter, und ihr Verhältniß zu meinem Vater. Alles trägt den Stempel innerſter Wahrheit, iſt mit ſeltener Klarheit entwickelt und hat darum auch einen pſychologiſchen Werth. Allein die Darſtellung iſt nur uns Kindern gewidmet, die wir

erechtigt waren in das innere, ſtille Heiligthum des Herzens der Mutter zu blicken; von jeder anderen Oeffentlichkeit dieſer Ergießungen und Bekenntniſſe würde ſie ſich entſchieden zurückgezogen haben. Daher ſei auch hier nur das Thatſächliche daraus entnommen. Alles Andere bleibe in den geheiligten Grenzen nächſten Familienbeſitzes. Es iſt genug, und ein ſchöner Segen der Wahrhaftigkeit, daß uns Kindern dadurch, in der Zeit eigener Reife der Blick in Herz und Leben der Mutter, in die innerſten geiſtigen Beziehungen unſerer Aeltern zu einander geworden. Für jeden ferner Stehenden bleibt natürlich ein Schleier darüber gebreitet. —

Die Ehe meiner Eltern dauerte, wie ſchon erwähnt, über fünfundzwanzig Jahre. — Der in inniger Liebe feſtgehaltene Bund war reich mit Kindern geſegnet. Eilf hatte meine Mutter geboren, doch waren in der Zeit meiner Erinerung nur unſerer fünf lebende Geſchwiſter beiſammen, außerdem aber noch eine ältere Stiefſchweſter im Hauſe. Ich war der einzige lebende Sohn; ein älterer Bruder, Adolph, war ſchon in ſeinem vierten Jahre an Waſſeranſammlung im Kopfe geſtorben; desgleichen zwei ältere Schweſtern. Ich hatte nur noch eine jüngere Schweſter Henriette. Meine ſpäter geborenen Geſchwiſter ſtarben in der Geburt oder kamen todt zur Welt. —

Dies die Umriſſe der Hauptlebensverhältniſſe meiner Eltern und derjenigen Ereigniſſe, die vor der Entwicklung meines Bewußtſeins oder vor meiner Geburt lagen. Ich gehe nun zu der Darſtellung meines eigenen Lebens und den mancherlei merkwürdigen Erinnerungen über, mit welchen es die Zeitumſtände durchwebten.

Zweites Kapitel.

Erſte Jugendjahre. — Früheſte Erinnerungen. — Die Mara. — Glück dieſer Zeit. — Die Sommerwohnungen. — Spiele im Thiergarten. Eindrücke davon. — Der Zorn gegen einen Knaben.

Ich bin zu Berlin am 13. April des Jahres 1799 geboren in dem nämlichen Hauſe, welches meine Mutter als Erzieherin in der Familie Rothvoß bewohnt hatte, und das mein Vater ſpäterhin kaufte; Jägerſtraße No. 18. — Zwanzig Jahre habe ich in demſelben verlebt, bis es bei dem leider mit Gewißheit lange vorauszuſehenden Tode meiner Mutter verkauft wurde. Noch heute kann ich es, wenn mich der Zufall vorüberführt, natürlich nicht ohne die lebhafteſten, in die früheſte, glücklichſte Lebenszeit hinaufſteigenden Erinnerungen betrachten.

Es iſt ein nicht leichtes aber eigenthümlich beglückendes Gefühl, die erſten Fäden des ſich entwickelnden Bewußtſeins in unſerm Daſein aufzuſuchen; die Zeit derſelben kann durch begleitende Nebenumſtände nur gemuthmaßt werden. Es mögen auch chronologiſche Irrthümer vorkommen, Früheres ſpäter, Späteres früher geſetzt werden. Auch verwechſelt ſich wohl Manches was uns ſpäter erzählt worden iſt mit eigenen Erinnerungen. — —

Das erſte nicht unbedeutende Ereigniß, das mit meinem Daſein in Beziehung trat, war, daß ich einen Arm brach. Es geſchah in früheſter Jugend; dadurch, daß ich mit einem Korbe, in den die Amme mich geſetzt, umfiel. Von dem Fall ſelbſt habe ich natürlich nicht das mindeſte Bewußtſein bewahren können, doch weiß ich aus eigener Erinnerung, daß mir in früheſter Kindheit oft von Verwandten und Freunden der linke Arm befühlt und die zurückgebliebenen Spuren des Bruchs aufgeſucht wurden, wenn von dem Unglücksfall die Rede war. Ich konnte damals nur nie begreifen, daß mir

von dem großen körperlichen Schmerz, den ein ſolcher Armbruch, der ſich der Phantaſie des Kindes natürlich als eine höchſt ſchreckliche Begebenheit darſtellte, erzeugt haben mußte, gar keine Erinnerung zurückgeblieben war.

Ein Bild, welches ſich mir mit entſchiedener Deutlichkeit eingeprägt hat, muß auch vor Vollendung meines dritten Lebensjahres fallen. Es war das der Taufe meiner jüngeren Schweſter, die drittehalb Jahre nach mir geboren wurde. Allein ich ſehe heut noch deutlich den Greis mit weißen Locken, den Geiſtlichen, vor mir, der am Ende des mit Gäſten erfüllten Geſellſchaftſaales unſerer Wohnung ſtand, und die Taufrede ſprach. Es war der Prediger Krämer von der St. Georgenkirche, ein ſehr alter Mann, der damals überhaupt die geiſtlichen Funktionen in unſerm Hauſe übte.

Ein anderes Bild, das meine Seele feſtgehalten, fällt etwas ſpäter; die genaue Zeit kann ich nicht angeben. Es war gleichfalls ein mit der reichen Gaſtlichkeit und Geſelligkeit im Hauſe meines Vaters zuſammenhängendes. Ein junges Mädchen, welches ſich als Gehülfin für die Erziehung meiner Schweſtern im Hauſe befand, Demoiſelle Riquet von der franzöſiſchen Colonie, verheirathete ſich mit einem Candidaten des Predigt-Amts Herrn Poiret. In unſerm Hauſe fand der Polterabend ſtatt. Ganz genau weiß ich mich zu erinnern, wie ſich mit dem Eindruck der Freude, des Staunens und der Verwunderung über alle die bunten, ſeltſamen Geſtalten, die unſere Zimmer füllten, auch der eines leiſen Schauers und Grauens miſchte, bei dem Anblick von Zigeunern und ähnlichen Figuren, wiewohl ich doch zugleich bekannte Geſichtszüge unter den Verkleidungen wahrnahm.

Dieſes ſeltſame Gefühl, das Bekannte und Fremdartige ſo gemiſcht zu ſehen, Beſucher unſeres Hauſes — welche, iſt mir freilich nicht erinnerlich — zu erkennen, und ſie doch zugleich

ſo wunderbar verwandelt zu ſchauen, vergegenwärtigt ſich mir noch heut, wenn ich die Erinnerung lebhaft darauf zurückwende.

So kann ich ganz das den Kindern oft unüberwindliche Grauen, das ſich zuweilen auf viel höhere Grade ſteigert, begreifen, wenn ſie genaue Bekannte und Verwandte in Verkleidung oder gar mit Larven bedeckt ſehen, ſelbſt wenn ſie die Verwandten vollſtändig als ſolche kennen. Aber auch eine ungemein liebliche Geſtalt iſt mir von dieſem Feſte her in Erinnerung geblieben. Es war die eines kleinen, ſehr reizenden Mädchens Agnes, einer Couſine, mit deren Aeltern die meinigen nahen Umgang hatten (der Geheimerath Zenker, der mein Vormund wurde), welche als geflügelter Amor erſchienen war. Die beiden weißen Flügel, welche dieſe meine kleine Jugendfreundin an den Schultern trug, erſchienen mir als etwas überaus Reizendes und Wunderbares, und vollends, daß ſie dieſelben, ich weiß nicht mittelſt welches Mechanismus, wirklich bewegen konnte. Noch heute wollte ich die Stelle genau bezeichnen und das Bild getreu malen, wo ich mich ihr, nicht ohne einige verehrende Schüchternheit vor der bedeutungsvollen Rolle die ſie in meinen Augen ſpielte, näherte, und ſie bat, mir doch die Bewegung der Flügel noch einmal vorzumachen.

Dieſe beiden unbedeutenden Bilder aus meinen Jugendtagen führe ich nur an, um zu bezeichnen, wie weit ungefähr der Faden bewußter Erinnerungen hinaufreicht. Es ſcheint mir, daß er bei Andern noch weiter in die Jugend zurück laufe; Jean Paul, wie man ſich erinnert, hat Bilder aus derjenigen Zeit feſtgehalten, wo er noch auf dem Arm getragen wurde, und glaubte ſich eines Schülers zu erinnern, der ihn zuweilen der Wärterin abgenommen, getragen, und geliebkoſt habe. Einige Momente die ich mir bewahre, müſſen bis in die Dämmerfrühe des zweiten Lebensjahres reichen. Denn ich entſinne mich des erfreuten Ausrufs meiner älteren

Schweſter darüber, daß ich mich ohne fremde Hülfe an einer Fußbank aufgerichtet. Eines andern ſehr frühen Faktums, das ſchon geiſtige Entwicklung bezeichnet, weiß ich mich gleichfalls zu erinnern. Ich mochte als kleiner Knabe wohl etwas laut meine Stimme haben hören laſſen, denn mein Vater rief mir zu, es iſt, als ob ich die Worte noch hörte: „Sei ſtill, wir wollen heut noch die Mara hören!“ Daß der Name gerade dieſer berühmten Sängerin (die 1804, wenn ich nicht irre, zum letzten Male in Berlin geſungen) von meinem Vater genannt wurde, weiß ich ganz genau. Solche Namen waren mir aber auch, bei dem fortdauernden lebhaften muſikaliſchen Treiben in meines Vaters Hauſe ſehr viel geläufiger, als dies bei anderen Kindern meines Alters der Fall ſein kann. Ich hörte ſie täglich, ſah auch wohl die Träger derſelben häufig. In dieſer Beziehung bewahre ich indeſſen nur eine viel ſpätere Erinnerung an die Perſönlichkeit der berühmten Sängerin, die in einen Aufenthalt zu Weimar im Winter von 1821 auf 1822 fällt, wo ſie auf der Durchreiſe nach Riga (bekanntlich der Ort, wo ſie geſtorben) zu einem Frühſtück bei Göthe geladen war. (Siehe zweiter Band.)

Meine Jugend war eine ſo überaus glückliche, wie ſie wenigen Kindern zu Theil wird. Zwar war mein Vater ſtreng, und vielleicht oft leidenſchaftlicher, als es einem ſo jungen Kinde gegenüber richtig ſein mochte, allein er liebte mich doch als den einzigen Sohn, ich darf wohl ſagen, vorzugsweiſe. Er knüpfte an mich die Hoffnung, daß ich eine beſondere Gabe für die Muſik, die von ihm ſo über Alles geliebte Kunſt, haben möchte und konnte die Zeit kaum erwarten, die Keime zu pflegen, die etwa von dieſer Art in mir ſchlummern möchten. Dies wurde ſpäterhin zu einem jugendlichen Leiden recht ernſter Art für mich, weil mein Vater alle Kraft daran ſetzte, muſikaliſche Anlagen in mir zu entwickeln. Indeß enthielt das erſte Luſtrum meines Daſeins in dieſer Hinſicht noch gar keine

Trübung; ich erfreute mich nur der unmittelbar empfundenen Wohlthaten der väterlichen Liebe. Noch viel beglückender und feſſelnder für das kindliche Herz war aber die Weiſe der mütterlichen Zärtlichkeit. Die verſtändige Sanftmuth meiner Mutter, die mit der wärmſten Liebe eine ruhige Feſtigkeit verband, war mir überaus wohlthuend. Jede Freude erhöhte ſie durch die Weiſe, in der ſie dieſelbe bereitete. Es zog mich daher ein Gefühl, ich möchte es auch eins der körperlichen Liebe nennen, zu ihr, wie ich es dem Vater gegenüber nie empfunden. Dieſem ſprang ich freudig, der Mutter zärtlich entgegen, und es war mir ein Glück, deſſen reiner Segen noch heut in mir nachklingt, von ihrem Arm umfangen zu werden. Sie ſchien mir der Ausdruck aller weiblichen Schönheit, ſo daß, wenn mein Vater, wie er dies öfter that, ſcherzend das Glas erhob und es „dem ſchönen Mädchen“ darbrachte, ich ſtets die Mutter dabei anſchaute, und auf die an mich gerichtete Frage, wer das ſchöne Mädchen ſei, nur ſie nannte. Ich konnte dann, dies iſt mir vollkommen erinnerlich, gar nicht begreifen, weshalb meine älteren Geſchwiſter dabei lachten; und, die geliebten Züge der Mutter ſcharf betrachtend, dachte ich bei mir ſelbſt: Sie iſt doch ſo ſchön? Wer anders könnte alſo dann ſo bezeichnet werden?

Dieſes innere Herzensglück des Kindes wurde noch durch die äußere Behaglichkeit erhöht, welche der durch Thätigkeit errungene Wohlſtand meines Vaters uns gewährte. Zu dieſem gehörte es, daß mein Vater jeden Sommer mit der ganzen Familie eine Landwohnung bezog. Er ſelbſt war mit warmem Sinn für den Genuß der Natur begabt, und vielleicht überſtieg ſeine Freude an dieſer noch die an der Muſik. So weit hinauf irgend meine Erinnerung reicht, ſehe ich mich im Sommer in dem Grün des Thiergartens, der damals einen viel ländlicheren Charakter trug als jetzt. Von dort her iſt mir

ein Glück des Lebens entſproſſen, deſſen erwärmende, erquikkende Kraft mich noch heute die reinſte und höchſte dünkt. Der unmittelbare Trunk der Erquickung, den mir die Natur reicht, geht mir über Alles; und prüfe ich mich aufrichtig, ſo würde ich dem Wunſche des Diogenes um freien warmen Sonnenſchein kaum mehr, als den Empfang deſſelben in grünender Umgebung hinzuzuſetzen haben.

Der ſchönſte Schauplatz meiner früheſten und auch noch vieler ſpäterer Erinnerungen bleibt alſo der Thiergarten. Das ungeſtörteſte Spiel unter ſeinen Bäumen auf dem grünen warmen Raſen, das Pflücken der Blumen zum Strauß für die Mutter, das Hinaufſchauen in die rauſchenden Wipfel, das Einathmen des würzigen Walddufteſ, der nächtliche Anblick der ſchwarzen Fichtenhäupter, alles dieſes bildete eine Kette von anregenden, verſchiedenartig beglückenden Eindrücken, deren Geſammtwirkung unerlöſchlich in mir geblieben iſt.

Ein bloßer Kiefernwald der Mark birgt mir Geheimniſſe des Schönen, weckt ahnungsvolle Anregungen des heimlich Vertrauten wie des düſter Schauerlichen, die meine Seele tief erfüllen und bewegen können; er redet eine Sprache zu mir, die in meiner Bruſt innerſte Anklänge findet.

Im Uebrigen war der Thiergarten damals zu den Spielen und Freuden der Jugend noch viel geeigneter als jetzt. Der Wald bot große Strecken dar, wo Alles dem freien Wuchs überlaſſen war. Außer der Straße nach Charlottenburg gab es keinen einzigen chauſſirten Weg in demſelben, ſondern nur tiefe Sandwege durchkreuzten ihn. Daher ſah man ſelbſt in den größeren Alleen verhältnißmäßig wenig Wagen, die ſich in langſamer Schwerfälligkeit dahin bewegten. Einzelne Theile trugen allerdings den heutigen Charakter, den eines engliſchen Gartens. Den an der Luiſeninſel nannte man „die engliſchen Parthieen“; aber ihr Raum beſchränkte ſich auf wenige hun-

dert Schritte der Breite und Tiefe und nur bei der Rouſſeau-Inſel fand ſich noch eine ähnliche Anlage. Weiter hinein war der Wald, die großen Fahrwege, die ihn als breite Geſtelle durchſchnitten, abgerechnet, ſo gut wie unberührt von der Kultur, zufällig gebildete Fußſteige kreuzten ihn. Die Erdbeeren lieferten eine ergiebige Ausbeute, auch waren ganze Strecken mit wildem Himbeergeſträuch bewachſen. Wenn ich den Thiergarten jetzt betrachte, ſo grenzt es ans Unglaubliche für mich, daß er förmliche Wildniſſe gehabt habe, wo die Himbeerſträucher zwiſchen den gekappten Elsbüſchen auf dem feuchten Wieſengrunde wuchſen, und ihre zahlreichen Früchte ruhig für uns Bewohner reifen konnten. Uns dünkten ſie ſo fern von der Menſchen Geſchlechtern und ſo einſam wie die Urwälder. Wir nahmen ſie förmlich in Beſitz. Jeder von uns ſpielenden Jugendgenoſſen erwählte ſich ſein Plätzchen als Eigenthum. Wir legten uns Raſenſitze an, richteten uns irgend ein dichtes Elsgebüſch zur ländlichen Wohnung ein, klemmten Brettchen zu Sitzen zwiſchen die Zweige, umgrenzten auch wohl ein Fleckchen mit eingeſteckten kleinen Holzſtäben wie mit einem Gartenzaun, genug ſchalteten und walteten dort ganz wie mit unſerm Eigenthum. Wochen konnten vergehen, ohne daß wir dieſe kleine Kolonie in der Wildniß beſuchten, dennoch fanden wir ſtets unſere Anlagen unzerſtört wieder; ſo einſam war damals der jetzt ſo geräuſchvolle, von Menſchen durchzogene Wald, vielmehr Garten, in den er ſich ganz und gar verwandelt hat. Einer der ſtetigſten Genoſſen dieſer Kinderfreuden war mein Vetter, der Sohn der Schweſter meines Vaters, Wilhelm Häring, (Willibald Alexis mit ſeinem Schriftſtellernamen), der, wenn er ſeine Jugend-Erinnerungen aufzeichnete, ziemlich Gleiches als ich hier, berichten würde. Ich werde weiter oben und anderwärts noch von ihm zu ſprechen haben.

In dieſer Waldluft und Einſamkeit mußten Ohr und

Seele für die leiſe, geheimnißvolle Sprache der Natur empfänglich werden. Ein ſchon dahin gerichteter Hang, wie ich mir deſſen entſchieden bewußt bin, fand hier die vollſte, erquickendſte Nahrung. Was mich noch heut beglückt, beſeligt im einſamen Walde unter den hohen ſanft rauſchenden Bäumen zu liegen, den Lauten der Vögel zu horchen, dem Spiel der Sonne in den Wipfeln, dem Zug der Wolken zuzuſchauen, mich in weiter, weiter Ferne von dem Gewirr und Getriebe der Welt zu dünken: das erweckte auch ſchon der Seele des Kindes ahnungsvolle Erregungen, dunkle Träume, wiegten ſie in ſüße, halbbewußte Entzückungen. Und nirgend erwacht mir meine Jugend und ihr ſeliges Glück lebendiger, in tiefſter innerſter Bruſt, als wenn ich heut die Zuſtände wiederhole, unter denen das bewußtloſe Kind aufwuchs. —

Meine erſten Erinnerungen von der Bewohnung des Thiergartens knüpfen ſich an ein Gehöft, das einem Mitgliede der franzöſiſchen Kolonie, einem Gärtner Guichard, gehörte. Es beſtand aus mehreren kleinen, langen Häuſern von einem Stockwerk, welche den Gartenraum von beiden Seiten einfaßten. Der Name Guichard, der damals öfter unter den Anſäßigen im Thiergarten vorkam, (ſchon der nächſte Nachbar, ein Bruder unſeres Wirths führte denſelben) deutete darauf, daß, — wie die franzöſiſchen Emigrirten überhaupt die Gartenkunſt, die Zucht der Früchte und Gemüſe namentlich, aus ihrer Heimath nach der Mark recht eigentlich verpflanzten, — auch der Thiergarten ein Hauptſchauplatz ihrer neuen Thätigkeit geworden war. Jetzt freilich iſt dort Alles aus den Händen der Arbeitſamen in die der Wohlhabenden und Reichen übergegangen. — Das Gehöft in Rede war nicht von meinen Eltern allein bewohnt, ſondern die langen, niedrigen Häuſer enthielten viele kleine Gartenwohnungen, und jedem der Bewohner war von dem gemeinſamen Gartenplatz, wie dieſe Einrichtung auch

noch jetzt vielfach in den vermietheten Häuſern des Thiergartens beſteht, ein Fleckchen mit einer Laube als beſonderes Eigenthum zugewieſen. Ich erinnere mich zweier Jahre in dieſem Wohnplatz, wo wir indeſſen verſchiedene Räume bewohnten. Im erſten, früheren Jahr auf der Weſtſeite, wo auch Manſardenzimmer zu der Parterrewohnung gehörten, in deren einem ich einen Fall auf die ſcharfe Ecke eines Schreibſecretairs that, der mir eine Narbe am Auge zufügte, die noch viele Jahre ſpäter erkennbar war. — Im folgenden Jahre wohnten wir auf der Oſtſeite, dem Hauſe gegenüber. Hier trug ſich ein Vorfall zu, deſſen ich mich vollkommen erinnere, und der vielleicht nicht ganz ohne pſychologiſches Intereſſe iſt. Ein älterer Knabe, der, obwohl nicht von gebildeten Eltern, doch zu meinen Spielgefährten gehörte, war mit einem Auftrage zur Stadt geſchickt worden. Ich begleitete ihn eine Strecke. Ich weiß nicht, wie die Rede auf einen dritten Knaben kam, den ich nicht leiden mochte. Mein älterer Begleiter ſagte: „den wollen wir in's Waſſer werfen.“ Dieſer Gedanke ergriff meine ganze Seele. Ich faßte ihn mit vollem Ernſt auf. Zu den Gräben der oben genannten engliſchen Parthieen, die bei ihrem trüben, ſchwarzen Sumpfwaſſer in meiner kindiſchen Vorſtellung von unermeßlicher Tiefe waren, ſollte der widerwärtige Junge geſtürzt werden. Es ergriff mich eine wahre Begier nach dieſem Schauſpiel. Ich vertraute feſt, daß Philipp, mein Begleiter, der etwa 10—11 Jahre alt war, und ſo viel größer und ſtärker als Hans, die That vollführen werde. Ich ſah dieſen im Geiſte ſchon in dem ſchwarzen, tiefen Graben angſtvoll zappeln. Die Vorſtellung erfüllte mich mit einem Durſt wollüſtiger Grauſamkeit! Das immer wiederholte Anſinnen, die That zu vollbringen, führte mich eine ſehr weite Strecke mit jenem älteren Knaben. Die Entfernung flößte mir bald diſche Bangigkeit ein. Ich wollte zurück, wagte aber nicht

allein zu gehn, obwohl ich das rothe Giebeldach unſerer Wohnung deutlich in der Ferne ſah. Es ſchien mir unmöglich, dieſe weite Strecke allein zu machen; ich fing laut an zu weinen. Was bei meiner kindiſchen Angſt aus der Unbehülflichkeit des älteren Knaben, der zuverläſſig keine böſe Abſichten hatte, endlich aus der Sache geworden wäre, iſt ſchwer zu ſagen. Da führte der glückliche Zufall einen Diener vorüber, der einer mit uns in demſelben Gehöft wohnenden Familie angehörte und mich kannte. Dieſer nahm mich freundlich an die Hand und führte mich zurück. Ich war, wie Kinder ſind, ſchnell wieder ganz getröſtet, und in der Gegenwart ging mir alle Vergangenheit verloren, ſowohl der Gedanke an die Mordthat, die mich ſo gelockt hatte, als der an die Angſt, die ich empfunden. Harmlos hüpfte ich neben meinem Begleiter hin. Zu Haus war ich ſchon vermißt und geſucht worden; meine leicht aufgeregte Mutter hatte ſich ſchon bis zu Thränen geängſtigt. Sowohl der hinter dem Garten, obwohl ziemlich weitfließende, ſehr verpönte Schaafgraben, als die damals noch ſehr im Schwunge befindlichen Gerüchte und Sagen von geſtohlenen Kindern, waren die Hauptmotive der Beſorgniß. Große Freude alſo, daß ich glücklich wieder da war. Der Vorfall des Entfernens vom Hauſe, des Vermißtwerdens iſt allerdings ein ſo gewöhnlicher, daß er nicht des Erwähnens werth wäre. Allein der Blick, der ſich mir, wenn ich an die erſte Veranlaſſung deſſelben dachte, ſpäter darüber in mein eigenes Selbſt öffnete, die Erklärung, die mir aus dieſem kindiſchen Durſt nach einer grauſamen That über die ganze Natur des menſchlichen Herzens überhaupt hervorzudringen ſcheint, ſie ſind mir ſtets phyſiſch bedeutungsvoll erſchienen, und haben es bewirkt, daß die unbedeutende Thatſache, die zwiſchen mein drittes und viertes Jahr fallen muß, mir unvergeßlich geblieben iſt. — Zuletzt geſtaltet ſich auch in einem Nero die Er-

ſättigung grauſamer Begier nicht anders, als in einem bewußtloſen Kinde; es iſt die Ohnmacht, die Gewalt, eigene Willkühr zu zügeln, verbunden mit dem Reiz, in der Qual eines Andern ſowohl den Gegenſatz des eigenen Behagens zu empfinden, als die wollüſtige Begier zu ſtillen, der Wirkung der Marter an einem dritten zuzuſchauen; eine Begier, die ihre Verwandtſchaft mit der Sinnlichkeit überhaupt dadurch bekundet, daß ſie ſich ſteigert mit der Verſchiedenheit der Geſchlechter. Daher die ruchloſe Raſerei, welche in Zeiten der Gewaltthat bei Krieg und Plünderung gerade die ausgeſuchteſten Grauſamkeiten gegen Frauen richtet, und die noch ſchaudervollere Verirrung, welche die Frauen in den Sclavenſtaaten zu den grauſamſten Peinigerinnen der männlichen Sclaven macht. —

So keimt ſchon in dem jungen Kinderherzen der Giftbaum; vielleicht war der ſchöne Nero (hat man doch ſogar den Apoll von Belvedere für ſein Bildniß halten wollen) eines der lieblichſten zärtlichſten Kinder! —

Darum, dieſe Lehre darf man als eine zuverläſſige annehmen: Wir ſind bei Weitem nicht ſo entfernt von dem was uns das namenlos Entſetzlichſte dünkt, als wir in ſorgloſer Selbſtunkenntniß wähnen!“ —

Es ſei damit der Hinblick auf die Morgendämmerungstage der Kindheit beſchloſſen. Der ſüße Traum endet ſchnell! Das Bewußtſein erwacht klarer und klarer, und mit ihm tritt der ſchwere Ernſt der Wirklichkeit in das ſüße Zauberreich der Kindheit und wirft ſeine Schatten auf die ſonnigen Auen!

Wie dem Menſchengeſchlecht, ſo öffnet ſich jedem Menſchen in ſeinen erſten Tagen das Paradies. Aber auch das uralte ſtrafende Verhängniß iſt ſein Theil. Ein jeglicher iſt der Mit-Erbe des Sündenfalls; er bricht die Frucht vom Baum der Erkenntniß, und ſie treibt ihn aus der Pforte des ſeligen

Eden in das Labyrinth der unheiligen Erde, — unſelig, bis er ſie ſich durch ringende That und Arbeit ſelbſt wieder zum Eden umſchafft. Wer vollbringt dieſe unendliche Aufgabe des Daſeins ganz? — Es ſei das Beſtreben der folgenden Blätter, offen darzulegen, was mir davon gelungen; gegen das unendliche Maaß des Unvollbrachten, Unerreichten, Ungelöſten, freilich kaum beachtenswerth! —

Drittes Kapitel.

Erſte Lernjahre. — Beſuch der Meſſowſchen Schule. — Lehrer daſelbſt. — Schulleiden. — Lehrer-Grauſamkeiten. — Muſik — — —. Geburtstagsfeier des Lehrers.

Ich bezeichne ſo etwa das zweite Fünfjahr meines Lebens. Den erſten Unterricht empfing ich gleichzeitig von Vater und Mutter. Dieſe lehrten mich die Anfänge des Leſens und Schreibens, jener die der Muſik. Das erſte lernte ich aus einem Hülfsbuch von Gedicke, dem damaligen Director des Gymnaſiums zum grauen Kloſter in Berlin, einem geſchätzten Gelehrten und Pädagogen von Ruf. Das Muſikſtudium, auf welches ich ſpäter ausführlicher eingehen werde, ſteht als eine harte Qual vor mir, die ſich nicht nur mir, ſondern hauptſächlich meinem Vater dadurch bereitete, dem ich niemals dankbar genug für ſeinen unabläſſigen, wahrhaft aus Liebe hervorgehenden treuen Pflichteifer ſein kann, wenn derſelbe auch bisweilen harte Formen annahm. In Betreff des erſten Dornenweges dagegen, den ſonſt alle Kinder zu gehen haben, des Leſenlernens, weiß ich nichts von Mühſalen, die es mich gekoſtet

hätte. Ich erinnere mich nur, daß in meinem Gedickeſchen Buche einzelne Buchſtaben und Sylben, unſtreitig die wichtigeren, die Vocale und ſonſtigen Grundlaute, roth gedruckt waren, was mir von außerordentlicher Schönheit, dem ſchwarzen Druck gegenüber, erſchien. Unſtreitig war die Farbe ein ſehr glückliches pädagogiſches Hülfsmittel. In Geiſt, Herz und Seele des Kindes muß man oft durch ganz beſondere Pforten eindringen! —

So vorbereitet wurde ich denn im fünften Jahr meines Lebens in die Schule gebracht, in das damals ſehr geachtete, und meines Wiſſens noch viele Jahre ſpäter unter dem Sohn beſtehende, blühende Inſtitut des Dr. Meſſow.

Wie des geſtrigen Tages, — ja vielleicht lebendiger und beſtimmter — erinnere ich mich des erſten Ganges mit meinem Vater zu dem Lehrer, den ich unter Herzklopfen antrat. Meine Furcht davor war ſo groß, daß ich, da ich zu meinem Geburtstage die erſten Höschen geſchenkt bekam, wodurch man mir eine große Freude zu bereiten dachte, vielmehr in das heftigſte Weinen ausbrach, welches ich meinen Aeltern auf vieles Inmichdringen und Fragen endlich zum lächelnden Erſtaunen durch die Antwort erklärte: „Nun muß ich ja auch in die Schule gehn!“ — Ein halbes Jahr ſpäter mußte ich es denn wirklich. Ich weiß nicht wie es kam, daß mir unter allen ängſtigenden Vorſtellungen, die ich unterweges von dem neuen Lebensloos hatte, die vorläufig die beängſtigendſte war, daß der Lehrer mir wohl gar einen Kuß geben oder abfordern könne. Und richtig, dieſer mich erſchreckende Fall trat, bei der Freundlichkeit des ſo wohlgeſinnten Mannes, dem ich nach Jahren noch öfters herzlich die Hand gedrückt, ein. Der Kuß aber betäubte mich förmlich, ich erſtaunte beinahe, mich noch lebendig und wohlauf zu finden, als der furchtbare Augenblick vorüber war!

Der Schulbeſuch begann. Es muß der October des Jahres 1804 geweſen ſein. Mein Lernen ging, da ich einen leidlich guten Kopf hatte, raſch genug von ſtatten; dennoch war ich keinesweges ein fleißiger Schüler, ſondern erhielt meiſt Zeugniſſe voller Tadel. Unter den Lehrern ſchweben mir außer dem das Ganze in Ordnung und Anſehn erhaltenden Führer des Inſtituts, aus der unterſten Claſſe beſonders zwei vor, in erſchreckender und wohlthuender Erinnerung. Aber mich dünkt jetzt, der Knabe hatte gerade die ungerechte Auswahl getroffen. Mein und unſrer Aller Liebling war ein Herr Heyſe, der uns nicht ſonderlich zum Leſen und ſonſtigen Lernen anſtrengte, aber dafür unwiderſtehlich anziehend für uns zu erzählen wußte. Gar zu feſſelnd waren uns ſowohl die ſchauerlichen als die ſcherzhaften Geſchichten, die er uns vortrug. Die Erzählungen waren meiſtentheils aus ſchlechten Sammlungen, Wageners Geſpenſtergeſchichten mit natürlicher Auflöſung, Anekdotenbüchern und dergleichen genommen; uns erſchienen ſie indeſſen als Wunderwerke der Phantaſie, oder als die merkwürdigſte Wirklichkeit. Beſonders ſpannend war uns die bekannte Geſchichte von einem Offizier, der im ſiebenjährigen Kriege in einem verödeten Schloß, das der Sage nach Geſpenſter herbergen ſollte, übernachtet, dem in That um Mitternacht ein ſchauerliches Ungethüm mit glühenden Augen erſcheint, welches er in eine Tiefe ſtürzen ſieht, dann aber nachfällt, u. ſ. w. Nach dem Kriege erhält er von unbekannter Hand einen Brief und zwei ſchöne Pferde finden ſich vor ſeiner Thür angebunden. Es war das Geſchenk der Geſpenſter, einer Falſchmünzerbande, die er nicht zu entdecken geſchworen, und Wort gehalten hatte. Das wenig ehrenhafte in der Erzählung, die Annahme des Geſchenks, u. ſ. w. beunruhigte uns nicht. Aber immer wieder, obwohl wir die Auflöſung des Geheimniſſes längſt kannten, horchten wir auf die ſchauerliche Beſchreibung des

Geſpenſtes mit den feurigen Augen,*) bebten bei dem Sturz, den der demſelben nachfolgende Offizier in die Tiefe that, genug, ließen uns durch das ſchauerliche Colorit ſtets aufs Neue erregen. — Einige andere Erzählungen waren noch weniger für die Jugend geeignet, z. B. alle die Kniffe und Pfiffe Cartouche's, die Abenteuer eines bornirten Provinzialiſten, der in Paris in die Hände habſüchtiger Dirnen geräth, die ſich für ſeine Verwandten ausgeben, und Aehnliches. Dennoch, obgleich mehrfach ſogar eine entſchiedene Pflichtwidrigkeit mit dieſem Erzählen in Stunden, wo geleſen oder gerechnet werden ſollte, begangen wurde, hatte dieſer Lehrer das Weſen der Jugend richtiger getroffen als irgend ein anderer. Denn das Unverdauliche, oft geradehin das Gift in den Erzählungen, berührte uns noch nicht, und die ſonſtigen Gaukelſpiele der Phantaſie, welche ſie darboten, waren gerade das, was die Jugend am tiefſten erfüllen und ihre Seelenthätigkeiten anregen konnte. Darum war uns denn der, auch im Uebrigen ſtets freundliche und wohlwollende Lehrer, vor Allen lieb; und wenn das Wort geſprochen wurde: „in der letzten Stunde wird erzählt, wenn Ihr jetzt recht fleißig ſeid," ſo fühlten ſich Aufmerkſamkeit und Fleiß durch den ſtärkſten Sporn angeregt. — Auch eine andere Art der Stunde war uns ſehr willkommen. Sie beſtand darin, daß wir Erlaubniß erhielten, ſtatt auf unſern Schiefertafeln zu rechnen, uns mit Zeichnen darauf zu beſchäftigen. Dann wetteiferte der Nachbar mit dem Nachbar, wer die beſte oder eigenthümlichſte Zeichnung zu Stande bringen würde. Bisweilen wurde dann auch wohl etwas Unziemliches gezeichnet,

*) Abſonderlich ſchön für Kinder war die auf unſere Frage: „Wie ſich das Geſpenſt die feurigen Augen habe machen können?" gegebene Erklärung, daß dies durch ein paar hohle Gläſer, welche die Augen wie ein Uhrglas das Zifferblatt bedeckten, und innerhalb welcher kleine Wachslichtchen brannten, bewerkſtelligt worden ſei! —

das aber, wie Kinder dieſes Alters nun einmal ſind, ſogleich im Nachbar einen Angeber fand, den wir ſittlich nicht höher ſtellen wollen, als den muthwilligen Zeichner; denn die kleine Schadenfreude, dem Mitſchüler einen Verweis zuzuziehen, oder ihn zur Strafe an die Thür geſtellt zu ſehn, war gewiß thätiger dabei, als der Eifer für das Geziemende.

Dieſe große Schulluſt mußte die größeren Schulleiden, wenigſtens den Schulwiderwillen überwinden helfen, wodurch ich, ich muß es bekennen, von erſter Jugend an bis ſelbſt in die mittleren Klaſſen des Gymnaſiums hinauf, ſchwer bedrückt wurde! Aber ſehr zu den Schulleiden gehörten die Stunden bei einem andern Lehrer dieſer Klaſſe, der es ſehr gewiſſenhaft mit ſeinem Amt nahm und auch nicht eben durch ſeine Perſönlichkeit zurückſchreckte. Allein der Gegenſtand war der Jugend freilich unwillkommener, da wir bei ihm die erſten Studien des Lateiniſchen machten, Declinationen und Conjugationen memorirten. Ich verwundere mich, wenn ich jetzt dem Unterricht meiner Kinder folge, ſelbſt darüber, daß wir damals ſchon in den unterſten Schulklaſſen zu ſo harter Schularbeit gezwungen wurden; allein es war der Fall und war recht gut, denn die mechaniſche Sicherheit erwirbt ſich am beſten in der Zeit, wo der Gedanke noch am wenigſten entwickelt iſt. Dennoch wurde uns ſowohl mensa und rana als das traurige sum und amo unendlich ſchwer, und der wackre, eifrige Lehrer, Herr Schüler, der ſeine Pflicht ſo getreu übte, wurde der unſchuldige Träger des Widerwillens, den uns die Sache einflößte. Ich ſehe ihn noch lebendig vor mir, wenn er mit ſeinem breitgekrämpten niedrigen Hut und dem etwas kantorartig friſirten und geſtalteten Kopf in die Klaſſe eintrat; es durchfuhr mich jedesmal ein Schreck und Schauder, und mein einziger Gedanke war, „wenn er nur Dich nicht fragt!“ Auch habe ich ſehr gut ein Gefühl bewahrt, wie un-

verſtändlich, geheimnißvoll, ſogar, wie mehrere der Formen des Verbums und der grammatiſchen Begriffe vorkamen, z. B. die Phraſe „werden geliebt werden“ und die Begriffe Gerundium, Supinum, wobei ich mir durchaus nichts denken konnte, während mir doch ein Präſens, Perfektum, Imperativ u. ſ. w. faßliche Dinge waren. Die ſeltſamſten Anſichten aber hatte ich über das Verhältniß der Tempora, die die vergangenen Zeiten ausdrücken, und quälte mich oft mit Grübeln, wie viel länger denn eigentlich ein Ereigniß her ſein müſſe, welches im Plusquamperfectum ausgedrückt würde, gegen eines, das bloß im Imperfektum ſtand! —

Immer aber blieb der brave Herr Schüler in unſern (nicht bloß in meinen) Augen als Vertreter und Verſchulder aller dieſer Mühſeligkeiten und Leiden, und es dünkte mich, er ſei dergeſtalt nur zum Peiniger der Menſchheit geſchaffen, daß ich eines Tages, wo ich ihm auf der Straße begegnete, indem ich mit einigen anderen Knaben, die nicht zur Schule gehörten, ging, ganz erſtaunt darüber war, daß ein ſo bösartiges Weſen meinen furchtſamen Gruß und den meiner Freunde nicht nur freundlich erwiderte, ſondern ſogar ganz heiter fragte: „Ob wir ſpazieren gehen wollten?“ Von der Zeit an verſchwand aber auch ein großer Theil des Schreckens, den er mir einflößte; ein Beweis, wie wenig es oft Seitens eines Lehrers bedarf, um Kindern aus großer Ferne plötzlich viel näher zu treten.

Aus einer nächſt höheren Klaſſe, in die ich nach einiger Zeit, zu meinem Schrecken verſetzt wurde, (denn ich glaubte bei jeder Verſetzung, auch noch viel ſpäter, die Arbeiten und Aufgaben der höheren Klaſſen würden ganz unbeſiegbar ſein) erinnere ich mich ebenfalls vorzugsweiſe zweier Lehrer, aber nicht im beſten Sinn. Ich will ſie daher nicht nennen. Der eine, ein mürriſcher, wirklich ſehr ſtrenger Mann, mit altmodiſcher gepuderter Friſur, Herr Th . . . hielt uns, und zumal

mich mit meiner lebhaften Phantaſie, beſtändig in Angſt und Zittern. Er drohete gar zu furchtbar. z. B. „Wer noch ein mal plaudert, oder wer dies und jenes thut oder läßt, bleibt bis heut Abend um acht Uhr nach!“ — Ein Nachbleiben aber, bis zu ſo ſpäter Stunde, da ſchon eine einzige Stunde des Mittags wegen des Empfanges zu Haus, mir die äußerſte Angſt einflößte, erſchien mir als das entſetzlichſte Loos, von dem ein Sterblicher nur getroffen werden könne. Eben ſo ſchreckenvoll war die Androhung der Carcerſtrafe (ein Loch unter der Treppe, das mir entſetzlicher ſchien, als die Schlangenhöhle Högne's) oder die der Schläge, wobei es mit dem hoch empor geſchwungenen Rohrſtock hieß: „Ich haue Euch, bis Blut fließt!“ Indeß muß ich ſagen, daß es meiſt bei Drohungen blieb, und die Strafen, wenn auch ſtreng, doch nicht ſo furchtbar ausfielen. Jedenfalls aber hielt es Herr Th... für angemeſſen, durch ein Schreckensſyſtem zu regieren. — Dennoch war dieſe Weiſe, wenn auch eine eigenthümliche, nicht ſo verwerflich als die eines anderen Lehrers, Herrn E... Ich kann nicht läugnen, daß er mir einigermaßen imponirte, in ſeiner ſtattlichen Haltung, eleganten Kleidung, dem blonden Haar, und einem gewiſſen Adel des Benehmens. Oft wußte er auch unſer Intereſſe zu feſſeln, durch lebhaften Vortrag, durch die immer ſehr zuſagende Weiſe, wie er ein Gedicht vordeclamirte, und ähnliches. In der geographiſchen Stunde hatte er eine anſprechende Form gewählt, deren ich mich noch heut lebhaft erinnere. Er machte die Klaſſe zum Schiff, uns zu Matroſen und Reiſenden. Jetzt liefen wir aus dem Hafen zu einer großen Fahrt, auf der wir alle möglichen Küſten und Städte anſegelten, und ſie näher beſichtigten, wobei uns mittelſt Fragen und Antworten die Merkwürdigkeiten derſelben eingeprägt wurden. Allein trotz aller dieſer feſſelnden Gaben, fürchteten wir dieſen Lehrer ganz ungemein. Denn er war wirklich grauſam

gegen uns arme Knäblein und führte, mit einer entſchiedenen Luſt an unſerer Angſt und Pein das aus, was uns Herr Th... doch nur androhete. So z. B. hatte er die Grauſamkeit, wenn einer von uns vorgerufen dicht an ſeinem Stuhl ſtand, um ſeine Aufgabe herzuſagen, daß er, wenn der Schüler ſtockte, die feinen Härchen in der Nähe des Ohrs faßte und ſeine Erinnerung: „Weiter“ oder die Frage: „Und nun?“ mit einem immer ſtärkeren Ziehen daran, begleitete: „Nun beſinne Dich doch,“ hieß es, und der Schmerz wurde immer heftiger, wir zuckten, zitterten, die Thränen liefen uns herab, er hatte ſeine Freude daran, uns die Antworten mittelſt dieſer Tortur auszupreſſen, die natürlich ganz die entgegengeſetzte Wirkung hatte, indem wir vor Schmerz und Angſt alle Faſſung verloren. Ferner erfreute er ſich daran, uns über die Beine zu legen, und mit dem dünnen ſpaniſchen Rohr ſo recht in langſamen Abſätzen wohl nicht übermäßig, aber äußerſt empfindlich zu ſchlagen, und zwiſchen jedem Streich eine lange Ermahnung zu ertheilen. Noch erbitternder und noch ſchlimmer aber war es, daß er dieſe Züchtigung eines Knaben, der etwas verſäumt hatte, einem andern Knaben übertrug, der denn in dem natürlichen Uebermuth, oder geradehin Schadenfreude möglichſt derb zuſchlug. Trotz alle dem war Herr E... eigentlich nicht bösartig; er konnte nur der Luſt nicht widerſtehen, ſich zuweilen und der zuſchauenden Klaſſe dazu, ein Späschen der Art zu machen! Er hatte ſchwerlich erwogen, wie tief das, was ihm ein Scherz dünkte, als Ernſt in die kindliche Seele eingriff, und wie gemüthsverderbend namentlich die Züchtigung des Knaben durch ſeinen Mitſchüler war, was dann, nach beendigter Schulzeit oft genug durch die erbittertſten Ausbrüche und Thätlichkeiten zu Tage kam. Glücklich, daß Kinderſeelen die eigentlich nur in der Gegenwart leben, ſo ſchnell vergeſſen, und alſo tiefere Spuren dieſer Vergiftung nicht zurückblieben; ſelbſt

nicht gegen den Lehrer, der uns durch seine anderen Vorzüge bald wieder gewann.

Ich war, wie schon gesagt, nichts weniger als ein fleißiger Schüler. Dennoch fielen die Musikstunden mir noch ungleich schwerer als die Schule. Einmal aber wurde ich diesen doch sehr dankbar. Ich hatte es in denselben nämlich schon so weit gebracht, daß ich beliebte, nicht zu schwere Musikstücke aus jener Zeit leidlich spielen konnte, z. B. von Pleyel, Haydn, Mozart. Mein Vater, der wie schon erwähnt, oft größere Instrumentalmusik bei sich hatte, trug auch Sorge, daß ich mich übte, mit Begleitung zu spielen. So hatte ich eines Tages ein größeres Musikstück, ich weiß nicht mehr von wem, das ich lange einstudirt, für mein Alter — ich muß zwischen 6—7 Jahr gewesen sein — erträglich gut, ja zum Verwundern der Anwesenden gespielt. Bald darauf fiel die Zeit der Censuren. Der Besitzer der Schule, Hr. Messow, selbst las sie vor und theilte sie aus. Die meinige war überaus schlecht ausgefallen. Ich saß in bitterſten Thränen. Da plötzlich nahm der Lehrer, nachdem er mir noch eine ernste Anrede über meine Trägheit und Flüchtigkeit gehalten, ein anderes Blatt hervor, und sagte: „Die Censur die ich eben gelesen, solltest Du haben; aber ich habe durch Herrn C. (er nannte einen Freund unseres Hauses) erfahren, daß du so fleißig in der Musik gewesen bist. Darum sollst Du auch hier eine mildere Beurtheilung empfangen.“ Und nun erfolgte die Vorlesung eines anderen Blättchens, das mich minder scharf tadelte, und mich somit der harten Strafe, die das schlechte Zeugniß zu Haus mir erwirkt haben würde, überhob. Wer war glücklicher als ich! Ich weiß noch heut nicht, ob dieses veränderte Zeugniß aus der freien Entschließung und Ansicht des Lehrers erfolgt ist; damals glaubte ich natürlich nur das. Erst im reiferen Alter ist mir die Muthmaßung gekommen, daß das ganze Verfahren wohl mit Kenntniß und auf Ver-

anlaſſung meines Vaters eingetreten ſein könnte, um meinen Eifer für die Muſikſtunden zu erhöhen. Die pädagogiſche Maaßregel war in jedem Fall eine ſehr gute geweſen, und wirkte auch glücklich; doch bekenne ich, daß die erſte Annahme, der Lehrer habe ganz aus freien Stücken gehandelt, mir lieber wäre.

Nur noch einen Moment aus dieſer frühen Schulzeit, der in das erſte Jahr derſelben fällt, will ich anführen, weil er die Eigenthümlichkeit der kindlichen Natur in ſehr auffallender Weiſe bezeichnet. Eines Morgens im Monat Juni, kam ich mit meinem beſten Freunde, Eduard Ludolf, (dem Sohn des Juſtizrath Ludolf, unſeres Nachbars,) wie gewöhnlich in die Schule. Zu unſerm Erſtaunen fanden wir die Klaſſen leer, und hörten unſere Mitſchüler im Hof und dem daran ſtoßenden kleinen Garten in lauter Fröhlichkeit ſich tummeln. Wir begriffen das ſeltſame Ereigniß nicht; da erfuhren wir, daß es der Geburtstag des Dr. Meſſow war, an welchem dieſer ſtets ſämmtlichen Schülern ſtatt der Lehrſtunden ein Feſt gab, ſie mit Chocolade und Kuchen bewirthete und ihnen den Hof und Garten zum Spielplatz einräumte. Man hätte meinen ſollen, dieſer Tauſch würde uns höchlichſt erfreut haben; allein wir waren beide ſo überraſcht davon, weil wir garnichts von dieſer Feier geahnt hatten, und eben dadurch ſo blöde, daß wir uns ſtill allein in unſere Klaſſe hinſetzten, und unſer Frühſtück verzehrten. Da trat durch Zufall der Gefeierte ſelbſt ein, war erſtaunt uns zu finden, und mußte uns lange zureden, bis wir uns entſchließen konnten, ſtatt am Unterricht, an den fröhlichen Spielen Theil zu nehmen. Das ſeltſam beklemmende Gefühl, das mich damals bedrückte, mir jene Freude ſo ganz fremdartig erſcheinen ließ, iſt mir noch heut unvergeßlich. In den folgenden Jahren, wo wir nicht mehr ſolche Neulinge waren, feierten wir natürlich den Geburtstag des Lehrers fröhlich mit,

der unsererseits durch ein gemeinsam von den Schülern dargebrachtes Geschenk festlich begangen wurde. Indessen bereitete er mir noch eine Verlegenheit. Als besondere Gabe hatte ich im nächsten Jahr den Auftrag von meinen Aeltern erhalten, einen ausgezeichnet schönen Rosenstock zum Angebinde darzubringen und dazu ein Verschen zu sagen, das meine Mutter gedichtet. Die Anfangszeilen sind mir noch heut gegenwärtig. Sie lauteten:

Des Rosenmonats schönste Zier
Bring' ich geliebter Lehrer Dir.

Allein ich konnte mich nicht dahin überwinden, die Verse zu sprechen. Ich übergab den Rosenstock, den ein Diener mir bis zur Schule getragen hatte, legte nur dem Lehrer, wahrscheinlich ungeschickt genug, das Blatt mit dem Gedicht unvermerkt darauf hin, und flüchtete mich beschämt. Erst später trat Herr Messow freundlich zu mir heran, und sagte: „ich habe das hübsche Gedichtchen wohl gefunden und danke tausendmal." Nach Wochen erst kam es, durch ein zufälliges Gespräch zwischen meinem Vater und dem Dr. Messow an den Tag, daß ich den Auftrag nicht ausgeführt hatte; ich mußte den nachträglichen Verweis nebst dem Spott über meine Blödigkeit hinnehmen!

Viertes Kapitel.

Häusliche Verhältnisse. — Musikunterricht. — Strenge Pünktlichkeit meines Vaters. Mein unnatürlicher Eigensinn. — Anekdoten. —

Während so diese Schulverhältnisse sich in sehr natürlicher Entwickelung gestaltet haben, waren die häuslichen

doch etwas abweichender Art; der Muſikunterricht nahm die Hauptſtelle meiner Thätigkeit darin ein. Ich erhielt ihn täglich, jeden Mittag von 12 bis 1 Uhr. Mein Vater gab ſich unſägliche Mühe, aber ich war noch unſäglicher ungeſchickt. Der Fehler lag wohl darin, daß mir zu früh und zu viel abverlangt wurde. Schon vom fünften Jahre an hatte der Unterricht begonnen, und das iſt, wo nicht ein ganz eminentes Talent zu Tage tritt, jedenfalls zu früh; und bei einem ſolchen hervorragenden Talent wird wenigſtens nichts verſäumt, wenn man daſſelbe erſt ſpäter zu entwickeln beginnt, da es ſeine Höhen dennoch erreicht. Selbſt Mozart würde nichts verſäumt haben, wenn er erſt drei oder vier Jahre ſpäter Muſikunterricht empfangen hätte; die erſten Jahre gehören der Freude, der Ueberraſchung, der Ungeduld des Vaters, nicht der natürlichen Entwickelung des Kindes. So war es bei mir; und die Bedingung einer günſtigen Entwickelung ſo früher Keime, die große zeitige Anlage fehlte im Ganzen, wenn auch einiges der Art vorhanden war. Mit dieſer Schwierigkeit ſtellte ſich der Widerwille gegen das Studium ein, wodurch natürlich die Fortſchritte noch mehr gehemmt wurden. Es genügte meinem Vater nicht, daß ich, was noch am erſten bei Kindern möglich, die mechaniſche Fertigkeit früher erwarb als andere, er wollte auch den Sinn, die Einſicht, gewiſſermaßen die wiſſenſchaftliche Erkenntniß der Kunſt früher in mir zur Reife bringen. Daher ſpielte ich nicht blos meinen Kräften angemeſſene Klavierſtücke, ſondern ich mußte es mit viel zu ſchweren verſuchen, nach beziffertem Baß ſpielen, und auch nach ſolchem vorgeſchriebene Beiſpiele in Noten ſetzen. Dies alles muß ſchon in mein ſiebentes, achtes Jahr gefallen ſein, jedenfalls lange vor dem zehnten. Allein wie wenig ich wirklich das Weſen der Sache faßte, ging aus einem Umſtande hervor, der mir noch in ſicherer Erinnerung iſt. Mein Vater wurde einmal während der Generalbaßſtunde,

als er mir eben ein neues Beiſpiel mit beziffertem Baß aufſchreiben wollte, geſtört; ich erklärte, ich wollte mir ſelbſt eins aufſchreiben, damit ich nicht zu lange auf das Ende der Stunde warten müſſe. Er war es zufrieden. Und was that ich? Ich ſchrieb auf gutes Glück Baßnoten und Ziffern, ohne alle Ahnung, daß dieſe etwas beſtimmtes ausdrücken, einen Zuſammenhang in der Folge haben müßten. Ich glaubte Alles geleiſtet zu haben, wenn ich jeden einzelnen Accord nach den Ziffern richtig niederſchrieb, (was ich allerdings konnte,) und nur die berüchtigten Quinten und Octaven vermied. Ob aber die Accordſätze einen Zuſammenhang haben, ob ſie klingen würden, daran hatte ich gar nicht gedacht! Einestheils ein Beweis, wie wenig ich wirklich von der Sache begriffen hatte, und wieviel ſich doch rein mechaniſch lernen läßt. Denn die verbotenen Fortſchreitungen vermied ich, in Folge mancher dafür empfangenen Ohrfeige, ziemlich ſicher, und ſogar geringere Fehler, als z. B. unſchön klingende Verdoppelungen, nur weil es Regeln dafür gab. Ich hatte alſo eine Sprache, und zum Theil ihre Grammatik erlernt, ohne die Worte zu verſtehen. — Nicht viel beſſer ſah es mit meiner erworbenen Kenntniß im Partiturſpiel, oder wenigſtens im Begleiten nach beziffertem Baß aus, obgleich ich vielfach Graun's Tod Jeſu, Zelters Auferſtehungsmuſik und andere größere Werke von Bach, Händel u. ſ. w. unter Aufſicht meines Vaters auf ſolche Art durchnahm. — In ſpäteren Jahren, als mein Vater ſchon längſt todt war, fand ich einmal dicke Notenhefte von meiner Hand, und erſah daraus, daß ich ſchon in der früheren Knabenzeit Choräle vierſtimmig in allen vier Schlüſſeln aufgeſetzt hatte, etwas das ich ſo mechaniſch gethan haben mußte, daß mir auch gar keine Erinnerung davon geblieben war, und ich zur Zeit dieſer Entdeckung ungeübter in dergleichen, ſogar im Gebrauch und Leſen der Schlüſſel war, als ich es als Kind bewußtlos geweſen ſein muß. —

Es läßt ſich denken, daß mir unter ſolchen Umſtänden die Muſik keine ſonderliche Freude machte, trotz des Ruhms, den ſie mir zuweilen eintrug. Die Klavierſtunde und Abends die ſchriftlichen Uebungen waren mir wie eine Galeerenkette. Während meine Schulkameraden auf der Gaſſe fröhlich ſpielten, mußte ich Gänge von Septimen-Akkorden nach der Regel aufſetzten, und während ſie die Freiheit hatten, Mittags aus der Schule nach Belieben langſam, unter allerlei Spielen und Umhertreibereien, nach Hauſe zurückzukehren, und bis zum Eſſen ſich zu erholen, mußte ich mit unerbittlicher Pünktlichkeit um ein Viertel nach zwölf zu Haus ſein, um mich ans Pianoforte zu ſetzen, und unter Angſt und Thränen die Kunſt zu üben! Dennoch, wie viel ſchulde ich meinem Vater für ſeine eifrige Unermüdlichkeit, wenn ſie auch das Maaß zuweilen vergriff! Denn ohne ſie wäre mir doch wahrſcheinlich alles Glück für immer verloren geweſen, was die Muſik mir nachher ſo reichlich gewährt hat, und noch gewährt. — Am ſchwerſten wurde mir Mittags das pünktliche Einhalten der Stunden; aber mich erwartete ſtrenge Strafe, wenn ich auch nur Minuten verſäumte. Es trafen nämlich gerade um dieſe Zeit die Knaben mehrerer Schulen in dichten Strömen auf der Straße zuſammen. Dabei gab es entweder heitere Spiele oder zuweilen ernſte Schlachten, deren Schauplatz gewöhnlich der Gensdarmenmarkt war. An Beiden Theil zu nehmen war mir unterſagt und dennoch meine größte Luſt, der ich oft nicht widerſtehen konnte. Namentlich entſinne ich mich einer geiſtigen Folter und Verſuchung der Art, der ich allzuſehr unterlag. Wir hatten eine Zeitlang die nicht löbliche Gewohnheit angenommen, ſchon in der Schule, gewöhnlich in der letzten Stunde, Schiffchen von Papier oder auch Borke anzufertigen, und dieſe, was beſonders nach ſtarkem Regen möglich und ergötzlich war, auf den Rinnſteinen ſchwimmen zu laſſen, bis ſie an der Mohren- und Markgrafen-

ſtraßenecke, wo ſich die Goſſe in einen unterirdiſchen Kanal ergießt, verſchwanden. Kein höheres Intereſſe gab es, als den Lauf eines ſolchen Schiffchens zu verfolgen; mit Spannung ſahen wir es unter einer langen Rinnſteinbrücke verſchwinden, und mit Jubel wurde es begrüßt, wenn es an der andern Seite hervorkam. Ich vermochte mich nicht davon loßzureißen, und allein den traurigen Weg zur Klavierſtunde nach Hauſe zu wandern! Ein Begleiter, ein gutes Beiſpiel, ein Unglücksgefährte hätte mir das Opfer leicht gemacht. Ich drang daher ſtets in meinen Freund Ludolf, der Haus an Haus mit mir wohnte, doch mitzukommen; allein vergeblich; er hatte ja zu Haus nichts zu fürchten! So zögerte ich von Minute zu Minute, — der Kampf wurde immer heftiger, ich immer ſchwächer — denn plötzlich donnerte die unerbittliche Glockenuhr des Gensdarmenthurms einen mächtigen Viertelſchlag — ein Schreck durchfuhr mich — meine Zeit war ſchon verfloſſen, — ich kam zu ſpät, — die Scheltworte, die Strafe waren gewiß .... dennoch vermochte ich es nicht über mich, mich zur rechten Zeit der Verſuchung zu entreißen! Aber iſt dies nicht in einem kindiſchen Beiſpiel die Geſchichte aller Verſuchungen des menſchlichen Herzens zum Unrecht? Daß unter den Empfindungen der Furcht, der Reue, unter Thränen und Zittern, lauter Folgen des erſten Unrechts, weder die Liebe zur Muſik in mir wuchs, noch die Möglichkeit einer geſammelten Aufmerkſamkeit vorhanden war, iſt begreiflich. Dennoch ermüdete mein Vater nicht, und durch ſeine ſtrenge Conſequenz gedrängt, ſchritt ich vorwärts, wiewohl ſehr langſam und unter den heftigſten Kämpfen. Ja, mit noch jetzt empfundener tiefer Beſchämung muß ich geſtehen, daß ich dieſe Kämpfe abſichtlich erſchwerte. Ich gefiel mir bisweilen darin, eine Art Märtyrthum zu erdulden, indem ich die einfachſten Dinge nicht ausführen zu können mich verhärtete, und ſo eine Art von Selbſtqual über mich herbeizog, die freilich

eine noch viel größere für meinen Vater wurde. Auch dieſer Zug unnatürlichen Eigenſinns, um ihn ſo milde als möglich zu benennen, hat mir durch den tiefen Blick, den er mir in die Verirrung der eigenen Seele gab, Aufſchluß über Manches ſcheinbar Unglaubliche in dem Weſen Anderer gegeben. Ich muß immer wieder auf das Bekenntniß oder vielmehr die Selbſterkenntniß zurückkommen, daß nichts ſo Unerhörtes, ſo ins äußerſte Verirrtes im Gebiet der geiſtigen Thaten liegt, wozu nicht der Keim in jeder menſchlichen Seele überhaupt verborgen ſchlummre. —

Meine Muſikſtudien waren alſo Schuld, wie aus manchen zuſammentreffenden Umſtänden die ſchärfſten Dornen meiner Jugendroſenzeit. Einzelne Blüthen, die mir auch daraus erſprießten, konnten mich nicht dafür entſchädigen; es waren eigentlich nur die kleinen Triumphe der Anerkennung, ja, wenn man will des Ruhms, die ich als kleiner Klavierſpieler feierte. Und ſelbſt dieſe blieben zuweilen nicht ohne bittern Beigeſchmack. So mußte ich noch als ſehr kleiner Knabe eines Tages einer Dame unſerer Bekanntſchaft eine neueingeübte Sonate vorſpielen. An einer beſtimmten Stelle pflegte ich unachtſam zu ſein und fehl zu greifen; es geſchah auch diesmal. Mein Vater gab mir im Verdruß darüber eine derbe Ohrfeige, die ich ſtumm und ohne mich dadurch ſtören zu laſſen, hinnahm. Aber mit dem Schlußakkord fuhr ich, in laute Thränen ausbrechend, — unter das Inſtrument, um mich zu verbergen. Die Zuhörerin hat mir das von mir ſelbſt vergeſſene Ereigniß ſpäter oft mit heiterer Theilnahme erzählt; das Vergeſſen beweiſt, daß der Eindruck doch nicht ſo tief war, als er ſchien. — Eine ähnliche geſchickte Wendung gab ich ſpäter dem Erfolg einer öffentlicheren Produktion. In einem, von meinem Vater in unſerm Hauſe veranſtalteten Concert, hatte ich mit vollem Orcheſter ein Clavierconcert von Mozart (eins der älteren

C-dur) gespielt. Jedesmal nach dem Schluß einer solchen Produktion überfiel mich eine Blödigkeit und Scheu vor den Lobsprüchen, die mir die Zuhörer spendeten; diesmal mußte ich, wahrscheinlich im Gefühl meiner vortrefflichen Leistung, eine besondere Furcht davor empfinden, denn mit der letzten Note sprang ich vom Stuhl auf und lief zum Saal hinaus, zum höchsten Erstaunen eines anwesenden Kunstfreundes, des Grafen Lehndorf, der mir eben seinen Glückwunsch darbringen wollte. — Diese Züge können indeß gewissermaßen tröstliche Anhaltpunkte werden, daß die Eitelkeit ein Gift ist, welches in jugendlicher Seele nicht so tief eindringt, als man fürchten möchte. — Ich wenigstens hätte gern alle Lobeserhebungen der Welt eingebüßt, wenn ich nur, statt neue Claviersonaten und Concerte einzuüben, mit einem Schulkameraden auf der Gasse hätte herumstreifen können, oder die Schiffchen schwimmen lassen, oder das unaussprechlich zauberische Spiel, Zillrad*) genannt, spielen, oder noch ärgeren Straßenunfug treiben. — Am schwersten kam es mir Sonntags an, dergleichen aufgeben zu müssen. Und doch begegnete mir dies vielfach. Denn in der Wohnung eines alten, tüchtigen Musikers, Patzig mit Namen, fanden Abonnements-Concerte an den Sonntagabenden statt, die mit dazu bestimmt waren, jüngeren Zöglingen in Gegenwart ihrer Aeltern und Verwandten Gelegenheit zu geben, sich vor einem größeren Kreise und mit Orchester hören zu

*) Ob es heut noch in Gebrauch ist, weiß ich nicht; der Namensursprung ist dunkel. Die Sache aber bestand darin, daß eine Anzahl Knaben, je mehr je besser, einen leeren Leiterwagen, wie sie damals wohl vor den Hausthüren zu stehen pflegten, bestieg, während einer, durch Abzählen getroffen, denselben umschwärmte, und den droben Befindlichen einen Schlag mit der Hand auf den Fuß anzubringen suchte, worauf der Getroffene seinerseits vom Wagen hinunter und die Rolle des Schlägers übernehmen mußte.

laſſen. Dieſes Loos war denn auch mir nicht ſelten beſtimmt, und ich empfand es als eine der traurigſten Belaſtungen meiner Knabenfreiheit. Ich verwünſchte die Concerte von Philipp Emanuel und Sebaſtian Bach, die ich dort nach mühſeliger Einübung zu ſpielen hatte, und empfand von dem etwaigen künſtleriſchen Ruhm, den ich dadurch erwarb, nicht die mindeſte Erquickung, obgleich mein Vater ſogar Sorge trug, dergleichen für dauernde Erinnerung zu bezeichnen. Denn er trug jede Leiſtung ſeiner Kinder in ſeine Bücher ein. Meine Geſchwiſter, beſonders zwei meiner Schweſtern, wurden ganz ähnlich in muſikaliſcher Beziehung zu ernſten Studien angehalten. Dem vermerkten Factum mit Jahreszahl und Datum ward auch ſtets eine kurze Cenſur über das Geleiſtete hinzugefügt. Hier darf ich aber doch ſagen, daß ich eine große Freude daran hatte, als der Vater mir einſtmals die gemachte Notiz vorlas, die ein Sebaſtian Bach'ſches Conzert als löblich, und beſonders das Adagio mit ausdrucksvollem Vortrage geſpielt, bezeichnete. — Dieſe Bücher werden für mich in den Notizen gewiß noch vieles Intereſſante, zuverläſſig auch Manches für die Charakteriſtik des damaligen Kunſtlebens in Berlin nicht Unwichtige enthalten haben; allein ſo gewiſſenhaft und ſorgſam mein Vater war, ſo ſorglos ſind leider wir, ſeine Nachfolger geweſen, und ſeine großen Folianten ſind abhänden gekommen, ohne daß ich irgend wüßte, wie und wohin.

Dies die Leiden und Freuden meiner häuslichen Studien, wie ſie mit der Schulentwicklung parallel liefen. Im Uebrigen glich unſer Treiben und Verkehren zu Haus ganz dem früher geſchilderten. Die Sommerwohnung wurde regelmäßig bezogen und gewährte die alten Freuden, die ich zum Theil ſchon in der Vorausnahme geſchildert.

Fünftes Kapitel.

Oeffentliche Verhältniſſe. — Ausmarſch unſerer Truppen nach Hannover. — Schlacht bei Auſterlitz. — Das Jahr 1806. — Die Nachrichten von Jena und Auerſtädt. — Schulenburgs „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“ Erſter Einzug der Franzoſen. — Zerſtörungen unſeres Hausweſens. — Einzug des Kaiſers. — Errichtung der Nationalgarde.

Ich komme jetzt zu einem Abſchnitt, der auch ein allgemeines Intereſſe hat, nämlich die Geſtaltung der Zeit überhaupt in dieſem zweiten Luſtrum meiner Kindheit. Sie war ſehr ernſt. Die Erſchütterungen, welche von Frankreich ausgingen, drangen uns immer näher. Oftmals hörte ich meine Mutter, die an allen wichtigen Verhältniſſen des Lebens eben ſo ernſten als verſtändigen Antheil nahm, beſorglich ſagen, wenn von den Siegen der Franzoſen erzählt wurde: „O, dieſe verwünſchten Franzoſen! Am Ende kommen ſie uns auch noch einmal hierher!“ — Man weiß, wie nahe dieſer Zeitpunkt war. — Das erſte Vorſpiel dazu, welches mir lebendig in der Erinnerung ſchwebt, gab der Ausmarſch unſerer Truppen zur Beſetzung von Hannover. Ich weiß mich zu beſinnen, daß ich demſelben von einem Fenſter in der Mohrenſtraße, in der Gegend des heutigen Zietlenplatzes, zuſchaute. In dunkler Empfindung habe ich den Widerhall der Aufregung aufgenommen, der die Gemüther erfüllte. Das Wogen der Volksmaſſen, welche die ausmarſchirenden Truppen umſchwärmten, Abſchiedsſcenen, Händedruck und Lebewohl des Einzelnen, das dem im Marſch aus dem Gliede tretenden dargebracht wurde, Alles dies iſt mir wohl erinnerlich.

Einen viel bewußteren Eindruck aber erinnere ich mich von einem zweiten wichtigen Ereigniß empfangen zu haben. Es war die Schlacht bei Auſterlitz. Mein Vater kam ſehr aufgeregt nach Hauſe, ich hörte, wie er der Mutter erzählte,

die in Thränen ausbrach; ich that einige Fragen und weiß, daß ich den Ernſt der Antworten ſehr wohl empfand. An Thatſachen iſt mir davon erinnerlich, daß mein Vater ſagte: „Die Oeſtreicher und Ruſſen haben eine große Schlacht verloren; beide Kaiſer ſind geflüchtet, man weiß nichts von ihnen. Man ſagt ſogar der ruſſiſche Kaiſer ſei todt; man will ſeine Leiche in einem Wege gefunden haben.“ Die Unrichtigkeiten erklären ſich aus den Gerüchten, die jeder großen Schlacht folgen. Unvergeßlich aber iſt mir das Gefühl, welches mich durchdrang, bei den Worten: „Man ſoll den Kaiſer todt im Wege gefunden haben!“ Ich hatte nur ſein Bildniß, das aber oft, weil es damals die Fenſter aller Läden ſchmückte, geſehen; er wie alle andern Monarchen waren in Blei ausgegoſſen, und gehörten zu unſerem täglichen Spielgeräth! Und dieſer Kaiſer, in ſeiner prachtvollen grünen Uniform, mit den goldenen Achſelbändern, dem blauen Ordensband, dem Stern, — der ſollte todt im Wege gefunden worden ſein! Die Kinderſeele beſchäftigte ſich unaufhörlich mit dieſem Bilde und ich ſtellte mir Perſon und Oertlichkeit klar vor Augen. Seltſam nur, daß ich mir, obwohl die Schlacht bekanntlich am 2. December, ſtatt gefunden hatte, wir alſo im tiefen Winter waren, den Weg nie anders als einen dunkeln Laubweg im Thiergarten, grün und ſchattig vorſtellte. —

Der Kaiſer der Franzoſen war ſchon damals in Deutſchland unendlich mehr gehaßt und gefürchtet als bewundert, wenn gleich das Letztere auch noch in hohem Maaße. Es erſchienen vielfache Schriften und Aufſätze, die ſein Feldherrntalent außerordentlich erhoben und noch immer darauf hindeuteten, daß er daſſelbe nur zum Heile Deutſchlands und der damit zuſammenhängenden Staaten zu verwenden trachte. Eine ähnliche Abſicht wurde ihm auch bei dieſem Kampfe mit Oeſterreich und Rußland beigelegt. Um ſo mehr mußte er allen,

die nicht den Sinn für die nächſten, heiligſten Pflichten eingebüßt hatten, als ein gefährlicher Feind erſcheinen, den die gemeinſamſte Kraft-Anſtrengung zu bekämpfen hatte. In ſolcher Geſinnung wurden die Ereigniſſe des Jahres 1806 in Preußen aufgefaßt.

Was wir bei dem oben erwähnten Ausmarſch der Truppen im leichten Vorſpiel geſehen, erneuerte ſich in ungleich ſtärker ausgeprägten Zügen bei dem Ausrücken zu dem Kampf des Jahres 1806. Jeder fühlte, und ſelbſt dem Kinde theilte ſich durch das, was es die Erwachſenen äußern hörte, dieſes Gefühl mit, daß es ſich hier um einen Kampf handelte, wo Ehre und Beſtehen des Vaterlandes auf dem Spiel ſtanden. Einzelne Offiziere und Soldaten, die in meinem älterlichen Hauſe bekannt waren, nahmen Abſchied vor dem Ausmarſch. Ich entſinne mich namentlich noch eines Unteroffiziers Hoffmann, der als der Mann einer im Hauſe öfters beſchäftigten Frau, auch oft zu uns gekommen war, und den wir Kinder eben ſo anſtaunten, wegen ſeiner Uniform und ſeines Degens, als wir ihn wegen mancher freundlichen Dienſte lieb hatten. Er kam Abſchied zu nehmen. Meine Mutter nöthigte ihn zum Sitzen, mein Vater wurde aus dem Comtoir gerufen, er ließ eine Flaſche Wein bringen. Alles dies war etwas ganz Ungewöhnliches dem ſchlichten Manne gegenüber und brachte einen ganz beſonderen Eindruck auf mich hervor. Zur Erinnerung an das oft von mir gehörte, oben erwähnte beſorgliche Wort meiner Mutter fragte ich: „Werden denn nun die Franzoſen kommen?“ — „Nein'“ ſagte ſie, mich beruhigend, und wollte offenbar ihre Bewegung in einem ſcherzhaften Wort verbergen. „Der Mann wird ſie ſchon wegjagen mit ſeinem Degen!“ — Ich weiß nicht woher es kam, allein ich empfand etwas, das mich die Worte meiner Mutter, der ich doch ſo unbedingt vertraute, nicht recht glauben ließ. Die Gläſer wurden gefüllt auf glückliches Wieder-

ſehen angeſtoßen, meine Mutter trocknete ſich die Augen, mein Vater ſchüttelte dem Unteroffizier ſo herzlich die Hand — — alles dies wirkte mit ſo eigenthümlicher Gewalt auf mich, war ſo feierlich, daß ein halbes Jahrhundert die Lebendigkeit des Eindrucks nicht hat verwiſchen können. —

Wenige Wochen ſpäter folgte eine furchtbare Kataſtrophe, die ſich ſelbſt des Gemüths eines Kindes, in den Wirkungen, welche die nächſten Umgebungen deſſelben davon erhielten, mit unabweisbarer Gewalt bemächtigte. Die Nachrichten von der Armee wurden mit begierigſter Spannung aufgenommen; jeder Beſuchende erzählte etwas Neues, nach jedem Ausgang brachte mein Vater irgend eine Nachricht mit; auch in der Schule wurde faſt nur davon geſprochen, die Lehrer ſelbſt erzählten nur von den Weltereigniſſen. Wie immer in jener Zeit wurden die verlornen Schlachten zuerſt als glänzende Siege verkündet. So die von Jena und Auerſtädt. Doch bald kamen auch bezweifelnde, widerſprechende Notizen. Eines Morgens beſuchte uns der Hausarzt meiner Aeltern, der alte berühmte Heim. Meines Vaters erſte Frage war: „Was bringen Sie neues?“ „Verdammt Schlechtes“ rief er in ſeiner originellen Art und Sprechweiſe „die Schlacht iſt verloren! Alles zum Teufel gelaufen!“ Meine Mutter erblaßte, mein Vater war in äußerſter Aufregung. „Ich glaubte“ ſagte dieſer endlich „es ſei noch nichts entſchieden; ſie ſtehen, heißt es ja, einander gegenüber wie die Mauern!“ „Nein nein nein,“ rief Heim „ſie ſind davon gelaufen wie die Hundsfötter.*) Es iſt Alles verloren!“ — „Und der Prinz Louis Ferdinand?“ fragte mein Vater haſtig — „Iſt todt! der hat ſich brav gehalten!“ Meine Mutter weinte und zitterte; meinem Vater,

*) Ich gebe trotz ſeiner Härte, den mir unvergeßlichen wörtlichen Ausdruck wieder.

dem harten, ſtrengen Manne, ſtanden die Thränen in den Augen; wir Kinder horchten, geſpannt aufblickend dem Geſpräch der Erwachſenen. Was weiter in dieſem Augenblick geſchehen, weiß ich nicht mehr; nur daß meine Mutter in bitterſten Thränen, in einer Bewegung, wie ich ſie noch nie, und ſpäter erſt bei dem Tode meines Vaters geſehen, auf das Sofa geſunken war. — Dunkle Nachrichten von den Ereigniſſen bei Auerſtädt waren übrigens ſchon am Tage zuvor zu uns gedrungen, doch Alles zweifelhaft. Der Tod des Prinzen mußte meine Aeltern noch beſonders erſchüttern, da er in ſeiner Eigenſchaft als ſo ausgezeichneter Muſiker, in mehrfachen perſönlichen Beziehungen mit meinem Vater geſtanden hatte; überdies von einer ſo viel an Muſikereigniſſen theilnehmenden Familie näher gekannt war.

Nachmittags ging ich mit meinem Vater aus, in den Straßen war eine haſtige, aber ſtumme, gedrückte Bewegung wahrzunehmen. Die Begegnenden hielten einander an, ſprachen eifrig, aber leiſe zuſammen. Das allgemeine Gefühl der Trauer, die Sorge drückte auch auf mich. Wir gingen nach dem Hotel des Miniſter Schulenburg, der das Haus in der Behrenſtraße, welches grade auf die Markgrafenſtraße ſtößt, bewohnte. Eine dichte Volksmenge hatte ſich vor den Fenſtern verſammelt, und wartete unten im dumpfen, ſchauerlichen Gemurmel auf Nachrichten. Ein Herr in rother Uniform zeigte ſich mehrmals am Fenſter; ich glaube mich zu erinnern, daß er mir als der Miniſter bezeichnet wurde. — Aus dieſen Unglücksſtunden ſtammte das unſelige Placat mit den allzu berüchtigt gewordenen Worten: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“

Von dem, was nunmehr vorging, bis zu dem Einrücken der Franzoſen in Berlin, habe ich zu wenig Erinnerungen, um irgend etwas nach eigener Auffaſſung darüber melden zu können; eine geſchichtliche Darſtellung liegt nicht in meiner Ab-

ſicht. Ich erinnere mich nur, daß Nachricht auf Nachricht von den Vorfällen eintraf; dazwiſchen auch immer wieder meiſt unrichtige Glücksnachrichten als helle Blitze aufleuchteten, deren vorüberfliegendes Streiflicht die ängſtlich hoffenden Gemüther begierig auffaßten.

In der Knabenvorſtellung konnte ſich damals gar keine andere Anſchauung von den unwiderſtehlichen Siegen der Franzoſen bilden, als daß wir uns jeden Einzelnen derſelben von ungemein größerer Körperkraft dachten, wie die ihrer Gegner. Es war oft der Gegenſtand unſeres Geſprächs, unſerer eifrigen Discuſſionen, wie ſtark ein Franzoſe wohl ſei, mit wie vielen Preußen er es wohl aufnehmen könne. Unſere Straßengefechte und Gensdarmenmarktsſchlachten hatten freilich kein anderes Maaß für den Sieg. So erfüllte uns denn nun natürlich die äußerſte Spannung, dieſe wunderbaren Krieger zu ſehen. Und, wie ſeltſam es klinge, als eines Vormittags die Nachricht in die Schulklaſſe drang, die Franzoſen rückten wirklich ein und ein Regiment Chaſſeurs marſchire die Friedrichsſtraße herunter, ſo ergriff uns mehr eine freudige Aufregung und erfüllte uns mit der Luſt einer endlich befriedigten Neugier, als daß wir von ſchmerzlichem Gefühl ergriffen geweſen wären. Die Schule wurde natürlich ſogleich geſchloſſen, damit jedes Kind in die Obhut ſeiner Aeltern komme, da man nicht ohne Beſorgniß vor blutigen Auftritten in den Straßen, ſelbſt vor Plünderung war. Allein wir vereitelten dieſe Maaßregel der Vorſicht dadurch, daß wir, ſtatt nach Haus zu eilen, ſämmtlich unſeren Weg dahin nahmen, wo wir die Franzoſen ſehen konnten. Es war an der Kronen- und Friedrichsſtraßenecke, wo ich die erſten franzöſiſchen Soldaten, Chaſſeurs des Chevaux-Legers-Regiments erblickte. Sie ritten zu zweien in lockeren Diſtancen, wodurch ſich einige hundert Mann Cavallerie natürlich zu einer überaus großen Linie ausdehnen. So erſchien uns denn auch ihre Anzahl unermeßlich; vielleicht war es in Ab-

ſicht, einen ſolchen Eindruck auf die Bevölkerung hervorzubringen, denn in einer Stadt von damals 180,000 Einwohnern (ohne Militär) konnte doch durch die aufgeregten Maſſen leicht ein nachtheiliger Conflict geſchehen. Indeß ging Alles, wie man weiß, ruhig ab; eine dumpfe, todtenartige Ruhe herrſchte in den Straßen. Wir Knaben gingen, eifrig disputirend, immer noch in Streit über die Löwenſtärke dieſer Reiter, deren im Ganzen kleine, ſchmächtige Geſtalt uns doch ſehr in Verwunderung ſetzte, nach Hauſe. Dort ſtellte ſich freilich ein anderes Bild dar. Ich fand meine Mutter beim Eintreten in unſer großes Wohnzimmer auf dem Sofa liegend, in erſtickendem Schluchzen. Mein Vater ſtand abgewendet und blickte ſtarr durch's Fenſter auf die einſame Straße. Als er ſich gegen mich umdrehete, ſah ich ſeine Augen ganz geröthet vom Weinen. Es herrſchte im Gemach die tiefſte Stille. Da fühlte denn freilich auch der ſiebenjährige Knabe, daß ſeine, nur mit aufgeregtem Staunen, über das was er geſehen hatte, erfüllte Bruſt nicht die rechte Empfindung des Augenblicks in ſich trug. — Was nun eigentlich geſchah, welches die Aeußerungen, die Befürchtungen meines Vaters waren, weiß ich nicht mehr. Ich entſinne mich nur der bei ihm ganz ungewöhnlichen Stimmung der Weichheit und Milde, und daß meine Mutter mich zu ſich in ihre Arme zog und unter Thränen küßte.

Daß zu dem vaterländiſchen Schmerz ſich nunmehr auch die ſchweren, häuslichen Sorgen geſellten bei dem Verſorger einer ſo zahlreichen Familie, dem Vorſteher eines ſo großen Haushalts und Geſchäftes, läßt ſich denken. Das Letztere war ſo gut wie vernichtet, denn es diente nur dem Schmuck des Lebens, wenngleich dem edelſten, durch die Künſte. In dieſer eiſernen Zeit aber war, ſo gut wie in den Beſtürzungen und Erſchütterungen des Jahres 1848, der Sinn für Alles, was nicht der Nothwendigkeit des Daſeins gehörte, wie ver-

nichtet. Dieſe Theile des Lebens hatte ein zermalmender Keulenſchlag getroffen.

Die Druckerei, die mein Vater beſaß, wurde geſchloſſen, alle Leute entlaſſen. Sie ſchieden mit Kummer und Sorge, aber doch mit Liebe. Es war ein eigenes, wunderſames Gefühl, als ich ſo viele Männer, die ich ſo gut kannte, die mir ſo viel Freundliches gewährt hatten, von uns Abſchied nehmen ſah im traurigſten Lebewohl! Noch heut könnte ich die alten Setzer und Drucker malen, ſo lebendig ſtehen ſie mir vor Augen! Beſonders ungern verlor ich ein jüngeres Mitglied der Druckerei, einen Burſchen, Namens Auguſt, (ſeinen ferneren Namen kannte ich nicht), der mir als älterer Spielgefährte ſehr lieb, durch ſeine Geſchicklichkeiten mancher Art meinen Spielen und Beſchäftigungen höchſt willkommen geweſen war. Die Muſikhandlung brauchte nicht geſchloſſen zu werden, aber ſie ſchloß ſich halb von ſelbſt. Es kaufte Niemand; der einzige alte Gehülfe meines Vaters,*) Tiede mit Namen, ein Mann, der ſich meiner Knaben-Erinnerung gleichfalls unvergeßlich eingeprägt hat, verſchwand auch aus dem Comptoir.

So ſtockte Alles; Jeden bedrängte die Zeit auf das Härteſte. — Glücklich die Jugend, die die Dinge ſah, ohne ſie in ihrem ſchweren Nachgewicht zu empfinden.

Die erſte Einquartirung traf ein und erfüllte uns Kinder mit neugierigem Staunen. Wir mußten einen Offizier, eine Anzahl Infanteriſten und eine Anzahl Dragoner ſammt den Pferden gleichzeitig aufnehmen, denn in dem Hauſe meines Vaters befanden ſich anſehnliche Stallräume. Sein Wohl-

*) Selbſt ſo anſehnliche Geſchäfte waren in jener Zeit einfacher organiſirt als jetzt. Das meines Vaters beſtand ohne offenen Laden, eine Treppe hoch; er ſelbſt, oder jener Gehülfe, und in ſpäteren Zeiten meine erwachſenen Schweſtern, auch meine Mutter führten den Verkauf.

ſtand hatte ihm erlaubt, früher ſelbſt Pferde und Wagen zu halten, auch war das Haus mit zwei Höfen, einem Hinterhofe mit nicht unbedeutenden Stallungen und einer großen Wagenremiſe verſehen. Daß, wenn alle Einnahmen ſtockten, ſo ungeheure Belaſtungen kaum zu ertragen waren, und dem Vorſichtigſten und in allen Verhältniſſen geordnetſten faſt den Untergang droheten iſt einleuchtend. Inzwiſchen ordnete ſich das Einquartirungsverhältniß ſpäter, und wir hatten in der Regel nur einen Capitain mit ſeinem Dienſtboten aufzunehmen.

Die zweite Maaßnahme, deren ich mich erinnere, war: das Gebot alle Waffen abzuliefern. Mein Vater beſaß nichts, als einen alten Galanterie-Degen, der uns Kindern ſtets ſehr merkwürdig geweſen war. Dieſen lieferte er gewiſſenhaft ab. Ich begleitete ihn auf dem Gange zum Zeughauſe, wo im Hofe ein großer Haufen von ähnlichen ſehr unſchuldigen Waffenſtücken aufgeſchichtet war, auf den dann auch unſer ſchöner Degen mit dem brillantirten Stahlgefäß geworfen wurde. Ich begriff kaum, wie mein Vater dieſes Opfer ſo gleichmüthig ertrug, während die ſchön uniformirte Einquartirung mit ihren Helmen, Pferden, den ſchwarzen Schnurrbärten, den munteren Geſängen, dem lachenden Scherz den ſie trieben, ihm ſo viel Sorgen und Kummer machten! —

Der Kaiſer ſelbſt traf in Berlin ein. Ich habe ſeinen Einzug nicht geſehen. Ich erinnere mich nur, daß aller Mund von dem Ereigniß erfüllt war, und — daß die Stadt Abends erleuchtet wurde, auf Befehl!*) Obgleich noch in ſo frühem Alter hatte ich, wenn nicht lebendig, doch in dunkler Ahnung

*) Man begreift es jetzt kaum wie die Schamloſigkeit ſolcher Befehle möglich war. Dieſe eine Gattung, falſchen Glanz über den Kaiſer zu verbreiten, reicht hin uns die vielen andern, ähnlichen in ihrem richtigen Werth zu zeigen.

einen Begriff vor dem wahren Charakter dieſer Maaßregel. Ich ſah alle Zimmer unſerer Wohnung durch vor die Fenſter geſtellte Lichte im ſtrahlendſten Glanz, was dem kindiſchen Sinn allerdings wie ein Freudenfeſt erſchien; zumal da ich zuvor nie etwas ähnliches erblickt hatte. Auch flimmerten die Kerzen in den Fenſtern aller Nachbarhäuſer, und die Straßen waren, eine unerhörte Erſcheinung bei dem Eindruck der damaligen Straßenbeleuchtung, ſo hell wie am Tage. Allein als Gegenſatz dazu, lag meine Mutter, die alle Ereigniſſe in ihrer Bedeutung offenbar am tiefſten empfand, halb in Krämpfen auf dem Sofa und ich hörte ihr Schluchzen, vernahm ihre Worte tiefſten Schmerzes, halber Verzweiflung! —

Es wurde die Errichtung einer Nationalgarde befohlen. Was dieſe eigentlich ſollte, iſt ſchwer zu ſagen; in der Wahrheit möchte es wohl nur die Erleichterung des Wachtdienſtes ſein, die ſie zum Zweck hatte. Es war eine unnatürliche, lächerliche Inoculirung einer franzöſiſchen Krankheit, der man, um die zu dem widerwärtigen Dienſtverhältniß Gezwungenen einigermaßen zu verblenden, einigen Eitelkeits-Nimbus hinzufügte. Uns Kindern freilich erregte es ſtaunende Bewunderung. Wir ſahen plötzlich nicht unſern Vater allein, ſondern eine Menge von uns gekannter, friedlicher Männer und Freunde in funkelnagelneuen Uniformen, mit Federhüten, prächtigen Schleppſäbeln. Das erſchien uns natürlich ſehr ſchön, machte einen großen Eindruck. Beſonders da auch einige große Paraden des Corps veranſtaltet wurden, wobei uns unſere friedlichen Väter in einem ganz neuen glänzenden Licht und kriegeriſcher Würde erſchienen. Die Franzoſen hielten ihre Paraden auf dem Wilhelmsplatz und ſtellten die langen Truppenlinien die Mohrenſtraße hinunter auf. Dies war inſofern zweckmäßiger, als in dieſem weniger belebten Stadttheil der Verkehr nicht ſo dadurch gehemmt wurde, als bei der Aufſtellung auf dem präch-

tigeren Terrain der Linden. Indeß glaube ich nicht, daß dieſe Rückſicht, denn von Rückſichten war bei franzöſiſchen Maaßregeln wenig die Rede, dabei obgewaltet hat, ſondern wohl mehr der Zufall. Das Terrain war als ein geeignetes erfunden worden, und damit begnügte man ſich ohne viel darauf zu achten, daß es noch ein beſſeres gebe. Auf dem Wilhelmsplatz fand dann auch die erſte Verſammlung der neuen Nationalgarde ſtatt, welche die nicht dazu gehörigen Bürger ſtaunend umſtanden. Ich gehörte mit zu den Zuſchauern und freute mich des bunten, ſtattlichen Anblicks, der in der erſten Zeit auch wirklich etwas feſtlich-militairiſches hatte. Denn die angeſehenſten Bürger waren dazu auserwählt worden, und jeder hielt es für Pflicht, dem Corps, von deſſen Beſtimmung und Verwendung man wohl nur dunkle Vorſtellungen hatte, vorläufig wenigſtens äußerlich Ehre zu machen, bis ernſtere Pflichten einen höheren Grad von Eifer in Anſpruch nehmen würden. — Dies dauerte einige Zeit! da ſich aber bald herausſtellte, daß die Nationalgarde den fremden Beſatzungstruppen nur die Mühe des Wacht- und anderweitigen ſtädtiſchen Dienſtes abzunehmen hatte, daß ihre Wirkſamkeit ſich darauf beſchränkte, Nachts irgend einen Trunkenbold aufzugreifen, oder am Tage bei einer zufälligen Streitigkeit, eine Verkehrsſtörung oder dergleichen, einzuſchreiten: ſo erkaltete der Eifer dafür bald. Die Exercierübungen, die nur darauf berechnet geweſen waren, mit einiger Schicklichkeit zur Wachtparade aufzumarſchiren, wurden möglichſt umgangen; die Strenge der militairiſchen Tracht war bald gleichfalls Vielen unbequem, für die Wachtdienſte waren ſo viel als möglich erkaufte Stellvertreter, — ſo daß nach und nach der Kern angeſehener Bürger immer kleiner wurde, und der Nationalgardedienſt zu einem Gewerbe für Aermere herabſank, da die Wohlhabenderen ſo wenig als möglich damit zu thun haben wollten. Es konnte nicht fehlen,

daß dieſer Charakter der Truppe ſich öffentlich mehr und mehr darthat, und dieſelbe häufig zur Zielſcheibe des Berliner Witzes diente. In Carricaturen, Anekdoten, Witzworten, Reimen, die auf Gaſſenhauer untergelegt wurden, fand dieſer Eindruck, den das pomphaft inſtituirte Corps allmählig machte, ſeinen Ausdruck. Wir Schulknaben ſahen in etwas ſpäterer Zeit, oft lachend zu, wenn eine Compagnie in nachläſſiger Haltung, ungleichem Tritt und ungleicher Kleidung (der eine trug Tuch, der andere trug Nanking, der eine Beinkleider in, der andere über den Stiefeln) durch die Straßen marſchirte. So gewinnt der ſchwerſte Ernſt zur Zeit zugleich das Lächerlichſte. — Eigenthümlich iſt es, daß dieſes Loos alle Nationalgarden getroffen hat, und auch die franzöſiſche, im Jahre 1830 neu errichtete, bald dem Schickſal der Lächerlichkeit verfiel und verfallen mußte, in Straßenkarrikaturen, Bonmots und Vaudevilles. Ein Beweis, daß dies Inſtitut an ſich ungeſund, unvolksthümlich nur aus dem Lügengeiſt hervorgegangen war, (wie 1848 auch) den das überlaut tobende Geſchrei einzelner Stimminhaber, die ihre Parteizwecke dadurch verfolgten, der Welt als deren eigene aufzudringen trachtete. — Wenigſtens aber hatte die Nationalgarde von 1806 nichts von jenen abſcheuwerthen, verrätheriſchen Beſtandtheilen, die bald im Innerſten der Bürgerwehr von 1848 ſo giftig als emſig gepflegt (wenn auch zum Theil unter heuchleriſcher Hülle) wucherten; ſondern ſie war ein hohles Gebilde fremder Willkühr und Täuſchung, und verkümmerte in ſchuldloſer Lächerlichkeit. — —

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung. — Stimmung der Franzosen. — Die Capitains Ferré und Chenel. — Besetzung des Lustgartens durch die Garden. — Anblick des Kaisers. — Härings Einziehen in unser Haus.

Von den sonstigen öffentlichen Zuständen blieben mir natürlich wenig Eindrücke zurück, da sie mir in ihrem Zusammenhange ganz unverständlich sein mußten. Nur der Haß gegen die fremden Unterdrücker und gegen ihren Führer, der sich damals mit der Luft einathmete, erfüllte auch die Kinderherzen. Doch richtete sich dieses Gefühl nur gegen die Feinde als ein Ganzes; gegen die Einzelnen trat ein völlig anderes sogar eins der Liebe und Freundschaft ein. Die Franzosen folgten im Grunde schon damals nicht mit ihrem Herzen den ruhm- und machtdurstigen Zügen des Kaisers. Wie laut auch die öffentlichen Stimmen in den unter unbedingtem Befehl stehenden Journalen das Gegentheil sagten, beständig von dem Enthusiasmus widerhallten, mit dem die Franzosen den fliegenden Fahnen folgten: die Krieger selbst waren, und je tiefer sie im Rang standen, je mehr, des unfruchtbaren Kampfes, der sie in die fernsten für ihre Lebens- und Anschauungsweise unwirthbarsten Weltgegenden trieb, herzlich müde. Bei denen höheren Ranges, denen die Feldzüge bequemer wurden, und die der höheren Stufe, Marschallsstäbe, Herzogstitel, Königsthron sogar, näher standen, mochte es anders sein. Diejenigen dagegen, welche diese höchsten Stufen schon erreicht hatten, waren nach zwölf bis vierzehn Jahren des Krieges herzlich satt, und hätten gern die Früchte ihrer Mühseligkeiten in Ruhe genossen.

Meine Mutter, die, wie ich erwähnt, das Französische ganz geläufig beherrschte, vermittelte leicht ein Verhältniß freundlicher und wohlwollender Verständniß der Einquartirung mit unserm

Hauſe. Faſt immer hatten wir mit beſcheidenen Leuten zu thun; nur einer oder zwei der jüngeren Offiziere zeigten das trotzige, gewaltſame Benehmen des Feindes. Von den gemeinen Soldaten wurde kein einziger Unfug irgend einer Art begangen. Sie waren höchſt beglückt, daß man ihre Sprache mit ihnen redete, und ſie ſich ausſchwatzen konnten. Dabei aber gaben ſich denn auch bald ihre innerſten Geſinnungen kund. Die Soldaten ſeufzten und klagten über die ewige Mühſal des Krieges, und hatten nicht die mindeſte Luſt, ihre Kräfte und ihr Leben fortwährend den ehrſüchtigen Zwecken des Kaiſers zu widmen. Noch mehr entwickelte ſich dieſe Stimmung bei den Offizieren, wenn ſie Eingang in unſere Familie fanden, deren in allen übrigen Beziehungen beglückenden Verhältniſſe ſie mit Rührung und begreiflichem Beneiden betrachteten. Sie hatten auch Frauen und Kinder daheim, und eine fremde Gewalt riß ſie aus dem Schooß der ihrigen, und trieb ſie einer dunklen, gefahrvollen Zukunft entgegen, wo ewig das unheilvolle Hazardſpiel zwiſchen Tod und äußerm Glanz und Ruhm geſpielt wurde. So waren denn in der That die gebildeten, wohlwollenden Offiziere, die uns das Kriegsloos zuführte, mit offener Gaſtlichkeit aufgenommen. Von der vielfach wechſelnden Reihe erinnere ich mich mit Beſtimmtheit zweier, eines Kapitain Ferré von den Voltigeurs und eines Kapitain Chenel; bei welchem Truppentheil letzterer ſtand, habe ich vergeſſen. Sie blieben längere Zeit, der erſte glaube ich mehrere Monate. Er war ſchon ein älterer Mann, klein von Statur mit grauem Bart. Er hatte uns Kinder, mich und meine jüngere Schweſter Henriette, die damals fünftehalb Jahre zählte, beſonders lieb gewonnen. Sein Bild ſteht unverlöſchlich vor mir. Er war von drolliger Gutmüthigkeit und ſpielte mit uns, als ſei er ſelbſt ein Kind. Als er eines Morgens abmarſchirt war, vergoß meine Schweſter die bitterſten Thränen. Auch die Aeltern und die erwachſenen

Geſchwiſter hatten ihn mit Bedauern ziehen ſehen; denn Jeder ging mit dem Gefühl, wohl auch mit dem Wort: „Wer weiß ob wir uns jemals wiederſehen, ob nicht bald ....“ Und dieſes ahnungsſchwere Bald war das wahrſcheinlichſte Loos, denn der Unerſättlichkeit des Eroberers mußten unzählige Opfer fallen. Frankreich und das bezwungene Deutſchland lieferten ja ſchnell den Erſatz! Menſchen ſind Zahlen!

Der zweite Offizier, den ich genannt, Kapitain Chenel, war ein jüngerer Mann, blond, ſchlank, von feinen Zügen, mit blaßblauen Augen, überhaupt von einem mehr deutſchen als franzöſiſchen Anſehen. Ich würde ihn erkennen, wenn er mir heut, nach funfzig Jahren ſo begegnete, wie er damals ausſah. Er hatte größere Lebensgewandtheit, ein viel feineres Betragen als ſein Vorgänger, überhaupt entſchieden eine höhere Bildung. Auch in ihm hatte der Anblick des Familienlebens die ganze Sehnſucht nach der Heimath und den Seinigen geweckt, und er ſchloß ſich uns ſo nahe an, als es irgend in dem Verhältniß möglich war. Er war zur Weinachtszeit bei uns, denn er brachte mir eines Tages einen Friedrich den Großen zu Pferde, (von Zinn, ein koſtbares Stück, ſo groß wie ich noch nie einen Bleiſoldaten beſeſſen hatte,) und meiner Schweſter eine Wachspuppe vom Weihnachtsmarkt mit nach Hauſe. Unſere Freude war ſehr groß und unſere Anhänglichkeit ebenfalls. Die Wachspuppe war zugleich ein ſehr theueres Geſchenk, denn ſie war ſo ſchön und elegant, mit blondem feinem Haar (damals eine große Seltenheit), daß ſie allen unſern Bekannten als das ſeltenſte Exemplar gezeigt wurde, was man jemals geſehen habe. Ob er noch am Weihnachtsabend ſelbſt in unſerm Hauſe geweſen, kann ich mich nicht entſinnen. Aber unſtreitig hat er denſelben mit uns zugebracht, wenn er in Berlin war. Auch er ſchied von uns, und nahm die innerſte Theilnahme an ſeinem Geſchick mit. Von Beiden, die ich ge-

nannt, haben wir nie wieder etwas gehört! Ob das Schlachtfeld von Eylau, oder das von Aspern, oder die Eiswüsten Rußlands sie begraben? — Wir haben oft daran gedacht, doch nie ist uns die leiseste Spur von ihren ferneren Schicksalen geworden. So verschwinden oft die Lebensgeleise, die einander näher berühren gleich Furchen, die man mit einem Stabe in die Wellen gezogen!

Aus den großen historischen Gemälden jener Tage meiner Kindheit steht noch so Manches vor meinem Blick. Ich könnte eine ansehnliche Gallerie davon machen, weit über die Grenzen dieses Buches hinaus; zwei leichte Genre-Skizzen mögen aber die letzten dieser Hindeutungen bilden.

Der Schauplatz eines dieser Erinnerungsbilder war der Lustgarten in Berlin; damals in ganz anderer Gestalt als jetzt. Nach der Museumseite umgab ein hoher Bretterzaun den schönen Platz, verdeckt durch eine Allee schöner Kastanien, die sich auch auf der Seite dem Zeughause gegenüber fortsetzten; die andern beiden Seiten waren durch eine stolze Pappel-Allee begrenzt; auf der Parallelseite mit dem Schlosse, in der Mitte etwa, stand die Bildsäule des alten Fürsten Leopold von Dessau. Die ganze Ebene des Platzes war mit dem schönsten Gras bewachsen, ein Eigenthum der Commandantur. Das Betreten desselben war streng untersagt, so daß einst ein Soldat, der nur gestattet hatte, daß eine Dame sich den Hut, der ihr vom Winde auf den Platz geworfen war, wieder holte, durch den damaligen Commandanten von Berlin, General von Götz, hart bestraft wurde.

So galt uns der Platz für einen gewissermaßen geheiligten, und es schien uns ein schweres Vergehen, ihn mit einem Fuß zu betreten. Wie erstaunte ich daher, als ich ihn bei einem Spaziergange mit meinem Vater ganz bedeckt von Soldaten sah! Es waren die französischen Garden, welche, in Begleitung

des Kaiſers einmarſchirt, dort bevouakirten! Dieſer Frevel dünkte mich ein gar nicht zu rechtfertigender! Was Allen ſo ſtreng verboten war, hatten dieſe ſich in ſolchem Maaße geſtattet! — Es war in der Nachmittags Dämmerung als wir dahin kamen. Auf dem ganzen Platz loderten Bivouaksfeuer; ein mir neuer, mich mit Staunen erfüllender Anblick! Frei, mitten in der Stadt, auf dieſem Platz! Ueber den rothen Flammen erhob ſich der dunkle, in Gewölk ziehende Rauch. Die ſtattlichen Krieger bewegten ſich in dem unſichern, röthlichen Licht der Flammen, das hell von den Waffen der aufgeſtellten Gewehrpyramiden widerblitzte. Auch dieſe waren uns eine neue Erſcheinung, von der die alte Kriegsſitte nichts wußte. Hier nun glaubte ich die Franzoſen zu ſehen, deren perſönliche Kraft und Kühnheit die wunderbaren Siege des Kaiſers erfocht. Lauter hochgewachſene Leute, ſchwarze Bärte, blitzende Augen! Dazu die ſehr ſchöne Uniform, die hohen Bärenmützen, die weißen Beinkleider. Aber ganz beſonders wunderbar, als faſt der Fabelwelt angehörige Geſtalten, erſchienen uns die Sappeurs mit ihren bis an den Gürtel reichenden prächtigen Bärten, dem Schurzfell und der blinkenden Axt. Sie kamen mir wie Zauberer oder Berggeiſter von Rübezahls Gattung vor. Das ganze Gemälde wurde ſomit ein höchſt romantiſches, und würde es noch heut ſein. Ein dumpfes Murmeln ſchwebte über dem Platz; das Volk muſterte denſelben angaffend. Wir gewannen endlich Muth, uns etwas tiefer in das bewegte Kriegslager hineinzuwagen. Einzelne Gaſſen wurden uns aber durch ernſte Schildwachen ſtumm, durch einen Wink der Hand verſagt. Sie mußten wohl annehmen, wir würden ihre Sprache nicht verſtehn. Die Krieger verrichteten ihre Geſchäfte ruhig, ſtill; man hörte kein leichtes Geſchwätz in franzöſiſcher Weiſe. Sie putzten ihre Waffen, ſchürten im Feuer, ſahen nach den Kochgeſchirren und thaten andere Lagerarbeit mehr. Mit ſtillem, halb furcht-

ſamen Staunen betrachtete ich das Alles; die Geſammtheit dieſer ernſten, faſt ſtummen Schaaren machte einen tiefen Eindruck auf mich. Auch mein Vater, dem das Herz wohl noch anders bewegt ſein mußte, ſchwieg. So durchwanderten wir den Raum, ſoweit es geſtattet war, und kehrten dann, bei völlig eingebrochenem Dunkel zurück, hinter uns das verworrene Brauſen des Lagers, die rothaufflammenden Feuer, die ſchwarz empor wirbelnden Rauchſäulen, darüber den ungewiſſen hellen Schimmer, der über ſolchen Lagerſtätten ſchwebt, und über dieſem die Sterne der hellen Octobernacht. Im Hintergrunde die Reihe hell erleuchteter Fenſter des Schloſſes, wo der Kaiſer die Gemächer unſerer angeſtammten Könige inne hatte, und ſeine Dekrete nach allen Gegenden Europa's ſandte! — —

Ihn ſelbſt habe ich nur einmal flüchtig geſehen. Dieſe Erinnerung möge die zweite Skizze bilden, die ich noch aus jenen Tagen geben wollte. Es fand eine jener oben ſchon erwähnten Paraden ſtatt. Ich war mit einigen Schulkameraden die Reihe der Truppen heruntergegangen, die in der Mohrenſtraße ſtanden. Alles wartete noch auf den Kaiſer. Er kam nicht. So verließen wir die Parade, und zerſtreuten uns in der Stadt. Es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen ſein; ich befand mich in der Jägerſtraße, einige Häuſer über das Seehandlungsgebäude hinauf. Da ertönte plötzlich der Ruf: der Kaiſer, der Kaiſer! Alles ſtrömte der Markgrafenſtraße zu. Ich natürlich auch. Hier ſah man über den Köpfen der Zuſchauer eine Menge raſch ſich bewegender Hüte mit goldblitzenden Treſſen, Helmen, Federbüſchen. Die Reiter, die ſie trugen, waren kaum ſichtbar. „Das iſt er, das iſt er!“ rief es um mich her, und ich gewahrte vorn im Zuge, nachdem einige Reiter vorübergeflogen waren, das berühmte dreieckige Hütchen, und ein graufahles Haupt, das mir zu fern blieb, ſich zu raſch fortbewegte, um die Züge zu unterſcheiden. Aber Aller Augen folgten dem

Haupt mit gebanntem Blick; es herrschte in dem Moment eine athemlose Stille. So groß war die Gewalt, welche die Erscheinung übte, oder vielmehr die der Gedanken, die sich daran knüpften. Dieses flüchtig vorüberschwebende Schattenbild, halb in aufgewirbeltem Staub gehüllt, ist der einzige sinnliche Eindruck, den ich von dem gewaltigen, welterschütternden Manne mitgenommen. Allein er war von nicht zu schildernder Zauberkraft, und hat mich unvergeßlich durch mein ganzes Leben begleitet. —

So viel von den ernsten, schweren Erinnerungen dieser Jugendzeit aus den öffentlichen Zuständen. Nur noch einer, durch sie herbeigeführten, bedeutsamen Veränderung in unsern häuslichen Verhältnissen will ich hier gedenken. Mein Vater hatte eine einzige Schwester, die in Breslau mit dem Kanzleidirector Häring verheirathet gewesen, aber seit mehreren Jahren bereits Wittwe war. In Folge dieses Todesfalles hatte sie schon seit längerer Zeit an eine Rück-Uebersiedelung in ihre Heimath, Berlin, gedacht. Doch bevor sie diese ausführen konnte, brach der Krieg herein, und damit die Belagerung von Breslau, welche die Familie zwang, sich in das dortige Katharinen-Kloster (insgemein Katternkloster genannt) zu flüchten, um in dessen bombenfesten Gewölben geschützter zu sein. Sie brachten dort, da die Vertheidigung von Breslau ernster geführt wurde, als die der anderen Festungen Preußens, die bekanntlich im ersten sinnlosen Schrecken vor der unwiderstehlichen Uebermacht der Franzosen schmachvoll fast ohne Schwertstreich übergeben wurden, mehrere Wochen zu. Diese völlige Umrüttelung der häuslichen Zustände beschleunigte die Rückübersiedelung meiner Tante nach Berlin, und sie traf mit ihrer Stieftochter Florentine, die schon nahe am dreißigsten Jahre, und ihr völlig als Freundin zur Seite stand, und mit ihren beiden eigenen Kindern, ein Knabe von

acht Jahren, und eine Tochter von sechs, Wilhelm und Luise, schon bald nach Beendigung dieser Belagerung bei uns in Berlin ein, wo sie eine Wohnung im Hause meines Vaters bezog. Die kleine Tochter Luise, ein liebliches Kind, starb leider nach wenigen Jahren, doch der Sohn blieb mein steter Jugendgefährte und wir haben uns bis heut außer den verwandtschaftlichen Beziehungen in freundschaftlichen erhalten. Es ist der rühmlich gekannte Schriftsteller Willibald Alexis, dem mich, diese früheste Jugendzeit so nahe führte. Ich werde in diesen Erinnerungsblättern noch öfter auf ihn zurückzukommen Anlaß und Freude haben.

Siebentes Kapitel.

Rückblick auf die Schule. — Einige Lehrer. — Andere Bildnisse: Benda, Rath Leiningen, Schmalz, Vater der Sängerin. Perrücke und Zopf. — Righini, Reichard, Himmel. — Das musikalische Tollhaus. Bernhard Anselm Weber. Sängerin Schick. Varnhagen van Ense. — Feldmarschall von Möllendorf. Kleist. — Reise nach Dannenwalde, Ruppin, Rheinsberg. — Königin Luise. —

Um das Bild des ersten Jahrzehends meiner Jugend ganz zu vollenden, soweit ich es überhaupt für diese Sammlung meiner Erinnerungen ausführen kann und will, bleibt mir noch Manches aus den umgebenden äußeren Erscheinungen in Welt und Leben nachzuholen. Es ist eine Anzahl von Bildnissen, theils mir insbesondere, theils auch im Allgemeinen merkwürdigen Persönlichkeiten, die sich mit meinen Erinnerungen verweben, welche ich hier in leichten Conturen hinstellen will. Zuerst nenne ich noch einige Lehrer, die Zeichen zu der Charakteristik der damaligen Zeit liefern. Vor allen steht mir ein Herr Duhatois im Gedächtniß, wie es der Name

zeigt, ein Franzoſe. Es war ein Emigrirter. Der einzige, außer einem alten Herrn von Marvilliers, deſſen ich mich perſönlich erinnere, der den franzöſiſchen Unterricht in einigen Klaſſen der Meſſow'ſchen Schule ertheilte. Er ſchwebt mir als ein wahres Schreckbild vor! Eine große, etwas ſtarke Geſtalt, eine hohe kahle Stirn und Scheitel, gekrümmte Naſe, aufgeworfene Lippen. Seine Lebhaftigkeit ſteigerte ſich zur höchſten Heftigkeit, ja oft zur Wuth. Noch zittere ich, wenn ich mir lebhaft vorſtelle, wie er einen armen Schüler der erſter Claſſe am Kragen zur Thür hinauszog und mit furchtbar über ſeinem Haupt geſchwungenen Strafwerkzeuge in äußerſter Erhitzung die Worte „à genoux“ rief, deren Bedeutung wir mehr erriethen, als verſtanden. Ich graute vor dem Gedanken, in die Klaſſe verſetzt zu werden, wo dieſer furchtbare Wüthrich maaßloß hauſte. — Offenbar verließ er, wie ich die Sache jetzt betrachte, alle Wege der Vernunft und Mäßigung, und bei der Lage, in welcher er ſich befand, behandelte er die Stellung und Hülfe, die ihm als einem aus ſeinem Vaterlande geflüchteten durch dieſe Anſtellung als Lehrer geworden war, ganz verkehrt, ja mit Undank, wenigſtens gegen ſein Geſchick.

Ein zweiter Lehrer, gleichfalls des Franzöſiſchen, war ein Prediger, M . . ., ſpäter Juſtizkommiſſarius. Auch er ſteht mir nur in einer Scene großer Heftigkeit gegen einen Schüler der erſten Klaſſe, der ſich immerhin ſehr arg vergangen haben mochte, vor Augen. Ich höre noch ſeine mich unter kaltem Schauer berührende Stimme, in dem Ruf „Unglücklicher! Ich bringe Dich um!“

Ein dritter Lehrer, deſſen Perſönlichkeit mir eben ſo höchſtes Staunen und Bewunderung ſeiner Gelehrſamkeit, wie Schrecken ebenfalls wegen ſeiner furchtbaren Strenge einflößte, war der Dr. Nieräſe. Ich hatte zwar auf dem Meſſowſchen Inſtitut nichts mit ihm zu thun, aber ſein überaus heftiges

Weſen, machte ihn mir ſchon dort zum Gegenſtand des Schreckens, ſo wie allen Schülern überhaupt. Ich traf auf dem Werderſchen Gymnaſium nahe mit ihm zuſammen, und werde daher ſpäter auf ihn zurückkommen.

Habe ich ſo manchen ſtrengen, erſchreckenden Lehrer genannt, ſo iſt es gewiß Pflicht, auch eines zu denken, deſſen ſanftes freundliches Weſen uns Allen Zutrauen und Liebe einflößte. Es war ſchon ein älterer Mann, klein von Geſtalt, freundlich von Zügen und Sitten, Herr Roſenau, Lehrer der franzöſiſchen Sprache in den Klaſſen, wo ich mich befand. Das Grab muß ihn längſt decken! Mit wehmüthiger Freude pflanze ich dieſe kleine Blüthe der Erinnerung dankbar auf den Raſen, der ſeinen Hügel übergrünt. —

Zu den Figuren außerhalb des Schulkreiſes, welche aus dieſer frühen Zeit in meiner Erinnerung leben, gehört ein Mann berühmten Namens, Benda, der, ein hochbetagter Muſiklehrer, von meinem Vater, wenn wir zuſammen ſpazieren gingen, oft begrüßt wurde. Es erwachten, da ich ſchon früh berühmte Namen in der Muſik kennen gelernt hatte, ſtets eigenthümliche Empfindungen der Ehrfurcht in mir. Auch zog mich ſeine alterthümliche, äußere Erſcheinung an; er trug noch den dreieckigen Hut des vorigen Jahrhunderts, Zopf und breitſchößigen Oberrock. — Ueberhaupt ſah man damals noch manchen älteren Mann, der ſich nicht hatte entſchließen können, die Gewohnheiten ſeines ganzen Lebens abzulegen. So bewohnte im Thiergarten ein Rath Leiningen mit uns daſſelbe Haus, der gleichfalls im quer aufgeſetzten dreieckigen Hut, langen, wohl gewickelten Haarzopf, kurzen Beinkleidern, Schuh und Strümpfen oder hohen Stiefeln, die bis zum Knie reichten, einherging, während ſeine Söhne ſich der modernſten Eleganz befleißigten.

Als eine ehrwürdige Geſtalt dieſer Art ſteht auch noch

ein alter Organiſt der Garniſonkirche, Schmalz, der Vater der nachmals ſo berühmten Sängerin, die jener Zeit in Italien glänzte, vor mir. Er war öfters Gaſt in meiner Eltern Hauſe; beſonders Sonntags, im Thiergarten, wo er denn im braunrothen geſtickten Frack, mit mächtigen, blitzenden Stahlknöpfen, in Schuhen und geſtreiften Strümpfen, ſeidenen Beinkleidern und ſtattlicher Perrücke, über die der dreieckige Hut geſtülpt war, erſchien. Herr Schmalz erweckte mir Ehrfurcht durch Alter, Tracht und ernſte, aber doch freundliche Sitte. Er hatte mir auch, von meinem Vater veranlaßt, zuerſt die Structur der Orgel in der Garniſonkirche gezeigt, wobei mir zumal die Bezeichnung des Regiſters vox humana ſehr merkwürdig geweſen war. Mit Staunen aber erfüllte mich die Bewegung der goldenen Engel, die an der Orgel angebracht waren, welche bei einer gewiſſen Benutzung des Regiſters, die Trompete an den Mund ſetzten und die Flügel ſchlugen. Nicht minder überraſchend war es mir, daß ich mit meiner kleinen Hand dem gigantiſchen Inſtitut ſo mächtige Töne entlocken konnte.

Die drei eben genannten Figuren repräſentirten in meinem Lebenskreiſe die alte Zeit der Perrücke und des Zopfes, es waren Männer aus der Lebensperiode Friedrich des Großen. Dieſe waren in meiner frühen Jugend noch nicht ganz ſelten; an Sonntagen ſah man unter den Linden mehrfach ältere Leute in jenen Trachten aus der Regierungszeit des großen Königs. Denn es galt unſern Vätern für unziemlich, im höheren Alter noch die Flüchtigkeit der Moden mitzumachen, die übrigens damals doch nicht ſo raſch beweglich waren wie jetzt, und ſich dem langſameren Gang des Lebens überhaupt identificirten. So beharrten ſie denn in dem, was ihnen „zu ihrer Zeit“ Gewohnheit geweſen. Mein Vater ſelbſt beſaß unter ſeinen ſehr ſorgfältig in Schränken, mit hineingearbeiteten Fächern

aufbewahrten Kleidern noch mehrere Staatskleider aus jener Periode, worunter mir ein braunrother breitschößiger Frack mit Stahlknöpfen und ein anderer vom feinsten Scharlach, das Tuch zu acht Thalern die Elle, mit Knöpfen von Aventurin in Stahlperlen eingefaßt, ganz besonders erinnerlich sind. Der letzte erschien mir überaus prächtig; dagegen bildete der erste, es sei hier beiläufig erwähnt, etwa in meinem neunten Jahre, einen Gegenstand meines großen Kummers. Denn er wurde zu einem Anzuge für mich zurecht geschnitten, der mir, wegen der rothbraunen Farbe, die mir den Spott meiner Kameraden zuzog, überaus gehässig war, und dessen feiner Stoff mich nicht mit diesem Uebelstand versöhnen konnte. In der That zog mir diese Kleidung zahllose Verhöhnungen und Kränkungen zu, so daß sie mich viele Thränen kostete. Allein mein Vater war unerbittlich streng in solchen Dingen, und ich mußte das Kleid tragen. Billigen kann ich es aber noch heut nicht, dem jugendlichen Alter, das unmöglich die Selbstverläugnung haben kann, gleichgültig über das Zufällige einer solchen Aeußerlichkeit hinwegzublicken eine solche andauernde Pein aufzulegen. Selbst den Erwachsenen würde es ja lästig sein, in irgend einer Art auffällig und lächerlich erscheinen zu müssen.

Daß die ausgezeichneten Musiker jener Zeit, Berlins zumal, im Hause meines Vaters verkehrten, darf ich kaum noch anführen. Mehrere lernte ich später mit entwickelterem Bewußtsein kennen, wie Zelter, Bernhard Anselm Weber, einige Sänger und Sängerinnen und sonstige Virtuosen. Doch drei sind mir nur aus jener früheren Zeit erinnerlich, Righini, Reichard und Himmel.

Von dem ersten sind meine Erinnerungen am verwischtesten; ich sehe ihn nur noch als eine hagere Gestalt, mit scharfen Gesichtszügen vor mir, und erinnere mich seines fremdartigen

Dialekts. — Reichard habe ich nur einmal bei einem Besuch, den ihm mein Vater machte, als er von Halle aus auf kürzere Zeit nach Berlin gekommen war, gesehen. Es war ein schöner Kopf mit weißem Haar, ob vor Alter oder gepudert, weiß ich nicht mehr genau, eine ansehnliche Gestalt von einnehmendem Wesen. Er sprach sehr freundlich mit mir. Besonders merkwürdig war es mir an ihm, wie an mehreren älteren Männern jener Zeit, daß er, wie mein Vater mir erzählt hatte, soviel um Friedrich den Großen gewesen war, häufig mit ihm gesprochen hatte. War es mir doch schon wichtig, daß mein Vater im Besitz einer Cabinetsordre von dem großen Könige war, in welchem es mich nur unangenehm berührte, daß er darin mit dem Pronomen „Er" angeredet wurde. „Mein lieber Buchdrucker Rellstab. Er hat" u. s. w. — Dies beiläufig. —

Himmel war ein entschiedener Repräsentant der modernen Zeit. Elegant gekleidet, leicht gepudert, etwas beleibt, doch leicht beweglich, rothwangig, die weiße zierliche Hand mit prächtigen Ringen bedeckt, steht er vor meiner Erinnerung. Er war mir von den drei genannten bei Weitem der Merkwürdigste, denn er galt für den größten Klavierspieler jener Zeit, in Berlin wenigstens.*) Und das war ja das Instrument, welches ich spielen konnte! Hundertmal that ich meinem Vater die kindische Frage: „kann Himmel diese oder jene Passage wohl so rasch machen? oder dies oder jenes wohl überhaupt ausführen? was mir als unermeßlich schwer erschien. Es überraschte mich daher mit den ganzen Schauern kindlicher Ehrfurcht, als er eines Morgens während ich Klavierstunde hatte, meinen Vater besuchte; ich glaube sogar, ich studirte gerade Variationen von

*) Dussek war schon todt und lange abwesend gewesen; ihn habe ich niemals von Person gesehen.

ihm ſelbſt ein. Mit höchſter Spannung, und ganz gläubig gefeſſelt, hörte ich ihn mit geläufiger Zunge eine Menge Geſchichten erzählen, über Klavierſpiel, ſelten ſchöne Inſtrumente, die er gehabt, und dergleichen. Es waren ſichtlich Fabeln oder maaßloſe Uebertreibungen, wie denn Himmels leichte Weiſe in dieſer Beziehung einen kaum glaublichen Höhengrad erreichte; doch mir erſchienen ſie wie lauter von ihm erlebte Wunder. So erzählte er, unter dem, mir ſpäter erſt begreiflichen ironiſchen Lächeln meines Vaters, von einem jungen Manne, den er auf der Univerſität gekannt, der ſich die Sehnen zwiſchen den Fingern aufgeſchnitten habe, um weiter greifen zu können! Ferner von einer polniſchen Gräfin, die eines Tages, nachdem er auf ſeinem Flügel phantaſirt, zu ihm ins Zimmer geſtürzt ſei, ſich ihm zu Füßen geworfen, und um Ueberlaſſung des göttlichen Inſtruments gebeten habe! „Ich dachte die Frau ſei verrückt geworden!“ rief er aus. „Es kommt faſt ſo heraus!“ antwortete mein Vater in einem Ton, den ich ſpäter erſt verſtehen konnte. — Genug, Himmel imponirte mir außerordentlich, und ich hätte Alles in der Welt darum gegeben, wenn er ſich an das Pianoforte geſetzt hätte, weil mein Glaube an ſeine Wunderleiſtungen ein unendlicher war. Allein er berührte es nicht. — Später habe ich ihn mehremals öffentlich, unter andern in dem Concertſaal des abgebrannten Schauſpielhauſes ſein berühmtes Sextett ſpielen hören. Allein ich war damals noch viel zu unentwickelt, um den wahren Werth ſeines Spiels, insbeſondere ſeine bezaubernde Grazie, Zartheit und Elaſtizität auch nur annähernd würdigen zu können; dennoch war ich zu weit, um ſein Spiel als ein ſolches Wunder anzuſtaunen, wie ich es mir kindiſch vorgeträumt hatte.

Meine Aeltern wohnten, wie ich erzählt, jeden Sommer im Thiergarten. Einige Jahre auch auf der, ſpäter als Teichmann'ſchen Blumengarten zu einem öffentlichen Lokal beſtimmten,

berühmt gewordenen Beſitzung, die jetzt ganz unwiedererkennbar zum eleganteſten Privatlandhauſe umgeſtaltet iſt. Damals hieß der Beſitzer Kreuz; ein großes Mittelgebäude von zwei Stockwerken, war durch zwei Seitengebäude, die aber von dieſem Haupthauſe getrennt waren, und nur ein Stockwerk hatten, eingeſchloſſen. Das ganze Gehöft hatte wohl ein Dutzend größerer und kleinerer Wohnungen. Die Sommergäſte lebten ſehr freundſchaftlich miteinander; es waren auch recht anregende Beſtandtheile gemiſcht, namentlich muſikaliſche. Mein Vater wohnte im Mittelhaus; der Kapellmeiſter Anſelm Weber im linken, die berühmte große Sängerin, Margaretha Schick, im rechten Seitengebäude. Ihrer erinnere ich mich als einer ſchönen imponirenden, mir beſonders ſehr freundlich geſinnten Frau. Außerdem bewohnte das Hauptgebäude eine ältere, aus Holland ſtammende jüdiſche Wittwe Ephraim, deren Tochter viel Clavier ſpielte. Clementi war im Hauſe viel aus- und eingegangen. Der eine Sohn dieſer feingebildeten Frau war unverheirathet; er ſpielte mit großer Liebhaberei das Cello. Er war verwachſen, ſehr klein, wenig größer als ich, aber unerſchöpflich guter Laune. Er bewohnte mit ſeiner Familie das obere Stockwerk des Mittelgebäudes. Sein unverheiratheter Bruder hatte ein Giebelzimmer inne, wo er fleißig die Geige übte. Wenn nun alle dieſe Künſtler und Dilettanten gleichzeitig muſizirten, phantaſirten oder übten, ſo war die Summe des Concerts nicht die wohlklingendſte; man hatte dem Gehöft daher den Spottnamen: „das muſikaliſche Tollhaus“ gegeben. Indeß herrſchte in dieſer ſommerlichen Verbrüderung viel künſtleriſches und geſellig angeregtes Leben. Frau Ephraim hatte eine ausgebreitete Bekanntſchaft, zu der ein junger Mann gehörte, von feinen Zügen, bleich, blond. Seine Sprache hatte etwas lispelndes; uns Kindern fiel namentlich das in niederdeutſcher Weiſe ausgeſprochene ſt auf. Meine jüngere Schweſter, damals wohl

kaum vier oder fünf Jahre alt, fragte ihn daher einmal mit ziemlich ſtarkem Ton ihrer Kinderſtimme: „Warum ſprechen Sie denn immer ſo leiſe?“ worauf er freundlich, doch eben ſo lispelnd erwiederte: „Kannſt Du mich nicht verſtehen, mein liebes Kind?“ Es war der nachmals ſo berühmt gewordene Varnhagen von Enſe. Ich habe ihn ſpäter nie ſehen können, ohne an dieſen Jugendeindruck zu denken. Eigen, daß ſo unbedeutende Momente uns für's ganze Leben im Gedächtniß bleiben! Das Wie und Warum iſt ſchwer zu erklären. Ich müßte es hier nur aus meinem allerdings ſchon früh geübtem Gehör, dem der Sprachton und das ſt im Worte „verſtehen“ ungemein auffiel, abzuleiten. Denn an die Berühmtheit des Namens kann ſich das Feſthalten nicht knüpfen, da dieſe für mich damals noch gar nicht vorhanden war, ſondern erſt viel ſpäter eintrat. —

Dies einige Geſtalten aus dem Privatleben. Doch auch einige die dem öffentlichen angehörten, ſind mir feſt geblieben. So habe ich den alten Feldmarſchall Möllendorf, der im ſiebenjährigen Kriege ſeine Lorbeern errungen, in der Schlacht bei Torgau zum Beiſpiel, noch öfters reiten ſehen, und ihn knabenhaft verwundert angeſtarrt, wenn mein Vater mich anſtieß und ſagte: „Gieb Acht, dort kommt der Feldmarſchall Möllendorf.“ Ich grüßte dann mit aller Ehrfurcht, die ein ſolcher Held, der in furchtbaren Schlachten wie ein Löwe gefochten, mir einflößen konnte. Mit freilich ganz anderen Gefühlen ſah ich ſpäter einen anderen hohen Offizier, den General Kleiſt, der Preußens ſtärkſte Feſtung, Magdeburg, ſo völlig ohne Vertheidigung den Franzoſen übergeben hatte, und deſſen Namen ich nur mit Erbitterung nennen gehört. Es geſchah bei einer Reiſe, der erſten, die ich in meinem Leben gemacht, auf einem Gute im Mecklenburgiſchen, Dannenwalde, wohin ein Geſchäft meinen Vater führte. Hier wohnte derſelbe, da er in

Preußen geächtet war, bei Verwandten; ich ſah ihn nur, da er ſich im Hauſe ſelbſt ſtill hielt, einmal mit einigen anderen Perſonen in einen Wagen ſteigen. Doch das beklemmende Gefühl, das mich ergriff, als mein Vater ihn mir leiſe nannte, iſt mir unvergeßlich geblieben.

So überhaupt alle Eindrücke dieſer Reiſe, welche ich auch noch heut, ohne je etwas darüber aufgezeichnet zu haben, mit allen Einzelnheiten getreu zu ſchildern vermöchte. Denn außerdem, daß ſie mit einem unſere häuslichen Verhältniſſe mehrfältig berührenden Familienereigniß zuſammenhing, ſo bildete ſie überhaupt einen mir höchſt bedeutungsvoll erſcheinenden Abſchnitt in meinem Kindesleben. Ich überſchritt die preußiſche Grenze, was mich ganz beſonders erfüllte; ich ſah manche fremde Städte, Oranienburg, Granſee, das nachmals durch den Tod der Königin Luiſe ſo hervortrat, Ruppin, welches mir als eine ganz neue Stadt, jung aus einem großen Brande auferſtanden, imponirte, und Rheinsberg, den Jugendaufenthalt Friedrichs des Großen, mit ſeinem ſchönen See und Park in dem Buchenwalde „der Buberow“ genannt. Eine nahe Glashütte gewährte mir auch merkwürdige Belehrung, und die Rückfahrt berührte Orte, die, ſo wenig bedeutend ſie waren, mir unvertilgbare Eindrücke zurückließen, namentlich Neubrück an der Havel und Tegel, welches ich ſpäter ſo viele Jahre bewohnt. — —

Die letzte der Erſcheinungen aus dem öffentlichen Leben, welcher ich Erwähnung thun muß, weil von ihr die lebhafteſten Eindrücke ausgingen, war die der verewigten Königin Luiſe. Die Hoheit und Schönheit der erhabenen Frau übte auf mich eine Macht, für deren Eigenthümlichkeit es keine Bezeichnung giebt. Es war Verehrung, Rührung, Neigung, wie ſie nur irgend eine Kinderbruſt ahnungsvoll erregen kann, was mich erfüllte. Ich hätte Alles in der Welt darum gegeben,

nur irgend einmal etwas für ſie zu thun, ihr einen Dienſt leiſten, vollends etwas höheres für ſie vollbringen zu können. Ich ſahe ſie oft in Conzerten, wohin ich, als der ſtete Begleiter meines Vaters gekannt, bald einen ganz ungehemmten Eintritt hatte. Nie verſäumte ich es, in dem langen Vorſaal des Concertſaales im Schauſpielhauſe, den ſie durchſchreiten mußte, um zu ihrer Loge zu gelangen, ſo lange zu verweilen, bis ſie, gehend oder kommend, vorüber war. Es ergriff mich dann, wenn ſie in ſo milder Hoheit, ſo freundlich grüßend zwiſchen den aufgeſtellten Reihen dahinſchritt, eine bebende Entzückung. Ganz erfüllt davon eilte ich nach Hauſe und erzählte namentlich meiner Mutter mit kindlichem Vertrauen davon. Am gegenwärtigſten iſt mir das Bildniß der hochverehrten Frau in einem blauen Reitkleide; ſie trug dazu ein weißes Halstuch nach männlicher Weiſe, und dieſe Tracht dünkte mich, hauptſächlich wohl weil ſie die der Königin war, über Alles reizend! —

Wie tief erſchütterten nachmals, — denn einige dieſer Erinnerungen fallen noch vor das Jahr 1806 — den Knaben die Schickſale, welche die Monarchie in dem Unglück des Vaterlandes trafen! Mit welcher Spannung hörte ich jede Nachricht über ihren Aufenthalt in Königsberg! — Wie pochte mein Herz in ſolcher Rührung bei ihrer Rückkehr nach der Vaterſtadt, und — wie heiß floſſen meine Thränen, als der Tod ſie in der Blüthe der Jahre und bevor das theure Vaterland ſich wieder zu neuem Leben entfaltet hatte, hinwegnahm! — Mit dieſem reinſten, höchſten, edelſten Bildniß ſei die Reihe der Geſtalten beſchloſſen, von denen das Traumalter der Jugend ſich umwandelt ſah, die mich unvergeßlich geleitet haben, bis in das des reifen Mannes, und die mich, ich hoffe es, noch bis zur Gruft umſchweben und die tauſend Blüthen der Erinnerung friſch erhalten werden, von denen ſie umduftet ſind.

Anhang.

Das Scharlachfieber im älterlichen Hause.

Bevor ich den nächsten Abschnitt, der die minder reifen Jugendjahre enthalten soll, beginne, will ich dem obigen noch ein Extrablättchen beilegen, betitelt, das Scharlachfieber im älterlichen Hause. Diese Krankheit erscheint fast in jeder Familie, scheint also nichts sonderlich Merkwürdiges für meine Selbstbiographie darzubieten. Die Art und Weise indessen, wie sie bei uns eintrat, war doch eigenthümlich genug, um ihrer Erwähnung zu thun. Sie kostete uns nämlich fast einen ganzen Winter — genau weiß ich das Jahr nicht anzugeben, aber etwa 1808 oder 9 — der ganz allein durch sie absorbirt wurde. Im Beginne derselben erkrankte ich; wahrscheinlich hatte ich das Uebel aus der Schule nach Hause verpflanzt; acht Tage später meine jüngere Schwester; wenige Tage darauf eine der älteren, bald alle und zuletzt meine Mutter. Außerdem war eines der Dienstmädchen davon ergriffen worden. So blieben mein Vater und die Köchin die einzig Gesunden im Hause. Der leichteren Uebersicht wegen, waren die sämmtlichen Krankenbetten der Familienglieder in unsere beiden großen Wohnzimmer, jedes von vier Fenstern Front, geschafft worden. Die Einrichtung glich einem völligen Lazareth. Meinen Aeltern, später meinem Vater allein, mochte dieser Zustand, außer der großen Unbequemlichkeit, auch ernste Sorge verursacht haben.

Uns Geschwistern aber, wenn ich von mir auf die anderen schließen darf, war dabei ganz behaglich zu Muthe. Die Schwere der Krankheit empfindet ein junger Körper entweder nicht so hart, er verträumt sie im Halbschlummer oder vergißt sie wenigstens in der Genesungsperiode äußerst schnell. Einem

Knaben gewährt die Krankheit überdieß den ſehr willkommenen Vortheil, die verhaßte Schule nicht beſuchen zu dürfen. Ich erinnere mich, daß ich überhaupt ſtets ſehr glücklich war, wenn ich krank war; es wurde mir doppelte Liebe und Freundlichkeit gewidmet, die beſten Spiele dargeboten, die Mutter ſelbſt war ſtets ſehr freundlich am Bett und ſpielte mit mir. Und vor allen Dingen der verhaßte Schulbeſuch und die gefürchteten Klavierſtunden hörten auf. So zitterte ich vor nichts als vor der Geneſung. Bei dem allgemeinen Krankheitszuſtand vervielfältigte ſich dieſes Glück noch. Unſere Betten ſtanden ſo nahe aneinander, daß wir mit einander plaudern konnten; namentlich das meiner jüngſten Schweſter, mir die nächſte im Alter, war unmittelbar neben dem meinigen. Wir konnten über die gegitterten Ränder der Bettwände hin miteinander ſpielen. Ich, der zuerſt erkrankte, war auch der zuerſt geneſende und konnte bald die Runde an den verſchiedenen Krankenbetten machen. — Jede Veränderung iſt Kindern von lebhaftem Intereſſe. So war es auch dieſer völlig veränderte Hausſtand, wo mein Vater, der einzig geſund Umherwandelnde, oft die Pflege der Kranken mit der angenommenen Wärterin ſelbſt theilte. Er kam, die Feder hinterm Ohr, aus ſeinem Comptoir, das dicht an das zweite Zimmer ſtieß, wo meine Mutter zu Bett lag, und machte die Runde an allen unſeren Betten, um uns dies und jenes zu reichen, zu erzählen, oder eine kleine Freude zu bereiten. Eine ganz beſondere Unterhaltung für alle längeren Krankheitszuſtände gewährte uns ſeine Kupferſtichſammlung. Dieſe war doppelter Art; einmal hingen wirklich ſeltene, werthvolle Blätter eingerahmt in großer Zahl in allen unſern Zimmern. Ein andrer Theil aber war in kleinen Mappen oder nur in Papier eingeſchlagen vorhanden. Die Zahl betrug viele Hunderte. Die Entſtehung dieſer Sammlung war eine ganz eigene. Mein Vater hatte zu ſeinem eigentlichen

Buch- und Muſikhandelgeſchäft wegen einer Schuldforderung eine Leihbibliothek annehmen müſſen; ſie war aber weder groß noch werthvoll. Nach damaliger Sitte hatten indeſſen viele Bücher Titelkupfer und auch wohl oft noch andere. Da es beim Vergleichen der Bücher oft geſchah, daß die Leſer die Kupfer befleckten, beſchädigten oder gar ausſchnitten, ſo hatte mein Vater aus ſämmtlichen Büchern dieſe Kupferblätter ſelbſt ausſchneiden laſſen. Natürlich war kein großer Kunſtwerth darin, allein uns Kinder unterhielten die Stoffe des dargeſtellten außerordentlich; und bei der großen Anzahl trat auch die Erſättigung nicht ſo bald ein. Denn wohlweislich wurde uns in geſunden Tagen dieſe Unterhaltung nie gewährt, damit hier die lange Weile der Krankheit, das Hülfsmittel, friſch bleibe. — Uebrigens waren auch gute Blätter darunter; es befanden ſich viele Chodowiecki's, Rambergs u. dgl. bei, namentlich die zu der illuſtrirten Ausgabe des berühmten Romans Siegfried von Lindenberg, die eine Fülle von humoriſtiſchen Geſtalten und Gedanken enthielten.

So war denn dieſer Krankheitswinter für mich ein ſehr glücklicher, der mir nur mit angenehmen Erinnerungen vor der Seele ſteht. — Ich bezweifle indeß, daß er meinen Aeltern und den erwachſenen Geſchwiſtern in demſelben heitern Licht erſchienen iſt.

Jetzt aus dem Knabenzimmer weiter, in das Feld der reiferen Knabenjahre.

Zweiter Abſchnitt.

Reifere Knabenzeit bis zum Verlaſſen des Gymnaſiums.

Achtes Kapitel.

Meine übrigen Dispoſitionen für die Schule. — Muſik einestheils als Gegengewicht. Jugendgenoſſen. Louis Horſitzki. — Spezielle Verhältniſſe des Joachimsthals; die Lehrer. — Arreſt. — Schwere Schulſtrafe. — Der Fall auf dem Eiſe.

Das bisher Erzählte bildete die Hauptſumme der Träume, ungefähr meines erſten Lebensjahrzehntes. Ich habe den Blick, den ich im Allgemeinen aus dem Jetzt und in das Damals richte, auch zuweilen umgekehrt aus dem Damals in das Heut gewendet, und, der Zeit vorgreifend, hie und da die Blüthe, die Frucht gezeigt, die ſich aus dem Keim entwickelt hat. Wenn man in ſpäterem Alter die Geſchichten der eigenen Jugend ſchreibt, läßt es ſich kaum anders thun; der Leſer möge mir daher dieſes Vor- und Zurückblicken auch ferner geſtatten und verzeihen.

Ich beginne die zweite Lebensperiode, in der reiferen Knabenzeit ungefähr gleichzeitig mit der Verſetzung von der vorbereitenden Schule ins Gymnaſium. Mein Vater hatte das Joachimsthalſche für mich erwählt; theils weil er ſeine eigene Erziehung dort erhalten und ſomit die Vorliebe für die

Anſtalt bewahrt hatte, die mein ſchon genannter Onkel, Meierotto, geleitet hatte, theils weil zwei ſeiner näheren Freunde, die Profeſſoren Braumüller und Wolff daſelbſt als Lehrer angeſtellt waren; endlich und hauptſächlich, weil die Anſtalt ſich ihren unter Meierotto erworbenen Ruf unter ſeinem Nachfolger im Rectorat, dem würdigen Profeſſor Snethlage, bewahrte. Ein fleißiger, fähiger Schüler wird in jeder zum Guten geführt, zum kenntnißreichen Jüngling herangebildet werden. Mir hätte die vollkommenſte vielleicht nicht genutzt, denn, um es mit einem Wort auszuſprechen, ich war ein durchaus träger und in vielen Beziehungen ganz unfähiger Schüler. Das Letztere wird man mir, ſei es aus Güte oder Strenge, vielleicht nicht ſogleich zugeben; allein ich darf es mit Aufrichtigkeit verſichern. Das was ich an wirklichen Gaben und Fähigkeiten beſaß, lag auf einem ganz anderen Gebiet, als dem der ernſten, ſtrengen Schulbildung, die zu entfernten, bedeutenden Zielen vorbereiten ſoll. Gerade meine Art der Begabung, die phantaſtiſche, widerſtrebte dieſem geregelten, aber nothwendigen Gang der Bildung durchaus, und ich mußte ſogar erfahren, daß man meine natürliche Richtung, ſtatt ſie anzuerkennen und zu pflegen, bekämpfte; und mit vollem Recht. So weit die Unfähigkeit. Was nun die Trägheit anlangt, ſo ſtand dieſe mit jener in die engſte Verbindung. Ich widerſtrebte dem, was mir nicht behagte, und hatte weder Einſicht noch Gehorſam, noch Willenskraft genug, um das Nothwendige mit feſtem Entſchluß zu überwinden. So will ich mich denn von eigner Verſchuldung nicht frei ſprechen. Einen Theil aber trugen auch, ich darf es nach gewiſſenhafteſter Prüfung behaupten — die Lehrer. Durch einige, deren Weiſe ich geſchildert, war mir der Begriff der Schule überhaupt zu einem ganz unnatürlichen, zu einer Anſtalt der reinen Qual geworden. Die Mühſeligkeiten des Muſikſtudiums trugen auch das

ihrige dazu bei, mich muthlos, ſtumpf, ja oft ganz unglücklich zu machen, und ich habe ſchon mit Beſchämung bekannt, zu welchen unnatürlichen Umkehrungen in mir ſie geführt hatten. Wo meine Natur verſtanden, wo die Lebhaftigkeit meiner Phantaſie, die natürliche Weichheit meines Gefühls angeregt wurde, wie durch meine Mutter, lernte ich auch leicht und willig. So verdanke ich ihrer liebreichen, geduldigen und dennoch ernſten Weiſe das Franzöſiſche hauptſächlich und ſpäter das Engliſche; ich bin in beiden Sprachen kein Meiſter geworden, war aber doch in der erſten ſtets meinen Mitſchülern und der ganzen Klaſſenbildung überhaupt, voraus, und ſprach es, als ich die Schule verließ, ziemlich ſo geläufig als jetzt, was zwar ſehr wenig ſagen will, aber doch mehr iſt als in der Regel ſelbſt die aus höheren Klaſſen abgehenden Schüler leiſten. Vieles dabei verdanke ich dem Unterricht meines Vormundes Prof. Eutel. Das Engliſche wurde mir doch mindeſtens ſchon früh ſo geläufig, daß ich Bücher in dieſer Sprache mit geringer Schwierigkeit las; auch meinen Schweſtern, die zuweilen dieſe Uebungen leiteten, bin ich dankbar für dieſe Erwerbung. — Dagegen wollte Alles, was die Schule ſpeziell, was das Gymnaſium forderte durchaus nicht vorwärts. Das Rechnen war mir anfangs leichter geworden, als andern Mitſchülern, weil die erſte große Schwierigkeit, das Einmaleins, bei meinem außerordentlich guten Gedächtniſſe keine für mich war: ſpäter aber, auf dem Gymnaſium blieb ich auch darin zurück. Die Grammatik wurde mir überaus ſchwer, im Lateiniſchen, wie in anderen Sprachen; in meiner Mutterſprache habe ich niemals auch nur die erſten Elemente davon gekannt. Zwei Mängel in meinen Anlagen, die ich nicht verſchuldet, geſellten ſich zu den geiſtigen Hinderniſſen, die ſich mir entgegenſtellten. Es waren: eine große Kurzſichtigkeit, und der entſchiedenſte Mangel an Talent zu einer guten, ja nur leidlichen Handſchrift. Die erſte hin-

derte mich, allen Aufgaben zu folgen, bei welchen die große ſchwarze Tafel und die Kreide zu Hülfe genommen wurden; und meine ſchlechte Handſchrift machte das Urtheil der Lehrer vorweg ungünſtig auch über Arbeiten, die an ſich nicht ſo verwerflich ſein mochten.

Man nennt es vielleicht eine ſeltſame Erſcheinung, daß ich die gute Handſchrift, eine ſo mechaniſche Sache, als ein Talent bezeichne; ich darf aber aus innerſter Ueberzeugung behaupten, daß es eines iſt. Zu jeder mechaniſchen Beſchäftigung gehört eine Anlage, ſo gut wie zu jeder geiſtigen. Es giebt Leute, die nie eine Feder ſchneiden, Billard ſpielen, reiten lernen, Andere, denen dies ungemein leicht wird. So war es mir ganz unmöglich, bei der redlichſten Anſtrengung ſo gut zu ſchreiben, wie viele meiner Mitſchüler, die ich wahrhaft darum beneidete, und ſie innerlich bewunderte. Später hat allerdings das überaus viele und ſchnelle Schreiben, zu dem mein Lebensberuf mich nöthigte, meine anfangs wenigſtens noch entzifferbare Schrift völlig zu Grunde gerichtet, und die Nachwehen eines Schlagfluſſes in der rechten Hand haben ſie (1858) zu einer gemacht, die als eine Seltenheit der Entartung gezeigt wird. — Es iſt ein großer Uebelſtand, der daraus erwächſt, und der ſich mit jedem Jahre fühlbarer macht; ich weiß, wie viel weſentlichen Schaden er mir zugefügt hat und kann daher nicht genug anrathen, daß man in der Jugend alle Kraft daran ſetze, einen Mangel der Anlage durch ſorgfältigſte Behandlung und förmliches Studium nach Möglichkeit abzuhelfen. Denn Vieles läßt ſich durch ſtetigen Fleiß überwinden. — Ich darf mir wohl das Zeugniß geben, daß ich mir in der Knabenzeit, oft unter Thränen, die erſinnlichſte Mühe gab, die ſo gefürchteten Unterſchriften „unleſerlich“ „ſchlecht geſchrieben“ zu vermeiden. Ich begreife auch ſehr gut, daß die Lehrer meine Arbeiten, mit denen ſie ſich zu quälen hatten wie auf einem holperigen

Fußpfade, oft unterſchätzen mußten. Allein ich vermochte es nicht zu ändern! Da nun das wenige Gute was ich leiſtete auf dieſe Art gar nicht zur Geltung kam, ſo ſank natürlich die Wageſchale des wirklich Schlechten, weil ſie ohne alles Gegengewicht blieb, immer tiefer und ich erhielt die ſchlechteſten Zeugniſſe. Damit wuchs meine Muthloſigkeit, die dann zuweilen bis zur völligen Apathie herabſank. Meine Jugend wurde allein dadurch in der That ſehr unglücklich. Ich hatte wenig ungetrübte Freuden. Vergaß ich einmal, wie das glückliche Kindesalter es mit ſich bringt, meine Noth, die ich am beſten dem Zuſtand einer dumpfen Sclaverei vergleiche, und wurde fröhlich oder gar laut, ſo war gewiß auch ſogleich irgend eine mahnende Erinnerungsſtimme zu hören, die mir meine Verſchuldungen vorhielt. Oder ich mußte den herabſetzenden Vergleich mit meinen Kameraden und Freunden aushalten, dieſe ſelbſt außerhalb der Schule, in häuslichen und geſelligen Kreiſen, loben hören, während mir eine verdiente, aber bittere und in ſolchen Augenblicken gewiß nicht fördernde, ſondern völlig niederſchlagende Rüge zu Theil wurde. Möge man es doch wohl gar beachten, daß der Tadel, auch der verdienteſte, niemals da richtig angewendet iſt, wo er nicht anſpornen, ſondern tiefer zurückdrängen muß in das Verhältniß der Beſchämung oder Untüchtigkeit! — Ich wäre vielleicht ganz verloren geweſen in dieſen traurigen Jahren, wenn mich nicht Eins gerettet hätte und zwar, ſo ſeltſam es auch klingt, die Muſik, trotz des mir ſo verhaßten Unterrichts dabei. Das hängt ſo zuſammen. Auf dieſem Gebiet leiſtete ich wirklich mehr als alle meine Altersgenoſſen; denn der Muſikunterricht war damals lange nicht ſo allgemein als jetzt, und die meiſten meiner Schulgefährten, ſelbſt von ſehr gebildeten und wohlhabenden Aeltern, hatten keinen Unterricht, wenigſtens nicht den zehnten Theil ſo vorhaltenden, ſorgfältigen und guten als

ich. Daher ſpielte ich für jene Zeit und mein Alter zum Erſtaunen und zur Freude meiner Umgebung. In der Schule gedrückt, verachtet, geſcholten, beſtraft, zu Haus meiſt eben ſo, war ich, wenn ich Bekannte beſuchte, dort ein Gegenſtand des Lobens und der Bewunderung ſogar, ſobald ich mich an ein Inſtrument ſetzen durfte. Und da ich von Jugend auf die Anlage zum freien Phantaſiren hatte, ſo ſetzte ich beſonders dadurch die Halb- oder Unkundigen um ſo mehr in Erſtaunen, als es mir gelang, auch bisweilen das Lob der Sachverſtändigen, ſogar meines Vaters dafür zu gewinnen.

Dieſer Theil meiner muſikaliſchen Leiſtungen war ſogar der einzige, in dem ich ihm einige Freude machte und Hoffnungen erweckte, da, wie vorher erwähnt, meine andern Studien ihm unbeſchreibliche Mühe und oft tiefen Kummer bereiteten. Durch dieſe Richtung des Talents, die auch heut wohl noch, außer meiner Kenntniß des Geſanges, das beſte iſt, was mir von den Gaben der Muſik zu Theil geworden, — ſogar Ludwig Berger hörte mir ſpäter gern zu, wenn ich phantaſirte, — durch dieſes Talent alſo gewann ich, und vielleicht reichlicher wieder als Knabe, was ich auf allen andern Seiten verlor. Ich erhielt Lobſprüche, wurde gern geladen, zu Zeiten auch durch irgend eine beſondere Freude, ein Geſchenk oder dergleichen überraſcht. Und auf dieſem Gebiete, das darf ich von mir behaupten, belebte auch mich ein nicht unwürdiger Ehrgeiz, ein Drang mich hervorzuthun, der mit meinem Alter ſtieg.

Ich hatte einen Jugendgenoſſen der mich, ich mußte es traurig aber bewundernd anerkennen, weit überflügelte in muſikaliſchen Leiſtungen. Es war der Sohn eines Orcheſtermitgliedes, das nebſt ſeiner Gattin, welche eine brauchbare Sängerin geweſen, an den Conzerten im Hauſe meines Vaters regelmäßigen Antheil nahm, und auch einigermaßen zu unſerm

näheren Umgang gehörte, Horſitzki mit Namen. Sein einziger Knabe Louis, wie ich genannt, der ſpäter als ausgezeichneter Flötiſt in der Kapelle glänzte, aber früh verſtarb, war ſchon als Kind in hohem Maaße muſikaliſch begabt. Ob er älter oder jünger geweſen als ich, ich glaube faſt ſogar das Letztere, weiß ich nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen. Daß er mir aber weit, weit überlegen war, wußte ich deſto ſicherer. Alles was mir äußerſt ſchwer wurde, wurde ihm ſehr leicht; bezwang ich mit monatlanger Mühe ein Conzert von Mozart, ſo war er in einigen Wochen eines Beethovenſchen Herr. So hatte ich das Conzert in C dur von Mozart, wie ſchon erwähnt, mit großem Beifall und Erfolg geſpielt; am nächſten Conzert-Sonntag (vierzehn Tage ſpäter) ſpielte er das viel ſchwerere von Beethoven mit ungleich größerem Erfolg. Gelang es mir vor einigen Freunden und Bekannten mit einigem Beifall in ungeregelter Form zu phantaſiren, ſo ſetzte er ſich hin, und behandelte mit Leichtigkeit ein gegebenes Thema, zum Erſtaunen und zur größten Freude meines Vaters und aller ſachverſtändigen Muſiker. Zur Erweiterung meiner muſikaliſchen Fähigkeiten mußte ich die Violine zu erlernen anfangen, quälte mich unſäglich und brachte es mit Mühe zu den ſchwächſten Leiſtungen. Das Höchſte was ich erſchwang, war, eines der leichteſten Trios von Haydn, zu meines Vaters Geburtstag, in Begleitung meines Lehrers (Tauſch, der Vater) und eines trefflichen Celliſten Friedel, (er iſt erſt vor kurzer Zeit im höchſten Alter verſtorben) der meinem Vater befreundet war, zu ſpielen.

Louis Horſitzki erlernte dagegen die Flöte und machte auf ihr eben ſo erſtaunliche Fortſchritte wie auf dem Pianoforte, ſo daß er bald ſchwierige Conzerte vortrug. Ja, ſein Vater veranſtaltete ſogar eigene Conzerte für ihn, in denen er ſich öffentlich als Clavierſpieler und als Flötiſt zugleich hören ließ. Er ſpielte zu meiner höchſten Verwunderung in einem derſelben

das Conzert in G moll von Duſſek, damals zu den ſchwerſten Aufgaben gehörend, die überhaupt für das Pianoforte zu löſen waren. Und es mochte auch mit Ausnahme eines einzigen älteren Lehrers, wie Lauska, zu jener Zeit Niemand in Berlin ſein, der Horſitzki im Clavierſpiel übertroffen hätte. Denn Himmel lebte außerhalb, und Meyerbeer, der mir in meinen früheſten Knabenjahren ſtets unter der Bezeichnung „der kleine Beer" zum höchſten Muſter von meinem Vater vorgehalten wurde, war in der Periode, von welcher ich rede, auch ſchon zu erwachſen, und ſetzte meines Erinnerns, ſeine Studien ebenfalls außerhalb Berlin fort.

So war ich denn durch meinen Jugendgefährten überall geſchlagen. Allein nichts deſtoweniger waren wir die beſten Freunde; ich erkannte ſeine große Ueberlegenheit überall gern, und vielleicht mit einem höheren Grade der Bewunderung als irgend Jemand ſonſt an; ich beneidete ihn um ſein Talent, aber ſo wie man überhaupt die Begabten, die Glücklichen beneiden darf, ohne die mindeſte Einmiſchung von Bitterkeit oder gar Haß.

In gewiſſer Beziehung war alſo Louis Horſitzki mein einflußreichſter Muſiklehrer aus jener Periode, wenngleich mein Vater mein verdienſtlichſter blieb und für immer bleibt, und ich die hohe Weihe und Erziehung in der Kunſt einer ſpäteren Zeit, den unvergeßlichen großen Künſtlern und hohen Charakteren Ludwig Berger, und Bernhard Klein verdanke, die mich auf Bahnen führten, auf denen ich, ich glaube es ſagen zu dürfen, auch eine höhere Stufe des Bewußtſeins in der Kunſt errang, als jemals mein ſo bewunderter Jugendgefährte eingenommen hat.

Dankbar blicke ich aber auf dieſes unſer Jugendverhältniß zurück, und es erfüllt mich noch jetzt, wo mein Haar ergraut iſt, mit einer wohlthuenden Wehmuth. Wir lebten im Uebrigen ganz wie Knaben zuſammen; in ſo junger Seele

greifen die künſtleriſchen Wurzeln noch nicht ſo tief, und die Verſchmelzung mit der Oeffentlichkeit iſt noch nicht ſo eng, daß nicht die urſprünglichen natürlichen Elemente der Jugend immer ſogleich wieder zur Geltung kommen ſollten. Hatten wir unſer Concert geſpielt, ſo trafen wir uns draußen im Freien und wir machten mit den übrigen Altersgenoſſen alle Spiele und luſtigen Streiche gemeinſchaftlich. Der Künſtler war vollſtändig abgeſchüttelt, und der Knabe blieb eben ſo vollſtändig im Beſitz aller ſeiner Rechte. —

Von meinen ſpeziellen Verhältniſſen auf dem Joachimsthalſchen Gymnaſium iſt mir eine viel weniger lebhafte Erinnerung geblieben, als von denen in der Meſſowſchen Schule. Damals waren die Eindrücke noch friſcher, regten das kindliche Gemüth ungleich ſchärfer und tiefer an; mein abgeſtumpfter, niedergeſchlagener Zuſtand während des erſten Beſuchs des Gymnaſiums mag mit daran Schuld ſein, daß ich das Einzelne, was ich ſchon nachdenklicher auffaßte, weniger im Gedächtniß behalten habe. Ich erinnere mich der ganzen Zeit nur als einer der Entmuthigung, Niedergeſchlagenheit und momentan faſt des Lebensüberdruſſes. Einige Momente muß ich indeſſen berühren. Ich war in Sexta aufgenommen; der Ordinarius der Klaſſe war ein Inſpektor Elsner; ein Mann nicht überſtreng, nicht ohne Wohlwollen ſogar, aber doch nicht geeignet das Vertrauen und die Liebe ſo junger Seelen zu gewinnen. Ich erinnere mich, daß die Erlernung der lateiniſchen Conſtruktionen beim Ueberſetzen mir unendliche Schwierigkeiten machte und ich gar nicht behalten konnte, in welcher Ordnung der Satz aufgelöſt werden müſſe; ſehr natürlich, weil ich mir bei den Worten Subjekt, Prädikat u. ſ. w. in Folge meines grammatiſchen Stumpfſinnes gar nichts denken konnte, und nicht begriff, weshalb hier mensa, und im nächſten Satz panis ein Subjekt ſei, da doch beides ganz verſchiedene Gegenſtände waren. Ich bat

daher den Lehrer einſt dringend, er möge uns doch dictiren, in welcher Ordnung die Satzauflöſung erfolgen müſſe, und dachte damit das Räthſel zu löſen, denn, was man Schwarz auf Weiß beſitzt, kann man getroſt nach Hauſe tragen. Vergeblich! Der Satz blieb mir ein Brief mit ſieben Siegeln! Nur auswendig behielt ich ihn leicht, und ſo gewann ich vor mir ſelbſt und dem Lehrer den Schein, als hätte ich ihn verſtanden!

In einer andern Klaſſe war der Inſpektor Simons Ordinarius. Ich weiß mich ſeiner wenig zu erinnern. Nur ſpäter wurde mir ſein Name und ſeine Perſönlichkeit lebhaft ins Gedächtniß gerufen, da im Jahr 1848 ein Sohn von ihm wegen ſeiner demokratiſchen Richtung viel genannt wurde, und nachmals in traurige Verhältniſſe gerieth. Lebhafter ſteht ein anderer Lehrer, Inſpektor Melchior, vor meiner Erinnerung als ein freundlicher Mann, der ſogar — etwas Unerhörtes in jener Zeit — zuweilen Scherz trieb. Noch weiter hinaufgerückt wurde Prof. Siedmogrodzki ein ſehr gelehrter, ſcharfſinniger, aber hypochondriſcher und äußerſt leicht erregter Mann, mein Lehrer. Ich mag ihm wenig Freude gemacht haben; er mir freilich ebenfalls ſehr wenig, da er mit zu den Schreckenserinnerungen meiner Jugend gehört. Später führte mich mein Lebensweg wieder mit ihm zuſammen, indem ich mit einem ſeiner Söhne, einem Arzte am Friedrich-Wilhelms-Inſtitut eine innig freundſchaftliche Verbindung ſchloß; und den Vater, der inzwiſchen Prediger in einer Provinzialſtadt geworden, öfters bei ihm ſah. Ich konnte dem alten, heitern, geiſtvollen Mann gegenüber, den ich immer mit den Erinnerungen an die Schulzeit betrachtete, gar nicht begreifen, wie er mir damals ſo furchtbar geweſen ſein konnte! — In Quarta führte mich mein günſtiges Geſchick einem der näheren Freunde meines Vaters, dem Profeſſor Braumüller zu, einem ſehr ruhigen, ſanften Mann. Doch ich war ſchon zu verirrt in meinen Wegen,

zu niedergedrückt, um ſelbſt durch ſolche Behandlung, die früher gewiß meine Kräfte ganz anders geweckt hätte, wieder in das rechte Gleis zu kommen. Indeſſen gewann ich hier die erſten Schul-Anerkennungen, und zwar als Vorleſer; auch dieſe danke ich meiner Mutter, die den dichteriſchen Sinn in mir früh gepflegt, und als ſelbſt einſichtige, geſchickte Vorleſerin auch dieſer Richtung in mir eine erfolgreiche Pflege hatte angedeihen laſſen. Während meine Mitſchüler ziemlich ſeichte Aufgaben eben ſo flach ablaſen, hatte ich mir Schillers Glocke erwählt, und las ſie, freilich mit knabenhaftem Pathos, aber doch ſo, daß zu erkennen war, wie ich von der Schönheit des Gedichtes ergriffen ſei. Und ich erhielt Lobſprüche! Die erſten auf dem Gymnaſium! Welche Erquickung!

Mit unausſprechlichem Grauen erfüllte mich der Begriff „Arreſt“ und die Vorſtellung von dem Arreſtlokal des Gymnaſiums, deſſen eiſenvergittertes Fenſter nach dem Hofe hinaus ging. Die Marterkammern in Venedig konnten dem Verurtheilten nicht ſo grauenhaft erſcheinen, als mir dieſes Behältniß. Und als vollends einmal ein Mitſchüler, ich weiß nicht mehr welcher Nachläſſigkeit halber zu der Arreſtſtrafe verurtheilt wurde, und zwar zu ſechs Stunden, ſo zitterte und bebte ich am ganzen Leibe, da ich empfand, wie leicht ich eine ſolche grauenvolle Strafe ebenfalls verdienen könnte, ja ſchon oft verdient hatte! Und ſechs Stunden erſchienen mir wenig unter Lebensdauer, da eine Stunde nachbleiben in der Meſſowſchen Schule mir ſo fürchterlich geweſen war. Nicht wegen der Strafe ſelbſt, aber wegen der Angſt, die ich in dieſer Stunde erduldete, vor dem Empfang zu Haus, und — ich darf es meinem weichen Herzen nachſagen, noch vielmehr vor den Thränen meiner Mutter, die dergleichen ſtets mit innigſter Bekümmerniß empfand, als vor dem Zorn meines Vaters! Nicht genug kann ich daher mein Schickſal preiſen, daß ich

niemals genöthigt worden bin, dieſen Ort des Schreckens zu betreten; verdient hätte ich es allerdings oft genug!

Eine Schulſcene aus dieſer Zeit machte einen unvergeßlichen Eindruck auf mich; aber wieder einen ſchwankenden. Ein ſehr träger Mitſchüler war ſo gewiſſenlos geweſen, die Stunden oft zu verſäumen, und dieſen Betrug durch falſche Unterſchriften in ſeinem Ordnungsbuche zu verdecken. Es wurde entdeckt, und der Schuldige verurtheilt vom Calefactor vor der ganzen Klaſſe ſo viele Stockſchläge zu erhalten, als er falſche Unterſchriften gemacht hatte, vierzehn. Eine Hinrichtung hätte mich nicht ſo mit innerem Grauen erfüllen können! Der Angſtſchweiß brach mir aus! Und diesmal nicht aus halb böſem Bewußtſein, denn in ſolcher Weiſe hatte ich mich nie vergangen. Dieſer Schüler und die an ihm vollzogene Exekution haben ſich bei mir völlig identificirt. Ich ſah ihn nach vielleicht zehn oder fünfzehn Jahren in einer Provinzialſtadt, wo er als Beamter war, auf einem Balle wieder. Seine Züge hatten ſich nicht im mindeſten verändert, und ich ſie ſo treu bewahrt, daß ich ihn auf der Stelle wiedererkannte. Ueberhaupt habe ich die Züge meiner Jugendgefährten ſo lebendig vor Augen, daß ich nach vierzig und mehr Jahren Einzelne wieder erkannt habe, ja die Söhne derſelben aus der Aehnlichkeit mit ihren Vätern, die ich ſeit vier Decennien und länger nicht geſehen. Der Schüler in Rede ſtand aber mitten in dem eleganten Ball immer wieder in der traurigen Geſtalt von damals vor mir, mit ſeinen von Angſt und Körperſchmerz verzerrten Zügen. Der Fall iſt mir eine ernſte Lehre, daß man mit öffentlichen, beſchimpfenden Beſtrafungen auf Schulen ſehr vorſichtig ſein ſoll; ſie begleiten den Beſtraften wie eine Art von Brandmal, das keine Zeit verwiſcht. Und wie oft haben die ſpäterhin ehrenwertheſten Männer eine ſolche ſchwere Jugendſünde auf ſich geladen, während ich umgekehrt manche meiner Mitſchüler

kenne, die uns ſtets als Muſter vor Augen geſtellt wurden, Prämien erhielten, und doch im Leben theils ſpurlos verloren gegangen ſind, theils ſogar zu Verirrungen geführt wurden und Grundſätzen folgten, die, das männliche Bewußtſein dabei in Anrechnung gebracht, zehnfach ſträflicher ſind, als die hier angeführte Handlung.

Obwohl mir keine ſolche ſchwere Beſtrafung zu Theil wurde, ich auch noch eine Klaſſe höher hinaufrückte, wo ich bei einem anderen, näheren Freunde meines Vaters, mit dem ich ſpäter noch ſelbſt in vielfach mir hoch werthvolle, mich zu ſteter Dankbarkeit verpflichtende Beziehungen getreten bin, dem Profeſſor Wolff*), den erſten mathematiſchen Unterricht erhielt, hatte ich doch keinen irgend haltbaren Boden auf der Anſtalt gewinnen können. Ich ſollte ein anderes, das Werderſche Gymnaſium beſuchen. Die Nachricht berührte mich wie einen Gefangenen die, daß ſeine Kerkerthür ſich öffnen ſolle. Doch fordert es die Pflicht, bevor ich mich als Schüler der zweiten Anſtalt darſtelle, daß ich dem damaligen Direktor des Joachimsthalſchen Gymnaſiums Snethlage die volle dankbare Anerkennung zolle, auf die ſein ernſtes, ſanftes, männliches Benehmen gegen mich ihm das begründetſte Recht geben.

Ich muß ſchließlich in dieſem Abſchnitt noch eines Zwiſchenfalles gedenken, der eine nicht unbedeutende Stelle in meiner Jugend einnahm. Die Lage des Gymnaſialgebäudes an der Spree verleitete uns Knaben, wenn dieſe bei ſtrengerer Winterkälte gefroren war, gegen das Verbot der Aeltern, und wie mich dünkt, auch der Schule, hinab auf's Eis zu gehen, und uns dort durch Schlittern oder nach Umſtänden Schlittſchuhlaufen zu vergnügen. Dies geſchah eines Nachmittages auch,

*) Der Vater unſers berühmten Arztes, des Geh. Rath Dr. Eduard Wolff, der mein innigſter Freund für das Leben geworden.

und ich befand mich unter den ſich tummelnden Knaben. Eine lange Schlitterbahn forderte uns zum Reihenſchlittern, wo Einer dem Andern dicht folgt, auf. Die Uebung — ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich in dergleichen kein ungeſchickter noch träger Schüler war — glückte trefflich, und erheiterte uns ſehr. Doch war es ein öfters vorkommender, mehr unbedachtſamer als boshafter Streich, wenn einer derjenigen, welche zuerſt die Bahn hinabgeglitten waren, oder ein bloß zuſchauender Knabe, auf der Seite feſten Stand nahm und dem Vorderſten, ſobald er im vollen Schuß heranflog, einen Fuß vorhielt, daß er fallen mußte, und der ganze nachſchlitternde Troß über ihn. Dergleichen pflegte nicht einmal ſehr übel genommen zu werden, ſondern es gehörte mit zur Luſt. Mir aber erwuchs doch ein ernſtlicher Schade daraus. Ein Knabe ſtreckte mir den Fuß vor, ich fiel, und da ich die Bücher unter dem Arm hatte, ohne mir mit den Händen raſch genug Schutz und Hülfe zu geben, gerade auf das Geſicht, die Anderen über mich. Der Schlag war heftig, das Eis färbte ſich mit Blut. Bei einem ſolchen unglücklichen Ausgang, der etwa zur Kenntniß der Lehrer kommen konnte, mochte Niemand betheiligt ſein, und meine Kameraden liefen daher eiligſt davon. So kam es, daß ich einige Zeit, vielleicht nur wenige Minuten, betäubt auf dem Eiſe liegen blieb. Endlich gewann ich meine Sinne wieder, raffte mich auf, fühlte Naſe und Geſicht heftig ſchmerzen, ſah mich ganz mit Blut beſudelt, und ſchlich mit dumpfer Betäubung im Kopf nach Haus. Das Blut ſtillte ſich unterweges. Ich glaubte nicht, daß der Fall irgend eine weitere Folge haben werde, und war nur beſorgt vor der Strafe wegen des übertretenen Verbots. Um dieſe abzuwenden log ich, ich ſei auf der Friedrichsbrücke ausgeglitten, und ſo übel auf das Geſicht gefallen. Da ich nicht ſelten ähnliche, ziemlich derbe Verletzungen der Art mitbrachte, ohne daß weiter etwas darnach erfolgt wäre,

wurden auch dieſe nicht weiter beachtet. Indeſſen fühlte ich mir den Kopf ſehr ſchwer, und ich fröſtelte innerlich, wahrſcheinlich in Folge der Erkältung, während ich auf dem Eiſe gelegen. Deutlich entſinne ich mich, wie ich fiebernd vor dem friſch geheizten Ofen ſaß und in die Flammen ſtarrte. Ich ging endlich früher zu Bett. In der Nacht wurde ich kränker, empfand plötzlich einen ſehr heftigen Schmerz in der Hüfte, der mehr und mehr zunahm, mich endlich ganz lähmte. Dieſer überwog den Schmerz in Naſe und Kopf anfangs ganz, ſpäterhin aber wurde die dumpfe Betäubung und die Verſtopfung der Naſengänge, die mir das Athmen erſchwerte, ein viel läſtigeres Uebel. Sie benahm mir endlich völlig die Beſinnung und ich blieb zu großer Angſt meiner Mutter eine längere Zeit bewußtlos, und in Fieberphantaſieen. Mein Vater, der ſtark an der Gicht litt, hielt meinen gelähmten angeſchwollenen Fuß für einen Anfall derſelben, und glaubte es ſei ein Erbtheil, welches ich von ihm empfangen. Die Betäubung des Kopfes verlor ſich endlich nach der ärztlichen Behandlung durch Heim, aber die Lähmung und der Schmerz im Fuße blieben. Ich habe dieſe Empfindung ſo feſt im Gedächtniß behalten, daß ich, vielleicht zwanzig Jahre ſpäter, als ich von einer ähnlichen Hüftlähmung befallen wurde, jene jugendliche ſofort als einen akuten Rheumatismus erkannte, der ſeitdem leider ein zu häufiger Gaſt bei mir geworden iſt, um mich über ihn zu täuſchen. Möglich, daß dieſer erſte Fall die Saat aller ſpäteren für mich geworden. Ich kam aber mit dieſer Strafe noch nicht davon, ſondern die Lehre ſollte ernſter und nachhaltiger werden. Die Kopfbetäubung war verſchwunden, während der Fuß ſich allmählig beſſerte, doch an der Naſe zeigte ſich eine eigenthümliche Erſcheinung. Sie war die ganze Zeit hindurch ſtark geſchwollen geblieben, und jetzt trat aus dem Innern eine fleiſchige Maſſe bis an die Oeffnung des rechten Naſenloches hervor, die ſich

nicht recht erklären ließ, und in der Heim endlich einen Polypen vermuthete. Doch der mit zur Behandlung gezogene Wundarzt Keſſler war durchaus gegen dieſe Erklärung, und wollte nicht an die Operation gehen. Ein großes Glück für mich! Denn endlich wich die ſeltſame Fleiſchvordrängung den angewandten erweichenden Mitteln und Bähungen, die Geſchwulſt der Naſe legte ſich, und am Ende war das Uebel geheilt, ohne daß Jemand geahnt hätte was es eigentlich geweſen. Erſt nach einigen Monaten, als auch der Fuß ſchon wieder ganz in Ordnung war, ſtand ich eines Abends neben meiner ſchon genannten Tante Henriette aus Breslau, der Schweſter meines Vaters; dieſe, indem ſie mir leicht mit der Hand übers Geſicht ſtrich, rief erſtaunt: „Dein Naſenbein iſt ja gebrochen!“ Und in der That, ein tief eingeſenkter Bruch war unverkennbar. Er war ziemlich glücklich von ſelbſt geheilt, aber freilich war jedes Mittel einer geſchickteren Einfügung der Knochentheile verabſäumt worden; meine Naſe behielt die Einſenkung und erſchien etwas platt gedrückt. Erſt nach einer langen Reihe von Jahren verwuchs der Schaden ſo, daß er dem Auge nicht mehr auffiel, wiewohl die Naſe ihre urſprüngliche Form verloren hatte, und die Verkrüppelung noch heut fühlbar iſt. Meine Mutter ſeufzte oft halb ſcherzend darüber, daß das einzige ihrer Kinder, welches eine wohlgeſtaltete Naſe von ihr ererbt hatte, dieſelbe auf ſolche Art verlieren mußte. So war denn dem kindlichen Ungehorſam und Leichtſinn eine harte Strafe gefolgt! Allein ſogar die Unwahrheit, der ich ſie wohl zumeiſt verdankte, da meine richtige Angabe des Sachverhältniſſes auch die Aerzte richtiger geleitet haben würde, auch dieſe Unwahrheit kam an den Tag, wiewohl erſt nach Jahren. Denn als einſt in Gegenwart eines anderen älteren Knaben aus einer höheren Klaſſe des Gymnaſiums, deſſen genauere Bekanntſchaft ich erſt viel ſpäter dadurch machte, daß unſere Aeltern im Thiergarten

in dem nämlichen Hauſe wohnten, meine Mutter von meiner zerbrochenen Naſe, und den das Unglück begleitenden Umſtänden zu einer Freundin ſprach, und dieſer den Fall auf der Brücke als die Urſache angab, rief jener Knabe erſtaunt: Ei bewahre, der Fall geſchah ja auf dem Eiſe, ich habe dabei geſtanden!“ Und ſo war ich entdeckt! —

Neuntes Kapitel.

Werderſches Gymnaſium. Bernhardi. — Meine Leiſtungen. Dr. Köpke. Vocabelnlernen unter Spillecke. Forderungen an die Bildung der Soldaten. — Mathematiſche Arbeiten. — Dr. Nordmann und Prof. Zimmermann. Profeſſor Nieräſe. — Profeſſoren Bucher und Buchholz. — Nachmittagsſchlaf im Curtius. — Profeſſor Spillecke. Sein Urtheil über meine Fähigkeiten. Twesten. — Zumpt. — Lange, Ueberſetzer des Herodot. — Profeſſor Brunnemann; Maria und Franzesco.

Um Oſtern 1810 kam ich auf das Werderſche Gymnaſium. Es ſtand damals in dem trefflichſten Ruf, und verdiente ihn. Der ſo geiſtvolle als gelehrte Bernhardi war Direktor deſſelben, und hielt es nicht zu gering mit den großen geiſtigen Aufgaben ſeines Lebens auch die ſorgfältigſte Beachtung jener kleinen mechaniſchen zu verbinden, welche das Ganze ſo fördern. Mit gleichem Eifer behandelte er in Prima die höheren Gegenſtände des Unterrichts, wie er jeden Morgen vor Beginn der Lehrſtunden die Disciplinarberichte aus allen Klaſſen durchſah, den Schulbeſuch auf das Genauſte controllirte, ſich über jeden einzelnen Beſtrafungsfall durch Vorladung des betreffenden Schülers in Kenntniß erhielt, und mit Unterſtützung eines älteren Hülfslehrers, des greiſen Cantor Rex, die Bücher über alle dieſe Gegenſtände in Ordnung hielt. Dieſe conſequente Selbſthandhabung der

Disciplin, gewiſſermaßen in zweiter Inſtanz, war von den wirkſamſten, wohlthätigen Folgen. Der Direktor gewann dadurch eine richtige Kenntniß aller Vorgänge, der Lage aller Dinge, des Charakters der Schüler und des Verfahrens der Lehrer. Er konnte daher, ein ungemeiner Gewinn, nicht bloß ſtreng, ſondern auch gerecht ſein. Er wußte mit ſcharfem Blick ſeine zweite Inſtanz auch in dieſer Beziehung zu handhaben, und, wie gefürchtet ſie war für den Schuldbewußten, ſo genoß ſie doch auch eines wohlthuenden Vertrauens. Den Unterricht Bernhardi's habe ich, weil ich Prima, in welcher Klaſſe allein er unterrichtete, nicht mehr beſucht habe, nie genoſſen, mit Ausnahme einiger interimiſtiſchen, durch plötzliche Behinderung eines Lehrers auszufüllenden Stunden, wo er den combinirten Klaſſen Prima und Sekunda einen Vortrag aus der philoſophiſchen Grammatik hielt, der mir ganz neue Anſchauungen eröffnete, und mich mit wahrem Staunen über die Schärfe der Gedankencombinationen ergriff; aber die Wohlthat, auch die ſtrafende, ſeiner ſcharfen Beobachtung und richtigen pſychiſchen Behandlung der Schüler, habe ich mehrmals erfahren und dieſe Fälle ſind mir unvergeßlich geblieben. Ich werde darauf zurück kommen.

Ich trat in das Werderſche Gymnaſium ein mit den beſten Vorſätzen; dieſes Zeugniß kann ich mir geben. Ich wollte ein ganz neuer Menſch werden, alle Kräfte daran ſetzen! Allein tief eingefurchte Geleiſe der Verwöhnung ſind einmal nicht ſo leicht verlaſſen als man glaubt; der Wille veraltet, die Selbſtbeachtung erſchlafft; andrerſeits greift man in beſter Abſicht doch öfters fehl, und endlich fehlten auch hier die Elemente nicht ganz, die mich in den früheren Jahren bedrückt, und mich öfters des Muths beraubt, als ihn belebt hatten. So blieb ich denn auch auf dieſem Gymnaſium weit davon entfernt ein guter Schüler zu ſein; ja ich hatte äußerſt

ſchlimme Perioden. Dennoch hielt ich mich unter den Erträglichen. Selten zwar gelangte ich in der Klaſſe zu Zeugniſſen, (die von No. 1 bis 4, die Abſtufungen: Ausgezeichnetes Lob (No. 1), überwiegendes Lob (No. 2), Gleichgewicht des Lobes und des Tadels (No. 3) und überwiegenden Tadel (No. 4) enthielten), über No. 3 hinaus; ich glaube kaum ein- oder zweimal. Mehrmals erhielt ich dagegen No. 4! Dennoch war meine Stellung eine andere, beſſere. Der Moment war gekommen, wo ſich meine, ſich über das Niveau der Mitſchüler einigermaßen erhebenden geiſtigen Anlagen geltend machen konnten; und ſo, denke ich mir, gaben meine Lehrer nicht alle Theilnahme an mir auf, weil ich, trotz der Vernachläſſigung in den poſitiven Kenntniſſen, deren Erwerb die Schule als erſte Bedingung fordern muß, doch einige Hoffnung gab, in einer andern Weiſe etwas zu leiſten, was jenen Mängeln Nachſicht erwerben konnte. — Gleich im Anfange meines Beſuchs hatte ich einen Beweis dafür gegeben. Die hiſtoriſchen Vorträge in Quarta, wo ich mich befand, hielt der Dr. H. Köpke, ein jüngerer Bruder desjenigen, der ſpäter Direktor des Gymnaſiums zum grauen Kloſter wurde. Mein körperlich, obwohl ich völlig geſund war, ſehr unſcheinbares Anſehen hatte ihm nicht viel Vertrauen zu dem Neuling gegeben. Er ließ mich meine ſchriftliche Ausarbeitung des Vortrags, die uns ſtets oblag, vorleſen. Der Aufruf zum erſten Kreuzzuge und der Beginn deſſelben war der Gegenſtand. Ich war dem Vortrag mit beſonderem Intereſſe gefolgt, und hatte, noch friſch in meinen guten Vorſätzen, die Ausarbeitung nach Kräften gut und ausführlich gemacht. Als ich daher zu leſen begann, und die geiſtige Auffaſſung wie die Form ſogleich den Lehrer überraſchte, weil er ſich auf ganz etwas Anderes gefaßt gemacht hatte, wurde er im höchſten Grade aufmerkſam. Anfangs äußerte er ſein Mißtrauen, daß ich die Arbeit allein gemacht haben könne; doch meine feſte Verſicherung, und einige Fragen

die mich geiſtig prüften, gaben ihm bald die Ueberzeugung, daß das Geleiſtete wirklich mein Eigenthum ſei. Nun ging ſeine Aufmerkſamkeit in Verwunderung, ja ich möchte ſagen, in eine Art von Bewunderung über. Der Gegenſtand hatte mich begeiſtert, ich hatte einige kühne Perioden mit dichteriſcher Ausſchmückung gebaut! Das war allerdings ziemlich weit über dem, was man in dieſer Klaſſe erwartete. Und ſo faßte mich denn der Lehrer an beiden Schultern, drehte mich um, und ſagte freundlich ſcherzend: „Dreh dich doch einmal um, ich will doch einmal ſehen, wie das Kerlchen ausſieht, das ſo etwas gemacht hat!“ — Ich fühlte mich beſchämt, verwirrt, aber doch zugleich überaus glücklich; ich war wie neu geboren, denn auf dem gefürchteten und verhaßten Gebiet der Schule war mir vielleicht noch nie etwas Erfreuendes, vollends aber etwas einem Triumphe ähnliches, wie ich deren in der Muſik zuweilen errungen, begegnet. — Mit dieſem Blitz in meiner dunkeln oder doch tief dämmernden Laufbahn, — war es aber auch vorüber! Denn obgleich ſpäter meine Arbeiten in dieſem Theil des Unterrichts noch immer ziemlich gut ausfielen, belobt wurden, ſo lieferte ich doch keine wieder, die ſo gut geweſen wäre, als dieſe erſte.

Ich wurde in den meiſten Objekten des Unterrichts entſchieden getadelt, blieb überall hinter dem Verlangten und zu Verlangenden zurück: aber in den ſogenannten „deutſchen Aufſätzen“ behauptete ich mich als einer der erſten, und ſo leiſtete ich auch in dem, was damit zuſammenhing, mit der bloßen geiſtigen Faſſungskraft ohne anhaltſamen Fleiß zu erreichen war, wenn nichts Löbliches, doch Gelobtes und Leidliches.

Eine harte Periode hatte ich noch in Tertia, wo in den alten Sprachen ſchon mehr geleiſtet werden mußte, als das bloß Formelle, welches ich noch allenfalls mit meinem vortrefflichen Gedächtniß bezwang. Dieſes half mir auch in einzelnen Richtungen der älteren Studien, die mir ſonſt am ſchwerſten

wurden, z. B. im Griechiſchen. So behauptete ich mich faſt fortdauernd als Primus in einer Stunde, die wöchentlich blos dem Lernen von Vocabeln gewidmet war, aus dem ſogenannten kleinen Scheller, in einem Bande, wo nur die Stammworte in alphabetiſcher Ordnung und großer Schrift gedruckt ſind, die Compoſita und abgeleiteten in kleiner Schrift, ohne dem Alphabet zu folgen, immer je zu ihrem Stammwort. Der Profeſſor Spillecke, ſpäter Direktor des Friedrich-Wilhelms-Gymnaſiums, hatte dieſen Unterricht. Er war ein ſtrenger, gefürchteter, aber zugleich verehrter und geliebter Lehrer, der ſeine Schüler mächtig zu erregen, ja zuweilen zu entflammen verſtand. Die Copia vocabulorum gehörte für ihn zum Fundamental-Stoff. Daher verfolgte er dieſen ſonſt ſo trocknen Lehrgegenſtand mit unerſchütterlicher Conſequenz. Er forderte gleich eine ſtarke Anſtrengung, und gab uns aus dem ganzen Buchſtaben A für die nächſte, über acht Tage fallende, Stunde die Stammwörter zu lernen auf. Ich, ſtatt täglich mein Theil zu lernen, verſchob das unangenehme Geſchäft von Tag zu Tag bis zum letzten. Montags fiel die Stunde — Sonntag Abends hatte ich noch nichts gelernt! Doch begann ich nun mit der auf einen Tag zuſammengedrängt, allerdings coloſſalen Aufgabe, und that das Mögliche. Und wirklich erreichte ich es, durch meine ſeltene Gedächtnißkraft, mir die achtzehn gedruckten Seiten Vocabeln glücklich einzuprägen. Daher war ich ſo entſchieden der beſte bei dem Ueberhören der Lection, daß ich, — es wurde mittelſt der Antworten certirt, — glücklich zum Primus der Klaſſe aufrückte. Spillecke, der mich doch einigermaßen anders kannte, traute der Sache nicht recht, und ſagte ſehr richtig: „Heraufkommen iſt mehr ein gutes Glück; ſich behaupten iſt ein Verdienſt. Nun mußt Du Deine Prüfung beſtehen, um den Platz behalten zu können.“ Er nahm mich jetzt allein vor, und fragte ſcharf rück- und vorwärts die

ſchwerſten Vocabeln; das Glück war mir günſtig, ich beantwortete Alles raſch und ruhig, nur bei einer Vocabel — die ich dafür nun auch in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen werde, — ſtockte ich, arista die Aehre; dieſe brachte meinen verwünſchten Nachbar wieder über mich, und ich blieb der Zweite nicht in Rom, ſondern nur in Tertia, in der Vocabelſtunde. Allein den ganzen Curſus hindurch hielt ich mich unter den erſten feſt. Es ſcheint mir nicht gut, daß man dieſe nützliche Uebung, gerade mittelſt dieſes nützlichen Wörterbuchs, das ganz aus dem Buchhandel verſchwunden zu ſein ſcheint (wenigſtens habe ich es, als ich bei meinen eigenen Kindern dieſe Uebung als eine häusliche aufnehmen wollte, nicht bekommen können) nicht auch heut zu Tage in den Gymnaſien anwendet. Ich wenigſtens habe die förderliche Nachwirkung davon auf viele Jahre nachher noch empfunden. Denn, wiewohl ich ſtets im Leben ein unſicherer, ſchwacher Lateiner geblieben bin, ſo war doch meine Vocabelkenntniß faſt immer derjenigen meiner Genoſſen, mit denen ich auf der Univerſität oder ſpäter zum Vergnügen, lateiniſche Autoren las, überlegen. Und dies zeigte ſich um ſo ſicherer als eine Folge dieſer jugendlichen Uebungen, als mir faſt niemals ein Stammwort in den erſten zwölf Buchſtaben des Alphabets fehlte, die ich in Tertia auswendig gelernt; von N bis Z war mir das Wörterbuch viel häufiger nöthig.

Durch ſolche Einzelnheiten von guten Leiſtungen übertrug ich einigermaßen das, wofür ich mit Recht Verweiſe und Beſtrafungen erhielt, und ſogar eine Zeitlang auf der ſogenannten Faulbank ſitzen mußte.

Für die Mathematik hatte ich einige Anlagen und auch Neigung, beſonders für die Geometrie; hier war es mir von Groß-Tertia an ſogar wichtig, etwas Tüchtiges zu leiſten, da der Vorſatz Soldat zu werden, durch die Grundſtrömung der ganzen Zeit mächtig gefördert, immer feſter in mir wurde.

Bayerische Staatsbibliothek München

Meine geringe Fähigkeit für die alten Sprachen, und dadurch meine damalige Abneigung gegen dieſelben, war ſo entſchieden, daß ich durchaus nicht ſtudiren mochte, und bei den verſchiedenen Anfragen der Lehrer, was wir für eine Laufbahn wählen wollten, beharrlich dabei blieb, die militäriſche als die meinige zu bezeichnen. — Bernhardi pflegte dann zuweilen ironiſch die Bedingungen der Ehrenhaftigkeit des Soldatenſtandes in richtiger Weiſe als von dem geiſtigen Standpunkte abhängig darzuſtellen, den der Soldat einnehme. „Wenn der Soldat“ äußerte er eines Tages „außer der Gründlichkeit in ſeinen Fachkenntniſſen, auch ſonſt eine Bildung beſitzt, die ihm die höchſten geiſtigen Stufen zugänglich macht, wenn er die alten Sprachen gründlich erlernt hat, dann zählt er allerdings auch zu den hochachtungswürdigſten Ständen mit. Einen Soldaten wie Ewald von Kleiſt, der dieſe Bildung beſaß, laſſe ich gelten. Wenn er aber das Alles bei Seite wirft, und nur das Exercirreglement kennt, dann iſt er ein trauriger Held!“ Solche Reden beſchämten mich; ich fühlte, daß der tadelnde Hinblick auf mich ein gerechter war! Eines Tages erzählte Bernhardi bei ſolchem Anlaß auch eine Anekdote. „Die engliſchen Offiziere hätten durch ihre ſorgfältige Jugenderziehung eine ſehr gründliche claſſiſche Bildung. Als daher einſt ein engliſches Regiment mit einem preußiſchen zuſammengekommen ſei, hätten die engliſchen Offiziere ſich bei ihren preußiſchen Kameraden nach vielen großen Männern, die ihnen in Deutſchland von Intereſſe geweſen, erkundigt. Nach Friedrich Auguſt Wolff z. B., nach Herrmann und Anderen. Allein was war die Antwort? „Wir kennen ſie nicht; bei unſerm Regiment ſtehen ſie nicht.“ — Wenn dann die ganze Klaſſe lachte, und mancher Blick auf mich gerichtet wurde, konnte ich mich begreiflicherweiſe nicht ſehr behaglich fühlen. — Ich empfand daher die dringende Verpflichtung, wenigſtens in denjenigen Objekten etwas zu leiſten,

welche mit dem von mir erwählten Beruf zusammenhingen, namentlich in der Mathematik. Hier aber traten mir zwei Schwierigkeiten entgegen. Die erste war eine schon oben als großes Hinderniß erwähnte Kurzsichtigkeit, die mich nichts verfolgen ließ, was an der Tafel executirt wurde, die andere lag an der Besonderheit eines der mathematischen Lehrer. Mit Bezug auf die erste erwähne ich eine, mir wenig rühmliche, aber doch zugleich spaßhafte Thatsache. In Klein-Tertia hatte uns der Lehrer Dr. Nordmann die Lehre von den Wurzeln schon mehrere Wochen vorgetragen, als er mich eines Tages an die Tafel rief, um mich zu meiner Prüfung ein Exempel lösen zu lassen. Er dictirte mir etwa $\sqrt{a} + \sqrt{b}$ u. s. w. Ich schrieb naiv mit Buchstaben Radix a u. s. w. Natürlich brach ein Sturm des Gelächters meiner Mitschüler aus, den ein Donnerschlag der Strafworte des Lehrers begleitete, als meine wochenlange völlige Unachtsamkeit so zu Tage trat! Eben dieser Lehrer, Dr. Nordmann, bildete aber das Hinderniß für mich in der Mathematik, nämlich in dem algebraischen-Theil fortzuschreiten. Er war, Aller Urtheil zufolge, und selbst der Schüler empfand dies, ein vortrefflicher, gründlicher Mathematiker, bei Weitem gründlicher als sein College, Prof. Zimmermann, der die Geometrie vortrug, während jenem das ganze Gebiet der Algebra blieb. Dieses aber, an sich schon schwieriger, wußte er durchaus nicht faßlich für den Schüler zu behandeln. Es waren nur sehr wenige, eigentlich nur einer der Schüler, sogar in Sekunda, die ihm ganz folgen konnten. Dieser eine Schüler hieß Neumann, hatte die entschiedensten Anlagen für Mathematik, war überhaupt einer der trefflichsten Charaktere, von uns Allen hoch in Ehren gehalten; es ist der jetzt so ausgezeichnete Professor Neumann an der Universität in Königsberg.*) Pro-

*) Als Schüler wurden wir im Jahre 1813 oder 14 getrennt,

feſſor Zimmermann, deſſen geringere Gründlichkeit eben ſo vom allgemeinen Urtheil ausgeſprochen, wie von den Schülern empfunden war, hatte dagegen die Gabe der viel größeren Verſtändlichkeit. So groß iſt der Unterſchied zwiſchen Wiſſen und Lehren!

Ich komme jetzt auf den ſchon früher erwähnten Profeſſor Nieräſe zurück, der auf dem Werder erſt mein Lehrer wurde. Obgleich der ſchon etwas herangewachſene Knabe nicht mehr dieſes kindiſche Grauen, wie vor einem ganz unheimlichen, furchtbaren Weſen ihm gegenüber empfinden konnte, ſo war und blieb doch die Scheu vor dieſem Manne eine große, unüberwindliche. Ich kann nicht ſagen, daß er wirklich ſo überaus ſtreng geweſen ſei, allein die Art ſeinen Zorn, ſeine Gewalt geltend zu machen, hatte etwas Empörendes. Es drückte ſich ſtets die heftigſte Leidenſchaftlichkeit darin aus. Er richtete, wenn ein Schüler ſeinen Zorn reizte, einen durchbohrenden, ich möchte ſagen, wuthentflammten Blick auf ihn, zu dem ſein ſtechendes Auge, wie überhaupt die ſcharfe Charakteriſtik ſeiner Züge ganz geeignet war. Sein Geſicht war ſchon an ſich röthlich gefärbt, und dieſe Röthe ſtieg dann zum dunkelſten Purpur. Ich erinnere mich indeß nicht, daß je eine ſeiner Drohungen, die er in ſolchem Fall ausſtieß, wirklich zu einer ungeſetzlichen Gewaltſamkeit oder harten körperlichen Beſtrafung geführt habe. Nie iſt eine dergleichen von ihm gegen mich gerichtet worden; ich hütete mich aufs Aeußerſte dies zu veranlaſſen. Dennoch war dieſer Lehrer mein ſteter Gegner und ich darf ſagen, Verfolger.

---

da er als Freiwilliger in den Krieg ging. Er erhielt einen ſehr üblen Schuß durch Mund und Backen. — Viele Jahre hindurch ſah ich ihn nicht wieder; erſt 1855 begegnete ich ihm wieder zu Königsberg in herzlichſter Begrüßung bei einem andern, ſpäter erworbenen, jetzt (1858) auch ſchon heimgegangenen Freunde, W. Schindelmeiſſer, deſſen ich weiterhin zu gedenken habe.

Zu der Eigenſchaft dieſer äußerſten Erregbarkeit fügte er noch eine andere, die einer unwillkührlichen Partheilichkeit hinzu. Ich ſage unwillkührlich, weil ich nicht wüßte, daß ſein Haß oder ſeine Vorliebe irgend einen würdigen Grund gehabt hätte. Er war aber ſo beharrlicher Gegner als Begünſtiger. Zu denen, die er lieb hatte, gehörte unter Andern der als verdienter Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Greifswald verſtorbene Prof. Barthold, der auch als begabter und fleißiger Schüler in gewiſſem Grade auf Anerkennung Anſpruch machen durfte. Ueberhaupt waren es die Fleißigen und Fähigen, die ſeine Gunſt beſaßen. Um aber ein Beiſpiel zu geben, wie er das Nämliche verſchieden auffaſſen konnte, und das Wort „si duo faciunt idem non est idem“ anwandte, ſei Folgendes erzählt. Ein Schüler, den er ſtets lobte, und der es auch verdiente, der ſich namentlich durch ſchöne Handſchrift und Sauberkeit der Hefte auszeichnete, hatte dieſelben, ſtatt einen bloßen Rand auf beiden Seiten zu brechen, wie der Lehrer ſelbſt vorgeſchrieben, mit zierlichen Doppellinien an der Seite verſehen. Dies lobte Nieräſe außerordentlich. Ich, der ich in der That nur darnach ſtrebte, mir ſeine Gunſt zu verdienen, eilte dieſe Einrichtung nachzuahmen. Da er ſie aber bei der nächſten Reviſion der Hefte in den meinigen fand, ſagte er: „Was ſoll das? durch ſolche Spielereieu giebt man der Arbeit keinen Werth! das ſind müßige Dinge! Ein einfacher Rand genügt! Aber der Inhalt muß mit Fleiß behandelt werden.“ Er hatte ganz gewiß Recht; aber das ungleiche Maaß, deſſen er ſich bediente, verletzte das Rechtsgefühl tief, und raubte mir jede Hoffnung ihm jemals genügen zu können. Es ging mir noch in einem anderen Falle unglücklich mit ihm. Jeden Anlaß ergreifend, wo ich ihm dienlich oder gefällig ſein könne, hatte ich es auch begierig aufgefaßt, als er eines Tages ſagte: „Kennt Jemand von Ihnen den Profeſſor Buchholz genauer?“ und raſch mit „Ja“ geantwortet.

„Er hat einen Herodot von mir geliehen, den er mir ſeit langer Zeit hätte zurückgeben ſollen. Wenn Sie ihn kennen, gehen Sie doch zu ihm, und erſuchen Sie ihn in meinem Namen darum!“ Ich war glücklich dieſen Dienſt leiſten zu können und ging zu dem Profeſſor Friedrich Buchholz, dem bekannten Hiſtoriker, der mir durch geſellige Beziehungen meiner Aeltern mit ihm bekannt geworden war. Dieſer empfing mich ſehr freundlich, war aber ſehr befremdet und lächelte etwas ſtolz, als ich ihm die Urſach meines Beſuchs erzählte. „Ich habe nie ein Buch von Herrn Prof. Nieräſe geliehen, am wenigſten den Herodot, den ich natürlich ſelbſt beſitze. Ich kenne Herrn Prof. Nieräſe auch nur ganz oberflächlich, indem ich ihn nur ein einzigesmal an einem dritten Ort geſehen. Es muß hier ein Irrthum vorwalten!“ Verwundert brachte ich ihm anderen Tages dieſen Beſcheid in die Klaſſe. „Menſch!“ rief er. „Was haben Sie für eine Dummheit gemacht! Ich habe nicht vom Profeſſor Buchholz geſprochen! Sie haben mich blamirt in den Augen eines berühmten Gelehrten. Ein berühmter Geſchichtsſchreiber wird ſich keinen Herodot von mir borgen! Von Herrn Prof. Buchhorn habe ich geſprochen!“ Jetzt fielen mir die Schuppen von den Augen. Profeſſor Buchhorn war ein jüngerer Lehrer, erſt ſeit einigen Monaten beim Gymnaſium! So ſchlug der Verſuch den Gefürchteten durch eine kleine Dienſtleiſtung günſtiger zu ſtimmen ins Umgekehrte um! Beiläufig fällt die Unſchicklichkeit ins Auge, einen Mitlehrer am Gymnaſium durch einen Schüler in ſolcher Weiſe mahnen zu laſſen, und iſt ſomit ein bezeichnender Charakterzug für den Auftraggeber.

Es blieb mir alſo nichts übrig als geduldig auszuharren, meinen Fleiß anzuſtrengen, und mich ſo viel als möglich vor Allem zu hüten, was mir den Zorn dieſes Lehrers zuziehen konnte. Dieſe Vorſätze vermochten jedoch nicht eine unüberwindliche Schwäche in mir zu bewältigen, über welche ich

noch heut nicht immer triumphiren würde. Es war die Neigung zum Schlaf in den Nachmittagsſtunden, von 2 bis 3 Uhr, den erſten nach Tiſch. Es war das Sommerhalbjahr, die Hitze groß, wir laſen von 2 bis 3 Uhr den Curtius. Unter den Fenſtern der Klaſſe floß (das Gymnaſialgebäude war damals an der Ecke der Unterwaſſerſtraße hart an der Jungfernbrücke) die Spree vorüber, damals noch am Ufer mit Bäumen bepflanzt; ein anmuthiger Hauch der Kühlung wehte durch die offenen Fenſter. Bei dem Capitel, welches den Fluß Cydnus in ſeiner ſchattigen Hülle „amoenitate riparum inumbratus“ ſchilderte, „wuchs mir das Herz ſo ſehnſuchtsvoll“ wie dem Fiſcher nach dem kühlen Wellenbade. Ich beneidete den Alexander, und hätte allenfalls den Sprung in den Fluß gethan, ſelbſt um den nämlichen Preis der tödtlichen Erkältung, die ihn traf. Als Gegenſatz dazu die ſchwüle Hitze und dunſtige Luft in der Klaſſe, was war natürlicher, als daß mir trotz alles Kämpfens dagegen die Augen immer wieder zufielen? Und ich ſaß dicht unterm Katheder des furchtbaren Mannes! Ich gab mir Seitenſtöße, kniff mich ſelbſt in die Schenkel, um mich zu ermuntern, — Alles vergeblich! Endlich ſanken mir doch die Augenlider herab. Der Lehrer ſah es; er beobachtete mich, ohne ein Wort zu ſagen; die anderen Schüler bemerkten es mit lächelnder Schadenfreude. Er hielt einen ſtarken Dornenſtock, den er ſtets trug, in der Hand, und ſah mich lange ſcharf an, unterbrach ſogar endlich (wie mir meine Nachbarn nachher erzählten) ſeinen Vortrag. Die ganze Klaſſe lächelte, und harrte geſpannt der Entwickelung des ſtummen Dramas. Jetzt erhob er den Stock! Das Lächeln verwandelte ſich in Zittern, denn mit dieſem furchtbaren Stock hatte er einſt in einer unteren Klaſſe einen Streich ausgeführt, bei dem noch alle bebten, die ihm beigewohnt. Er hatte nämlich, am oberen ſchmalen Ende der Tafel behaglich ſitzend, lange dem leichtfertigen Plaudern

mehrerer Schüler an dem Tiſche zugeſehen, ohne ſie zu erinnern. Da aber that er plötzlich mit dem zolldicken Stock einen donnernden Schlag auf den Tiſch, daß Alle auf ihren Sitzen emporfuhren, und bei der ſofort eingetretenen Todesſtille rief er mit ſeiner gewaltigen Stimme: „Wenn jetzt noch einer plaudert, ſo treffe ich ihn mit dem Stock ſo auf den Kopf, wie ich jetzt auf den Tiſch geſchlagen habe!“ Und dieſer furchtbare Stock drohte jetzt meinem Haupt! Aller Augen hafteten an dem Strafwerkzeug, das wie ein Fallbeil über mir ſchwebte. Da ſenkte er es langſam und klopfte mit der Spitze, nicht mit dem dicken Knopf ein paar mal leiſe auf das Pult neben meinem herabgeſunkenen Kopf, und ſagte ganz ruhig und freundlich erinnernd: „Rellſtab! Ermuntern Sie ſich!“ Ich war wie elektriſch berührt und emporgefahren, und mein Blick hing an ſeinem drohenden Antlitz. Aber dieſe ruhigen Worte gaben mir Leben wieder, ich fühlte mich wie von Dankbarkeit ergriffen, und noch heut belebt mich dieſes Gefühl, wenn ich an den Vorfall denke. Ich kann mir jetzt die Handlungsweiſe pſychologiſch völlig erklären. Es war in dem Augenblick das Gefühl in dem ſtrengen Lehrer erwacht: Du haſt ihm doch oft vielleicht ohne Grund hart zugeſetzt; Du mußt es hier, wo du Urſach hätteſt ſtreng zu ſein, einmal wieder gut machen und ihm Freundlichkeit zeigen. Auch miſchte ſich wohl ein ſtilles ironiſches Behagen ein, die ganze Klaſſe, die auf einen Akt des Schreckens lüſtern war, in ihren Erwartungen zu täuſchen. — Genug, ich war begnadigt, und — ermuthigt! Auch muß ich bekennen, daß nach dieſer Zeit, wo ich mich zur Verſetzung nach Secunda gemeldet hatte, er mich in der Vorprüfung durchaus gerecht, ja milde behandelte, und mir keineswegs die Schwierigkeiten in den Weg legte, die ich fürchtete. — Dies ſind die letzten Eindrücke, die ich von den perſönlichen Beziehungen zu dieſem Lehrer mit in's Leben genommen.

Durch die Art, wie er endete, wird ſein eigenthümliches Benehmen vielleicht erklärt und entſchuldigt. Er erſchoß ſich in einem Anfall tiefer Melancholie; ich hatte zu dieſer Zeit das Gymnaſium ſchon verlaſſen. Mehrere Jahre zuvor war eine lange Krankheit dieſer Kataſtrophe vorangegangen. In dieſer Zeit hatten verſchiedene andere Lehrer ihn vertreten. Ich kann nicht läugnen, daß ſein langes Ausbleiben mir hoch willkommen war, und ich die ſtille Hoffnung nährte, er werde nicht wieder ins Gymnaſium zurückkehren, worüber ſich auch einige Gerüchte verbreitet hatten. Dennoch hat das Staunen vor ſeinen Kenntniſſen, ja die Ehrfurcht vor ſeinem Wiſſen immer gleichen Schritt bei mir mit der Scheu vor ihm gehalten. Ob daſſelbe wirklich ſo groß geweſen, konnte der Schüler gar nicht beurtheilen, auch möchte ich es jetzt faſt bezweifeln. Allein er hatte eine gewiſſe Sicherheit, eine Schärfe der Beſtimmungen, ſeine Bemerkungen über die Sprache, über Stil und Geiſt der Schriftſteller waren ſo klar, ſo eigenthümlich, gingen meines Erachtens ſo weit über das hinaus, was uns die meiſten andern Lehrer boten, daß er mir ſtets als die höchſte Inſtanz der Entſcheidungen erſchien. Auch hatte er in der That einmal einen jüngern Lehrer genöthigt, der uns die Quantität eines Wortes unrichtig angegeben hatte, dieſen Irrthum zu widerrufen, und der Widerruf begann: „die überwiegende Gelehrſamkeit des Herrn Profeſſor Nieräſe hat mich überführt, daß ich, u. ſ. w.“ Jedenfalls war dieſer Lehrer eine merkwürdige Erſcheinung in meinem und unſerm geſammten Jugendleben. Auf mich hat er, wie ich ſchon bekannt, einen ſchwer drückenden Einfluß geübt, und mir die froheſten Tage mit manchem drohenden Gewölk erfüllt! Darum habe ich mich ſo ausführlich mit ihm beſchäftigt. Wenn ich andrer ausgezeichneter Lehrer länger gedenke, ſo wird es dafür mit deſto wärmerer und dankbarerer Erinnerung geſchehen können.

Nächſt Bernhardi nahm unſtreitig Spillecke, dieſer ſpäter ſo berühmt gewordene Schulmann, die erſte Stelle an dem Werderſchen Gymnaſium ein. Seine Schüler, und ich unter ihnen, verdanken ihm viel; er war ſtreng, aber für Alles Edle und Große in vaterländiſchen Angelegenheiten zumal, die damals eine ſo wichtige, ſo geheiligte Stelle einnahmen, mit ächtem Feuer anregend. In Tertia hatte er nur für die Befeſtigung in lateiniſchen und griechiſchen Formen zu ſorgen, aber in Secunda, wo er auch die deutſchen Stunden hatte, belebte er auch höhern Aufſchwung. Ich erlebte dort mit ihm einen ähnlichen Fall wie bei meinem Eintritt ins Gymnaſium mit Dr. Köpke. Seine ſcharfe Kritik der deutſchen Aufſätze, die ſich auch häufig ſarkaſtiſcher Formen bediente, war ſehr gefürchtet. Mit Herzklopfen ſah ich daher der erſten Stunde entgegen, wo die eingelieferten Arbeiten über das aufgegebene Thema, die Schilderung eines Spazierganges, zur Beſprechung kommen mußten. Ich hatte die Forderungen, die man in Sekunda machte, ſo hoch angeſchlagen, daß ich ſie nicht befriedigen zu können glaubte. Einige Aufſätze wurden unbarmherzig durchgenommen, theils mit ernſter Strenge, theils mit ſatyriſcher, zu ungemeiner Erheiterung der ganzen Klaſſe. Jetzt kam auch der meinige an die Reihe, den ich an den erſten Zeilen erkannte; der Name wurde nicht genannt. Spillecke las ihn bis zu Ende; in athemloſer Spannung horchte ich jetzt auf ſein entſcheidendes Wort. Es lautete: „Nun, den werden Sie wohl Alle für ihren Meiſter erkennen!“ Wie ſchlug mir das Herz im überwallenden Glück! Indeß ſeine vernünftige Pädagogik fügte dem allzuerhebenden Eingang für mich auch noch einen ſehr heilſamen und verdienten Niederſchlag hinzu, denn er fuhr ungefähr fort: „Wenn der Autor in den Gegenſtänden des eigentlichen Studiums, beſonders im Griechiſchen und Lateiniſchen eben das leiſtete, ſo würde er in Prima zu ſitzen verdienen. Aber mit dem bloßen Talent iſt es

nicht abgethan, die Wiſſenſchaft iſt eine unerläßliche Forderung, und für dieſe eine eben ſo unerläßliche der Fleiß.“ Nun wurde die Arbeit im Einzelnen durchgegangen und auch mancher ſatyriſche Pfeil darauf gerichtet. Im Ganzen aber blieb er bei der auszeichnenden Anerkennung. Wie ich ſpäterhin, außerhalb des Werderſchen Gymnaſiums, dem ausgezeichneten Lehrer als ſolchem noch ungleich mehr verdanken ſollte, werde ich erſt in einem folgenden Abſchnitt dieſer Blätter berichten.

Einige andere Lehrer darf ich nur nennen, um die hervorragende geiſtige Bedeutung derſelben zu bezeichnen, da ſie berühmte Namen in der Gelehrten-Welt erworben haben, wie Tweſten und Zumpt, dieſer offene, redliche, wohlwollende Biedermann, mit dem ich in ſpäteren Jahren in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, und von dem man ſagen kann, daß keinem das befürchtende Wort Schillers ſo fern lag als ihm:

Wohl denen, die
Des Wiſſens Gut nicht mit dem Herzen zahlen!

Denn ein offneres, redlicheres Herz, bei ſolchem Umfang der Kenntniſſe als die ſeinigen, mochte ſelten gefunden werden. — Als Lehrer auf dem Gymnaſium habe ich ihn nur in ſeinen Anfängen kennen gelernt, in den unterſten Klaſſen. Eben ſo Tweſten, der meines Erinnerns nur eine kurze Zeit lateiniſchen Unterricht ertheilte. Ich habe den Cäſar theilweiſe bei ihm geleſen.

In warmer Anhänglichkeit, ich darf ſagen Begeiſterung, muß ich aber eines der Lehrer gedenken, der, wie hoch ich ſpäter einige geſchätzt, doch in jener Periode, wo ich ſeines Unterrichts genoß, der einzige war, deſſen Weſen ganz das meinige traf, der das Geheimniß gefunden hatte, Liebe und Begeiſterung zugleich für ſich zu gewinnen. Es war der berühmte Ueberſetzer des Herodot, Lange, welcher in Tertia, gerade in dem

Zeitraum, wo ich im Uebrigen am wenigſten leiſtete, meine tadelnswertheſte Schulzeit auf dem Werder hatte, die Geſchichte vortrug. Sein lebendiges, feuriges Weſen, ſeine Art des Vortrags, hatten mich ganz gefeſſelt. Es giebt auch Aeußerlichkeiten, die dem Schüler imponiren, ihm Liebe einflößen; ſo auch er; ich kannte keinen Mann, der mich ſchon durch den Anblick, durch ſein lebhaftes Auge, ſeine freundlichen Lippen ſo gefeſſelt hätte. Vollends aber ſein Vortrag. Er weckte in mir die ganze Liebe für das Hellenenthum, die ſich bis heut in mir erhalten hat, die in meinen erſten dichteriſchen Verſuchen faſt allein vorherrſchte, und bis heut eine ſo vorwiegende Stelle behauptet hat, daß ich, in Fällen, wo nur die reine, ideale Begeiſterung in mir lebendig iſt, mich doch faſt nur nach dieſer Seite wende, zu jenem Volke, ſeiner Mythe und Geſchichte, in der ſich die Schönheit und Alles was ihrem Gebiet nach, in den ſittlichen Beruf gehört, alles Edle, Erhabene, Große am reinſten und ſicherſten ausgeprägt hat. — Es beſtand zwiſchen dieſem Lehrer und mir unſtreitig eine innere Verwandtſchaft, von der er freilich wenig oder nichts geahnt haben mag, da ſich auch nicht einmal ein Anlaß fand, um mich durch irgend eine Arbeit in ſeinen Lehrſtunden auszuzeichnen. Aber mit geſpanntem Blick hing ich an ſeiner Lippe, wenn er hohe Männer der griechiſchen Welt, wie den Epaminondas, Pelopidas, ſchilderte; zumal dieſen letzten in ſeiner Schönheit und Herrlichkeit ſtellte er uns in einer Weiſe dar, daß er mir der erſte aller Helden Griechenlands wurde. — Auch für ſeine eigene Perſönlichkeit gewann ſich Lange in mir einen Bewunderer durch einige Schilderungen aus ſeinem Leben, namentlich eine, wie ihn zu Halle der alte Turnmeiſter Jahn, (zu dem wir damals ſchon auf den Turnplatz in der Haſenhaide zogen) einmal in ſeiner Tüchtigkeit geprüft, und er wohlbeſtanden habe. — So weit ich mich erinnere theilten meine

Mitschüler diese meine Verehrung, doch glaube ich nicht, daß irgend einer ihm in solchem Grade angehangen hat. Und diese Anhänglichkeit, diese Begeisterung trug ich ganz still in meinem Innern, ich wagte nicht, ihm gegenüber damit hervorzutreten. Dazu war meine Ehrfurcht zu groß. Allein zu Haus, bei den Aeltern und Geschwistern hatte ich nur von ihm zu erzählen und zu sprechen, und er war der einzige aller Lehrer, für den sich in dieser Knabenzeit (ich mochte 14 Jahre zählen) eine warme Liebe in mir entzündet hatte. Später hat mich das Leben nur in flüchtigsten Berührungen mit ihm zusammen geführt. Ich suchte ihn bei einer Rheinreise in Coblenz auf, wo er, — die Laufbahn als Lehrer hatte er verlassen — als Rath des Ministeriums fungirte. Er nahm mich, ohne sich indessen meiner als Schüler besonders zu erinnern, freundlichst auf. — Einige Zeit darauf kam er in erhöhter amtlicher Stellung nach Berlin, wo wir, — das sind die traurigen Verhältnisse einer großen Stadt, — lange Jahre zusammen gelebt haben, ohne daß ich ihn mehr als vielleicht zwei oder dreimal flüchtig gesehen. Eine wärmere Beziehung, nur von fern jener frühesten ähnlich, hat sich nie wieder angeknüpft. Das Verhältniß war ein Jugendtraum! Und als solcher hatte er mich durch das ganze Leben treu begleitet. — Er ist vor einigen Jahren erst verstorben! —

Von meinen sonstigen Lehrern auf diesem Gymnasium nenne ich dankbar nur die Namen der Professoren Brunnemann (1858 als Prediger in Berlin verstorben), Pfund, Kanzler, die mir später Genossen der Liedertafel waren, Ribbeck den ältern, Ribbeck den jüngern, der nachmals Director des grauen Klosters wurde. Dieser letztere hatte, zwar strafend, ernst mahnend, aber dennoch den edelsten Eindruck auf mich gemacht. Seine sittliche Gewalt hatte mich bei einem Anlaß, wo ich halb bittend, halb mit einer Beschwerde zu ihm kam, bezwungen. Er erfüllte

meine Bitte nicht, und dennoch hatte er mich ganz gewonnen. Ich verdanke ihm viele Anregungen und Belehrungen, beſonders in Beziehung auf das, was meine hervortretende Richtung war, die freie Schöpfung in der Mutterſprache. Auch dem Profeſſor Brunnemann bin ich in ähnlichen ſittlichen und lehrhaften Beziehungen Dank ſchuldig geworden. Er war es, der namentlich den Sinn und das Ohr für die Schönheit und Feinheit des Verſes in mir weckte, überhaupt manche dichteriſche, romantiſche Saiten anklingen ließ, die in mir nachtönten. Seine Virgil-Stunden ſind mir in dieſer Hinſicht lebhaft erinnerlich geblieben, und eines meiner Gedichte, das ich vielleicht das beſte nennen möchte, eine Ballade, Maria und Francesco, iſt aus einer von ihm herrührenden Mittheilung entſprungen, indem er uns, es war ſchon in Quarta, eine Erzählung des Inhalts aus einem Journal vorlas, die den tiefſten Eindruck auf mich machte. So früh fällt zuweilen der Saamen, der ſpät ſeine Frucht entwickelt! —

Wollte ich erſchöpfen, was ich von innerm Dank meinen Lehrern ſchulde, wollte ich auf alle die geiſtigen Anregungen und Anknüpfungspunkte eingehen, die ich als urſprünglich von ihnen ausgehend erkenne, ſo wüßte ich kaum wie ich den reichen Stoff bewältigen ſollte! Es ſei alſo mit dieſen Andeutungen genug, in denen ich verſucht habe die Anſchauungen und Empfindungen darzulegen, welche mich jetzt im reifen Alter über dasjenige durchdringen, was ich in meiner Jugend empfing und genoß und deſſen Werth ich, wie ſo viele Tauſende von Schülern, nicht im entfernteſten richtig zu ſchätzen wußte. Möge mein Beiſpiel einerſeits den Schülern zu gute kommen, daß ſie nicht eine ſo ſpäte Erkenntniß der edelſten Wohlthaten abwarten; andrerſeits den Lehrern, daß ſie, ſelbſt bei denen die ihnen Opfer und Mühe am wenigſten zu danken und zu

lohnen ſcheinen, nicht alle Hoffnung aufgeben. Endlich kommt doch Jedem der Tag von Damaskus!

Zehntes Kapitel.

Oeffentlicher Zuſtand. — Rückkehr des Königspaares. — Lange, der Schriftſteller. — Wirkung auf den Vater. — Er giebt den Muſikunterricht mit mir auf. Ich ſtudire allein. — Maria von Weber. — Meines Vaters Kunſtliebe. — Concerte mit Madame Levi und Graf Lehndorf.

Meine häuslichen Verhältniſſe in dieſem Lebenszeitraum waren, durch Rückwirkung der Schulverhältniſſe, am meiſten alſo durch eigene Schuld, oft ſehr getrübte. Doch es traten ernſte Kriſen ein, durch die großartig erſchütternde Zeit im Allgemeinen, wie durch beſondere hart treffende Ereigniſſe, die, wie ſchmerzlich ihre Gegenwart war, dennoch gewiß das Heil meiner Zukunft weſentlich mit gefördert haben! So muß ich denn hier ſchon, theils nachholend, theils vorgreifend, einiges aus den öffentlichen Verhältniſſen der damaligen Tage erwähnen. Erſt jetzt erkenne ich das rechte Maaß des Antheils an den inneren Zuſtänden, welche mein Vater durchzukämpfen hatte, eben ſowohl der ſtrengen Zeit gegenüber, wie mir, ſeinem einzigen Sohn! Wenn er heftig, wenn er zuweilen rauh, hart wurde, wenn das Maaß ſeiner Geduld ſich erſchöpfte — wie viele Gründe der Erklärung, der Entſchuldigung finde ich jetzt für ihn! Denen, welche damals den Kampf des Lebens durchzufechten hatten, lag er ſchwer auf den Schultern. Der ganze Himmel der Zeit war ein düſter bewölkter; ein eherner Druck belaſtete das Vaterland, und ſomit das Herz jedes Einzelnen. Es wird mir ſchwer, indem ich hier nur das Bild meines

Lebens hinſtellen, und die Umriſſe der mich zunächſt berührenden Geſtalten ziehen will, nicht das große Bild der Geſchichte jener Tage mit ſo lebendigen Farben zu malen, als es mir irgend möglich wäre.

Der unglückliche Krieg von 1806 war nur zu bald beendet; nicht ſo ſeine Folgen. Der Wohlſtand der Bewohner war tief erſchüttert. Zu dem ſchweren Kummer, dem Druck der Einquartirung, dem ſtockenden Erwerb, den ausbleibenden Zinſen ſelbſt der ſicherſten Staatspapiere, hatten ſich namhafte Verluſte an Capitalien gefügt, wie jede ſchwere Zeitkriſe dergleichen mitbringt. Mein Vater war nach allen dieſen Richtungen hart betroffen worden. Er mußte im Beſitz ſolchen Wohlſtandes ſein, als er in der That vor dem Kriege war, um nicht völlig zu verarmen. Dennoch drückte ihn jetzt oft die wahrhafte Sorge. Der Beſitz war fruchtlos wenn ſeine Ergebniſſe ſtockten. Die Ausgaben warteten nicht ab, bis die Einnahmen, wenn ſie auch in der Zukunft verbürgt waren, ſich wieder einſtellten. — Der Friede von Tilſit hatte alle Gemüther tief niedergeſchlagen. Man hoffte indeß, daß die Franzoſen das Land und die Hauptſtadt, die ſie immer noch beſetzt hielten, verlaſſen würden. Unaufhörlich wiederholte ſich die Freuden-Nachricht und immer wieder wurde ſie halb geglaubt, halb ihre Unwahrheit behauptet. Napoleon wußte Gründe auf Gründe zu finden, um die Erfüllung der Bedingung, das Land (bis auf die Feſtungen) zu räumen, immer weiter und weiter hinauszuſetzen. — Endlich kam der Tag! — Man athmete auf! — Dann auch der Tag der Rückkehr des Königs und der Königin. Wie lebendig klingen noch in meinem Ohr die Geſpräche nach, die man ringsher vernahm, welche die Freude über das Ereigniß ausdrückten! Vieles Nebenſächliche beſchäftigte auch damals, wie immer bei ſolchem Anlaß, die Gemüther lebhaft, und ganz beſonders die Phantaſie des Kin-

des. Dahin gehörten die festlichen Empfangsanstalten, die Schilderung von dem schönen Wagen mit Lilla Kissen — der zarten Lieblingsfarbe der Königin — der Bau der Ehrenpforten aus grünen Tannenzweigen (der Einzug fiel ja in den Winter), die Begrüßung durch junge Mädchen der Stadt, und Vieles Andere. Das war ein lichter blauer Himmelsblick in der düster umwölkten Zeit! —

Wir hatten Frieden. Der Feind war aus den Mauern verschwunden, der Anblick der immer lästiger, immer verhaßter werdenden französischen Bedrücker und Aussauger, insbesondere der Civilbeamten, verbitterte nicht mehr jede Stunde. Bis zu welchem Grade aber ein Mann gehaßt und verachtet wurde, den Eigennutz oder Vortheil auf die Seite des Gegners zog, davon ist mir besonders ein Beispiel erinnerlich. Es gab einen Menschen in Berlin, Lange hieß er, der ein Journal im Sinne der Franzosen herausgab; ob direkt oder indirekt von ihnen besoldet, ist mir nicht erinnerlich. Gegen diesen richtete sich der äußerste Haß, Wuth möchte man sagen, und die schwerste Verachtung. Jeder Schulknabe kannte seinen Namen, und bezeichnete mit ihm das äußerste Maaß des Nichtswürdigen. Er durfte sich, wie sehr ihn die französische Gensdarmerie in Schutz nahm, kaum auf der Gasse sehen lassen, ohne insultirt zu werden. Ich erinnere mich, daß ich ihn eines Tages in der Friedrichsstraße, mit einem dreieckigen Hut bedeckt (ich glaube, er trug eine Art von französischer Civil-Uniform) gehen sah, während ein Schwarm von Knaben ihn höhnend verfolgte. Lange Zeit hindurch hing eine, trotz der strengen Ueberwachung durch die französischen Behörden, erschienene Carrikatur auf ihn, in meinem Zimmer. Sie stellte ihn dar, mit einem Strick um den Hals, den der Teufel mit einer Zange gefaßt hatte, um sich nicht an ihm selbst zu besudeln; als Unterschrift las man die Worte des Satans: „Pah! der wird mir den Höllenpfuhl verstänkern!“ —

Auch andere, ſonſt nicht ungeachtete Männer, die ſich den Franzoſen nur angenähert hatten, durch Dienſtleiſtungen, hatten ihre Stellung im Leben und in der Geſellſchaft völlig verloren. Ich will hier, wo die Buße vielleicht ſchwerer geweſen iſt, als das Vergehen, keine Namen nennen.

Auch trafen ſchon die ſchlimmen Nachwehen der langen Leiden ein. Die Kaſſen des Landes waren erſchöpft, die Contributionen forderten ſchwere Summen, der Verkehr belebte ſich nicht ſo raſch wieder. Dazu kam, daß Jedermann fühlte, der Friede deſſen man genoß, ſei kein wirklicher, ſondern nur Gnadenfriſt, ſo lange die Willkühr des Siegers ſie gönnen wolle. Auch die Hoffnungen waren daher von geringer Kraft und Tröſtung. —

Wenn unter ſolchen Umſtänden ein Mann der gewohnt bei eifriger Thätigkeit auch die behaglichen Früchte derſelben zu genießen, jetzt ſeine ganze Lebensſtellung zerrüttet, die Arbeit der Jahre ſeiner Kraft faſt gänzlich vereitelt ſah, in keiner freudigen Stimmung und dadurch leicht reizbar war, ſo wird gewiß Jeder ihn entſchuldigen. Aber nicht jeder wird wie mein Vater, dabei zugleich eine ſolche Kraft der Thätigkeit bewahren, ſo der Doppellaſt der Schickſale eine Doppelanſtrengung der That entgegenſetzen!

Der Beſitz zweier Häuſer, die Fortführung des Muſikhandlungsgeſchäftes, die mancherlei anderen verwickelten Vermögensverhältniſſe meines Vaters, gaben ihm viel, zum Theil verdrießliche, Arbeit; allein ſie raubten ihm doch nicht die Kraft ſich noch anderweitig mit ernſter Thätigkeit umzuthun, und insbeſondere als muſikaliſcher Schriftſteller zu wirken. Er arbeitete an mehreren auswärtigen Journalen mit, und war an derſelben Voſſiſchen Zeitung, der ich ſelbſt ſeit dem Jahre 1826 durch meine Thätigkeit angehöre, der Beurtheiler der muſikaliſchen Ereigniſſe; in Verbindung mit dem nämlichen

Beſitzer des Inſtituts, dem Juſtizrath Leſſing, mit dem auch ich das Verhältniß anknüpfte und mich vier und zwanzig Jahre darin in freundſchaftlichen Beziehungen zu ihm befand. Schwerlich hatte mein Vater damals geglaubt, daß ich ihn hier dereinſt gewiſſermaßen beerben, ſein Nachfolger gerade auf dieſer Bahn werden würde, der ich damals ganz abgeneigt war. Im Gegentheil es war in jener Zeit ſo wenig Hoffnung dafür da, daß, da zu der unendlich mühſamen Arbeit, der mein guter Vater ſich hingab, um mich zum Muſiker zu bilden, der Lohn in gar keinem Verhältniß ſtand, er endlich zu dem Entſchluß kam, mich von dieſer Seite ganz aufzugeben, und es mir ſelbſt zu überlaſſen, ob ich Einſicht genug haben würde, das ſo mühſam Erworbene nicht ganz wieder fallen zu laſſen, ſondern darauf fortzubauen. Seltſamer Weiſe trat der letzte Fall ein. So wie ich keinen Unterricht mehr hatte, erwuchs mein eigener Trieb mit größerer Kraft. Ich übte mit allem Fleiß, bekam ſogar die faſt unerläßliche Verbiſſenheit auf die Löſung ſchwieriger Aufgaben, und that wenigſtens ſo viel, daß ich nicht nur nicht zurück, ſondern, wenn auch oft vielleicht auf ſehr irrthümlichen Wegen, vorwärts ging. Ich ſuchte mit Eifer gerade das ſchwerſte der damaligen Zeit auf. Derjenige Muſiker, welcher den größten Eindruck auf mich machte, war Karl Maria von Weber. Schon unter meinem Vater hatte ich einige ſeiner Compoſitionen, namentlich die Variationen in F dur, mit die erſten, welche er herausgegeben, geſpielt. Es war dadurch veranlaßt, daß er ſelbſt als jüngerer Virtuos in Berlin geweſen war, unſer Haus beſucht, dann ein Conzert gegeben, und durch ſein damals jeden Maaßſtab der Fertigkeit weit überſteigendes Spiel, die höchſte Bewunderung gefunden hatte. Nicht ſo unbedingt von meinem Vater, der Duſſeks Feuer und Gediegenheit und Himmels bezaubernde Grazie zu lebhaft in Erinnerung hatte und liebte, und der auch, wie immer die ältere Zeit ſich

dem Neuen ſchwerer geſellt, vieles gegen Webers Compoſitionen einwandte. Es iſt eigenthümlich, daß ſelbſt die unreife Jugend in dieſer Hinſicht oft leichter und richtiger verſteht; dieſe Wahrnehmung an mir ſelbſt, meinem Vater gegenüber, macht mich oft mißtrauiſch gegen mein eigenes Urtheil, wenn ich Jüngere von Werken glühend begeiſtert ſehe, die mir nur ſehr bedingte Genüſſe bereiten. — Genug, Weber ward meine ganze Leidenſchaft. Und namentlich war es ſein erſtes Concert C dur, das ich mit allem Eifer und unſäglicher Mühe, (denn damals war dieſe Aufgabe Allen zu ſchwer, vollends einem zwölf oder dreizehnjährigen Knaben) ſtudirte, indeſſen doch endlich ſo ziemlich ſicher bezwang.

Hatte mein Vater auch mich aufgegeben, ſo konnte doch kein Druck der Zeit ihn die Kunſt ſelbſt aufgeben laſſen, und er widmete ihr nach wie vor alle Kräfte. Vor dem Ausbruch des Krieges von 1806 hatte er, wie ſchon erwähnt, außer einem wöchentlichen Quartettabend, wo er die Bratſche ſpielte, alle vierzehn Tage Sonntags einen Concertabend, an welchem zuweilen die *größten Muſikwerke* mit Orcheſter zur Aufführung kamen. Ich entſinne mich unter andern einer der Jahreszeiten, wo ich ſelbſt zu meinem kindiſchen Stolz im Orcheſter mit beſchäftigt wurde, indem ich den Triangel ſchlagen mußte. Alle dazu erforderlichen Muſiker entſchädigte mein Vater nicht nur für den Aufwand ihrer Zeit, ſondern bewirthete ſie, ſo wie die an den Aufführungen Theil nehmenden Sänger und Sängerinnen, gleich den anderen dazu geladenen Gäſten. Ich wüßte nicht, daß in neuerer Zeit irgend ein Privatmann Berlins in ſolchem ausgedehnten Maaße muſikaliſche Aufführungen veranſtaltet hätte, geſchweige mit einer ſolchen geſelligen Liberalität verbunden. In dieſer Art vermochte mein Vater bei dem Eintritt der Unglücksjahre dieſe zwiefache Freigebigkeit in künſtleriſcher und geſelliger Rückſicht nicht mehr durchzufüh-

ren. Die aufgedrungenen Gäste vertrieben die geladenen. Einige Jahre hindurch ruhten daher diese größeren Veranstaltungen ganz. Doch das Bedürfniß einer solchen musikalischen Selbstthätigkeit war meinem Vater ein zu dringendes, um nicht doch endlich Mittel zur Befriedigung desselben zu finden. Er verband sich mit einem wohlhabenden Musikfreunde und einer Musikfreundin; der erste war der schon genannte Graf Lehndorff, welcher sehr geschickt das Fagott blies, die andere eine bis vor wenigen Jahren im höchsten Alter in Berlin lebende Frau, die damals schon den älteren Damen zugezählt wurde und mit Recht für eine fertige Clavierspielerin galt, Frau Levi. Beide hatten den Wunsch öfters mit Orchester zu spielen, und so vereinigten sie sich mit meinem Vater, um die Kosten dafür gemeinschaftlich zu tragen. Diese Concerte fanden in unserer, ganz dazu eingerichteten Wohnung, wo zwei ansehnliche Säle, jeder von vier Fenstern Front aneinander stießen, in den Abendstunden von 6—9 Uhr statt. Doch sie beschränkten sich nicht auf die Fagottsoli des Grafen, und die Concerte auf dem Flügel, (nicht Pianoforte) welche Frau Levi vortrug, die nur Sebastian und Philipp Emanuel Bach spielte, sondern außer diesen Werken wurden viele der werthvollen größeren und kleineren Musikstücke, reine Instrumentalsachen oder mit Gesang, je nachdem mein Vater die Wahl getroffen, ausgeführt. Dabei mußten auch die meisten der mitwirkenden Musiker bezahlt werden; die Zuhörer waren nur eingeladen, ihre Zahl indessen gering, nur die nächsten künstlerischen Freunde unseres Hauses und die einiger der Mitwirkenden. Ich kann nicht umhin, hierbei eines Umstandes zu gedenken, der einen berühmten auch persönlich hoch von mir geachteten Mann betrifft, Zelter nämlich. Er war der nie fehlende Gast unseres Hauses in den Concerten der frühern Zeit gewesen, und natürlich auch zu diesen geladen. Allein er kam nicht. Als ihn endlich mein Vater deshalb be-

fragte, erwiederte er in ſeiner derben Weiſe: „Ach was? Ihr gebt ja nichts mehr zu eſſen und zu trinken! der bloßen Muſik wegen komm ich nicht!“ — Man möchte die Antwort gern für einen bloßen, wenn auch nicht ſehr feinen Scherz nehmen; allein — er kam wirklich nicht. — Es ſchien alſo in der That, als ob ſein Intereſſe nicht ſo lebendig für die Sache war, als das meines Vaters. Dieſer aber war dabei ſo eifrig und ernſt, wie bei Allem was er unternahm. Er benutzte jede ſeiner Mußeſtunden, um für das Unternehmen zu wirken, und die Zeit auszunutzen verſtand er meiſterhaft. Er ſaß in ſeinem Comptoir, wo er meiſt ſelbſt die wenigen Käufer befriedigte, die ſich zu jener Zeit einfanden, beſtändig am Schreibtiſch. War das abgethan, was ihm das Geſchäft zu ſchreiben gab, ſo copirte er Noten, ſchrieb die Stimmen größerer Werke aus, oder ſetzte andere in Partitur oder arbeitete ähnliches was vorbereitend für die Conzerte geſchehen mußte. Denn in jener Zeit wurde es den Muſikfreunden noch nicht ſo bequem, daß ſie für einige Thaler die größten Werke in Partituren und gedruckten Stimmen haben konnten, ſondern, wie die Literatur vor der Buchdruckerkunſt, mußte Alles handſchriftlich abgethan werden. Daraus entſtand mit die ſpäterhin durch Verkauf an einzelne Liebhaber oder ſammelnde Inſtitute, wie das Joachimthalſche Gymnaſium, ſo werthvolle Sammlung von berühmten Werken in Manuſcripten, die die Handlung meines Vaters nachließ. — Auf ſolche Weiſe durchkämpfte er, ſich in der Kunſt ſo vertiefend als irgend möglich, den herben Ernſt der Zeit. Und dieſe Entſchädigung hielt ihn friſch, ſo daß er, wie wohl im Ganzen ſorgenvoll, ſchwer gedrückt wie Jeder damals, doch für die Seinigen heitere Stunden hatte, ſcherzend im Umgang, immer voll warmer Theilnahme für alles Schöne in der Kunſt, und beſonders empfänglich für die ſchöne Natur war, wie ich ihn von früheſten Jahren an gekannt.

Dies letztere kam denn vorzüglich auch mir zu Gute. Wie wenig ich seine Hoffnungen erfüllte, wie streng er oft gegen mich war, er hing doch an mir als dem einzigen Sohn mit väterlicher Liebe. Meine Mutter durch ihr sanftes Vermitteln hat gewiß viel dabei mitgewirkt, indem sie die Beweise eines weichen, liebenden und feurigen Herzens, und geistiger Fähigkeiten, die ich ihr vorzugsweise gab, für mich geltend machte.

So geschah es denn, daß ich schon fast immer der Begleiter meines Vaters auf Spaziergängen, auch einige kleine Reisen, für damalige Begriffe vielleicht große, mit ihm machte. — Jener ersten nach Rheinsberg, deren ich gedacht, folgte eine zweite nach Dresden im Jahre 1811, von der ich einige Erinnerungen mittheilen will. —

Eilftes Kapitel.

Reise nach Dresden und in die sächsische Schweiz. Vorbereitungen dazu. Postfahrt. Die Nacht. — Sachsen. Wittenberg. Torgau. Meißen. Tharand. Dresden. Kirchenmusik. Die sächsische Schweiz damals. Rückfahrt nach Dresden und Berlin.

Es klingt heut fast wie eine Fabel und ist dennoch eine Wahrheit, wenn ich sage, daß damals die sächsische Schweiz in Berlin eine völlige terra incognita war. Dresden hatte natürlich seinen Elb-Athen-Ruf schon im vollsten Maaße, und es zog sogar noch durch ein frischeres historisches Interesse an. Die Verhältnisse aus dem siebenjährigen Kriege waren noch Manchem als Mitlebenden und Augenzeugen erinnerlich, und die in einer Beziehung glänzendste Epoche Dresdens aus der Zeit Augusts des Starken hatte sich gleichfalls in der mündlichen Tradition von Vätern und Großvätern noch lebendiger

erhalten als heut. Nicht ſo war es mit der ſächſiſchen Schweiz. Man kannte dieſe Landſchaft wohl ein wenig, ſo weit ſie die Elbe berührte, aus den Operationen des ſiebenjährigen Krieges; allein als Reiſeziel war ſie noch ſehr ſelten hervorgetreten.

So waren denn auch nur Einzelne bis in ihre Felſenthäler vorgedrungen. Der Beſitzer der beſten und vollſtändigſten Leihbibliothek, Herr Kralowski, war es, welcher uns einen ſchriftlichen Reiſebericht gab, den ich im Auftrag meines Vaters copirte, und der uns als Marſchroute dienen ſollte. Er enthielt die Weiſung zu der, lange Zeit faſt einzig üblichen Bereiſungsweiſe, über Pillnitz nach dem Porsberg, dem Liebethaler Grund, nach Lohmen, Ottowalde, der Baſtei, Wehlen oder Rathen, Schandau, dem Kuhſtall, den Winterbergen, dem Prebiſchthor u. ſ. w. zu gehn. Iſt mir irgend ein geiſtiges Erbtheil von meinem Vater und meiner Mutter geworden, ſo iſt es dieſer innerſte Hang zum Genuß der Natur, dieſe wahrhafte Wonne, die mir noch heut — und auch ſchon damals — aus Weilen und Schweifen in Feld und Wald, Thal und Gebirgen erwächſt.

Man reiſ'te in jener Zeit freilich etwas anders als jetzt. — Mit der ordinären Poſt (damals der geſtempelte Ausdruck) fuhren wir von Berlin ab. Ein, was ſchon ſybaritiſcher Luxus bei der ordinären Poſt war, bedeckter Wagen nahm uns auf. Die Sitze mit Lehnen gepolſtert, mit glattem Leder überzogen; der Wagen ohne Federn, zugleich in ſeinem Innern, im Hintergrunde, viele Gepäckſtücke enthaltend, die mit zum Anlehnen benutzt wurden. (Auf Nebenſtraßen gab es meiſt nur halb, oder ganz unbedeckte Wagen). Man ſaß nicht allzuweich, doch für einen ſo jungen Reiſeluſtigen wie mich, wundervoll; und das ſtarke Stoßen und Schütteln war muthmaßlich geſunder als die jetzige nervenbetäubende Zitterbewegung des Eiſenbahncoupés. Einige Friſt, Land und Leute kennen zu lernen, hatte man auch. Selten wurde im mäßigen Trabe

gefahren, nur auf ganz ebener Chauſſee; bei geringen Erhebungen der ſchwerfälligſte Schritt. Die Fahrzeit bis Zehlendorf — wir nahmen unſern Weg über Potsdam nach Wittenberg — war drei Stunden; dort anderthalb Stunden Aufenthalt, weil auf jeder Station alles Gepäck gezählt, und ſomit der ganze Poſtwagen umgeladen wurde. Daher gelangten wir denn Morgens um acht oder neun Uhr ausgefahren, auch am ſpäten Abend ſchon wohlbehalten nach Belitz, dem Städtchen drei Meilen hinter Potsdam, wo im Rathskeller — damals faſt immer das einzige erträgliche Wirthshaus der kleinen Städte — ein mir herrlich mundendes Abendeſſen, der Kalbsbraten (der für die ganze Woche in Vorrath war) gegeſſen wurde. Gegen zehn Uhr fuhren wir weiter nach Treuenbrietzen. Aufs äußerſte war ich geſpannt, wie ſich die Nacht geſtalten werde in Wald und Feld, denn noch nie hatte ich eine ganze Nacht im Freien zugebracht. Ich konnte ſie mir gar nicht finſter genug vorſtellen. Aber ſiehe, die Sommerdämmerung, die ſich, eine damals von mir noch ungekannte Erſcheinung die ganze Nacht im röthlichen Schimmer wahrnehmen ließ, zerſtörte meine Illuſion von der ganz unglaublich dichten Finſterniß und den ſchauerlichen Eindrücken und allenfalls Abentheuern, und ich fand dieſes erſte erhoffte Reiſewunder ſehr unter meiner Erwartung. Dagegen betrachtete ich Treuenbrietzen, deſſen Namensgeſchichte ich kannte, die alten Mauern und den Thorthurm mit ehrfurchtsvoller Spannung. Wir hatten dieſe Stadt nach einer Nachtfahrt von fünf Stunden auf den zwei Meilen tiefſten Sandweges in der erſten Morgenfrühe erreicht und verließen ſie als eben die Sonnenkugel glutroth am Horizont aufſtieg. Ungemein merkwürdig waren mir auch die Rinnſteine der Stadt, in denen helles, fließendes Waſſer rann, gegen die verſtockten Berliner Rinnen.

Ich weiß nicht, welcher Gattung von Gefühlen ich das

zuſchreiben ſoll, welches mich durchdrang, als wir nach einigen Stunden die ſächſiſche Grenze erreichten, und ich mich nun in einem fremden, ſo berühmten Lande befand! Ich verlangte durchaus, daß Alles wie in einer andern Welt ausſehen müſſe, und das Auge ſah, was die Seele wollte. Jedes Dorf erſchien mir von merkwürdiger Eigenthümlichkeit. Einiges war auch anders wie bei uns in der Mark; einen ganz außerordentlichen Eindruck aber machte es auf mich, daß die Wege öfters mit Obſtbäumen beſetzt waren, die zum Theil voll der ſchönſten reifen Kirſchen hingen. Ein ſolches Land, wo man wie ich mir einbildete, das Obſt von der Landſtraße unentgeltlich verzehren könne, wie zu Haus bei uns die Erd- und Himbeeren im Walde, erſchien mir wie ein Stück Traum aus dem goldenen Zeitalter der Welt, wo Milch und Honig fließt.

Zu Mittag erreichten wir — am zweiten Tage — Wittenberg. Hier gab es außer den wirklichen, ſo höchſt intereſſanten Sehenswürdigkeiten der Stadt, noch unendlich viele für mich in specie. Ich ſpeiſte zum erſten Male an einer table d'hôte, was mir ganz ausnehmend feierlich vorkam. Daher erſtaunte ich höchlichſt, daß ein einzelner Reiſender (es war ein Hypochonder aus Königsberg) ſehr viel an den Speiſen auszuſetzen hatte, und mehrmals zurückgab, was mir ſo trefflich mundete. Ich ſah ferner zum erſtenmal in meinem Leben Studenten; denn damals war Wittenberg eine Univerſität. Ehrfurchtsvoll betrachtete ich die jungen Männer, die mit Büchern oder kleinen Mappen unterm Arm, über den Markt ſchritten. Daß mich nun vollends die Luther-Denkwürdigkeiten ganz und gar erfüllten, und ich einen Splitter von ſeinem Tiſch als wahre Reliquie mitnahm, um ſie mit Stolz nach Haus zu bringen, begreift ſich von ſelbſt. Ebenſo gehörte der Anblick einer Feſtung — wir machten einen Spaziergang über den Wall, und über die Elbe — zu den erſtaunenswürdigſten

Dingen für mich. So fand ich denn Merkwürdigkeit über Merkwürdigkeit in dieſer Stadt, und es bedurfte des langen Sommer-Nachmittags, um Alles in Augenſchein und in die Seele aufzunehmen. Reiſte man damals aber nicht vernünftiger, erſprießlicher, als heut, wo Alles, was man von dieſer denkwürdigen Stadt an- und aufnimmt, in einer Taſſe Kaffee oder einem Butterbrot auf dem Bahnhof beſteht? Die Langſamkeit des Damals hatte ihr Unbequemes, aber auch ihr ſehr Gutes; ihr Läſtiges, aber auch ihr ſehr Behagliches. — Anderen Morgens — die Poſt hatten wir verlaſſen — fuhren wir auf einem Bauerwagen, auf wohlgeſtopften Säcken ſitzend, über Torgau nach Meiſſen. Doch war der Weg nicht in einem Tage zurückzulegen. Wo wir übernachteten weiß ich nicht mehr genau, allein es muß in einem kleinen ſächſiſchen Städtchen geweſen ſein, etwa in Pretſch. Ich weiß nur mit Beſtimmtheit, daß wir in Torgau Mittag gemacht, wobei ich Stadt und Feſtung in flüchtigen Spaziergängen kennen lernte, und ſeitdem nie wieder betreten habe. Ein Eindruck iſt mir nicht davon geblieben, wohl aber der unvergeßlichſte von Meiſſen, welches wir am folgenden Mittage erreichten. Noch heut könnte ich die Landſchaft malen (und mein Entzücken darüber werde ich nie vergeſſen) wo der Weg zuerſt in das Elbthal einbiegt, die grünen Berge ſich rechts erheben, links der prächtige Strom daherrauſcht. Eine Kirche, auf der Höhe erbaut, überragt das Dorf an dieſem Eingang. Der Anblick belebte ſich noch heiterer durch gedeckte Tiſche auf dem grünen Hügel unter ſchattigen Bäumen; es fand gerade eine Hochzeitfeier ſtatt. Das anmuthige Bild blieb ſo in mir haften, daß, als ich nach dreißig Jahren deſſelben Weges kam, es in allen Zügen ſo wieder erkannte, als hätte ich es Tages zuvor erſt in mir aufgenommen. Wir erreichten Meiſſen, deſſen Merkwürdigkeiten mich noch lebendiger ergriffen als die Wit-

tenbergs, obwohl ich damals die Porzellanfabrik nicht ſah. Ich ſchwamm in Entzücken über die reizende Landſchaft, über die mir ganz neuen Weinberge; mein Staunen über das Schloß, die Kirche, den ſchwindelnden Zackenthurm war unbeſchreiblich. Und dennoch, wie Kinder ſind, faſt eben ſo glückſelig war ich durch den Umſtand, daß ich hier für einen Groſchen wenigſtens dreimal ſo viel und dreimal trefflichere Kirſchen kaufte als in Berlin.

Von nun an begann die Fußreiſe, auf die ich mich vorzüglich freute. Wir gingen am Nachmittag von einem Boten begleitet, ab. Es erfüllte mich mit wunderbarem Gefühl, daß die blauen Bergkuppen am Horizont, wie der Führer uns ſagte, der Oberlauſitz gehörten; eine Provinz, deren Namen ich wohl in der Geographieſtunde gehört, die mir aber als etwas ſo Fremdes, Fernes erſchien, daß ich es gar nicht faſſen konnte, ihre Bergſpitzen vor mir in blauen Duft gehüllt zu ſehen. — Wir, übernachteten in einem Städtchen, deſſen Namen ich vergeſſen und gingen am andern Morgen früh aus nach Tharand zu! Etwa gegen acht Uhr erreichten wir dieſes liebliche Thal in einer Weiſe, daß wir uns ganz plötzlich darin befanden. Mein Entzücken kannte keine Grenzen! Wir beſchauten, nachdem wir etwas geruht, natürlich alle dortigen Merkwürdigkeiten, die ſich mir ganz unvergeßlich einprägten, ſo daß ſie mir, da ich neun Jahre ſpäter, ſchon Offizier, mit zwei Freunden, die ich ſpäter viel nennen werde, wieder dahin kam, ganz in der Weiſe erſchienen, wie damals. — Wir aßen in Tharand zu Mittag, und gingen dann Abends von einer Frau begleitet, die unſere Sachen trug, und die mir wegen des Kropfes, den ſie hatte, äußerſt merkwürdig erſchien, nach Dresden, wo wir mit dem Dunkel eintrafen. Mein Vater hatte die Einrichtung gerade ſo getroffen, damit mich am andern Morgen die ſchöne Stadt deſto mehr überraſchen ſollte. Er erreichte ſeinen Zweck. Denn

am erſten Abend war ich doch ſo ermüdet, daß ich ſchon deshalb, wenn es auch nicht bereits dunkel geweſen wäre, keinen Eindruck in mich aufgenommen haben würde. — Um ſo lebendiger war derſelbe am anderen Morgen. Wir waren im goldenen Engel eingekehrt. Schon der Blick, den ich in der Frühe aus dem Fenſter that war mir ſehr merkwürdig. Die Häuſer waren ſo ganz anders als bei uns; hoch, ſechs und mehr Stockwerke! Eins davon erregte meine Aufmerkſamkeit ganz beſonders, da es zu ſeinen ſechs Stockwerken noch viermal im Dach gebrochen war! Ich kann noch jetzt Dresden nicht beſuchen, ohne mir, wenn es irgend möglich dieſe Jugendmerkwürdigkeit, die noch unverändert beſteht, mit lächelnder Erinnerung zu beſchauen.

Ich will den Leſer nicht damit ermüden, ihm die allbekannten Sehenswürdigkeiten aufzuzählen, die wir nunmehr beſchauten. Meiner kindiſchen Faſſungskraft entſprechend, machte natürlich faſt alles dasjenige den größten Eindruck auf mich, was mich jetzt ziemlich unberührt läßt. Einen beſonderen Zauber übten die hiſtoriſchen Erinnerungen. Den Palaſt des Grafen Brühl mit der ſchönen Terraſſe (damals exiſtirte der prächtige Treppen-Aufgang noch nicht) betrachtete ich mit ganz beſonderem Intereſſe, weil mir von dem Erbauer ſoviel bekannt war. Im Ganzen war es vorzüglich immer das Gefühl ſtaunender Verwunderung, das ich empfand; ich konnte mich gar nicht überreden, daß ich wirklich in der berühmten ſchönen Stadt ſei, ſo entfernt von der Heimath, mitten unter den Herrlichkeiten von denen mir ſchon in den früheſten Jahren Aeltern und Lehrer ſo viel erzählt hatten! —

Einiges über die damaligen Zuſtände wird nicht ohne Intereſſe für die jetzt Lebenden ſein. — Das lange Jahre ſo berühmte und beliebte Findlaterſche Etabliſſement, welches jetzt verſchwunden iſt, um den unvergleichlichen Paläſten des Prin-

zen Albrecht von Preußen Platz zu machen, war damals eben im Bau. Der erste Besitzer und Begründer war ein reicher Engländer, hatte diesen Platz als einen der schönsten, die ihm auf allen seinen Reisen vorgekommen, gewählt. Er setzte vieles Geld daran, um einen Landsitz zu schaffen, der für die damalige Zeit das Höchste an Glanz und Behaglichkeit darbot, was die Vorstellung sich nur träumen konnte. Es schien ein Bau zu sein, der vielen Geschlechtern noch als Vorbild des Schönen vor Augen stehen sollte. Und kaum vier Jahrzehende sind dahingegangen und er ist bis auf die letzte Spur verschwunden; selbst der Name ist schon so gut als ganz verklungen! Das sind menschliche Hoffnungen und Schöpfungen! —

Die Messe in der katholischen Kirche damals unbesucht zu lassen, wäre ein Unerhörtes gewesen. Es war das vorzüglichste von Kirchenmusik, was jene Zeit kannte, zumal für die Bewohner Berlins, denen nichts ähnliches geboten wurde. Natürlich führte mich mein Vater auch dorthin. Der Castrat Sassarolli sang den Sopran; er ist der erste und letzte Castrat den ich gehört, da die Berliner Castraten Tombolino und Concialini, damals schon aufgehört hatten, sich öffentlich hören zu lassen. Ich entsinne mich, daß Sassarollis einst so berühmte Stimme, (damals schon etwas im Abnehmen) mir zwar einen sehr schönen Eindruck machte, doch nicht ohne Beimischung einer gewissen Weichlichkeit, die mir mißbehagte. Belobt wurde ich von meinem Vater, weil ich gehört hatte, daß er bis $\overline{a}$ gesungen, beim Aushalten dieses Tones aber ein wenig gesunken war.

Wie der Besuch der Messe eine geheiligte Sitte für die Fremden war, so durfte es auch von denselben nicht versäumt werden, die königliche Familie auf ihrem Wege, von der Kirche zum Schloß in der hölzernen Gallerie, welche beide Gebäude verband, vorüber gehen zu sehen, und ehrfurchtsvoll zu begrü-

ßen. Dort ſah ich den König Friedrich Auguſt zum erſten Male. — —

Das Linkſche Bad exiſtirte ſchon. Der große Garten wurde viel beſucht; auch das Thal gegenüber, der Plauenſche Grund. Doch von einem Waldſchlößchen und von den vielen ſchönen Anbauten an den Elbufern über das Linkſche Bad hinaus, war noch nicht die Rede.

Einige Tage verweilten wir in Dresden. Dann wurde die Reiſe in die ſächſiſche Schweiz angetreten, nachdem wir noch bei Freunden meines Vaters, vorzüglich Muſikern (Maria Weber war damals aber noch nicht in Dresden), alle möglichen Erkundigungen über die zweckmäßigſte Bereiſung eingezogen hatten.

Wir traten die Wanderung von Dresden aus zu Fuß an. Wie die Eintheilung des erſten Tages war, weiß ich nicht mehr genau; wir beſuchten Pillnitz, mir, da ich ſchon als fünfjähriger Knabe das ſeltſame Schloß in einer Abbildung in Bertuchs Modejournal mit großer Verwunderung angeſtaunt hatte, von höchſter Merkwürdigkeit. Ich glaube wir übernachteten dort. Der erſte Punkt der ſächſiſchen Schweiz ſelbſt, deſſen ich mich zu erinnern weiß, war der Liebethaler Grund und die Mühle daſelbſt, wo wir Morgens eintrafen und mich an dem heißen Tage ein kühles Glas Milch beſonders erquickte. Aber auch die romantiſche Lage der Mühle erfüllte meine Seele ganz und gar. Schon der Plauenſche Grund hatte mich ſo entzückt; dieſe Felſen dünkten mich aber doch noch viel ſchöner, viel ſteiler, kühner, und bloß darum bewunderungswürdiger. Ich ärgerte mich über unſeren Führer, der beſtändig bei meinen ſtaunenden Ausrufen antwortete: „Bagatelle!“ (Packtell ſprach er ſächſiſch) „das Alles iſt nichts, es wird ganz anders kommen!“

Ob wir in Lohmen über Nacht geweſen weiß ich nicht.

Wohl aber, daß ich, als wir das Dorf verließen, beim Uebergang auf einem Brett über einen Graben mit gemauerten Kalkſtein-Böſchungen ausglitt und einen Fall that, bei dem ich mir das Schienbein ſo zerſchlug, daß es eine breite Wunde hatte. Die Wanderung wurde nichtsdeſtoweniger fortgeſetzt, und wir gelangten durch die bekannten Felsgründe, die damals genau ſo ausſahen als jetzt (nur die Pfade ſind jetzt gebahnter), auf die Baſtei. Dort aber ſah es keineswegs ſo aus als jetzt. Hier ließ ſich wahrnehmen, daß dieſes Gebirge damals nicht nur von Berlin aus, ſondern ſelbſt von Dresden her, unvergleichlich weniger beſucht werden mußte als jetzt. Denn ſchon der Weg dahin ging durch ganz öden, faſt unbetretenen Wald. Der Fußſteig verſchwand in den hohen Farrenkräutern oft ganz, die Steintiſche, an denen der Kurfürſt Auguſt der Starke bei einer Jagd gefrühſtückt, lagen in tiefſter Wildniß und Waldeinſamkeit! Ueberhaupt begegnete man keiner Seele dort oben. Dieſe Einſamkeit erhöhte den romantiſchen Reiz ungemein. Auf der Baſtei ſelbſt keine Spur einer Anlage, um etwa Beſucher aufzunehmen. Man betrat die kahle Felsplatte, ohne Geländer, mit dem Stock des Gebirgs nur durch einen etwa anderthalb Schuh breiten, ſechs Schuh langen, behauenen Sandſteinblock verbunden, auf dem man eine ziemlich tiefe Schlucht überſchritt. Auf der Felsſpitze ſelbſt mußten wir uns niederlegen, da der Sturm (es war an einem Tage mit rauhem Strichregen) uns ſonſt leicht hätte hinabſtürzen können! So einſam, ſo wenig beſucht, war im Jahr 1811 dieſe merkwürdige Felsſpitze noch, die jetzt einem Kaffeegarten dicht vor Dresdens Thoren gleicht, durch die Zaubermacht der Dampfkräfte auf Fluß und Eiſenbahnen! — Als ich im Jahre 1819 (auf der ſchon oben erwähnten Reiſe) ſie wieder beſuchte, war ein kleines Bretterhäuschen, etwas rückwärts im Walde erbaut, wo man Schutz vor dem heftigen Regen und eine ein-

fache Erquickung finden konnte. Eine Verbindung der Felsspitze mit den anderen steilen Klippen, durch Brücken über die Abgründe, war damals noch nicht vorhanden. Diese, dächte ich, hätte ich im Jahre 1821 zuerst wahrgenommen. So haben sich allmählig die schönen Anlagen und behaglichen Ausstattungen hergestellt, die jetzt den Fremden dort begrüßen. Es ist heut zu Tage viel bequemer, es weilt sich behaglicher, übernachtet und wohnt sich reizend dort oben! Doch bei alle dem, ich kann den Reiz der tiefen romantischen Einsamkeit des Gebirgs, den Zauber der Wildniß, der sich damals darbot, nicht vergessen! Wohin soll man aber jetzt, um solche Reize aufzusuchen? Zur Einsamkeit ist bald in der Welt, mindestens in der europäischen, kein Raum mehr! Und die Segnungen des Gemüths, der Seele, ja der scharfen Geisteskräfte die sie verleiht, die nur — wie die tiefen, ahnungsvollen Träume und Anschauungen der Anachoreten — in ihrem Schutz gedeihen, sie scheinen ganz natürlich eben so aus der Welt schwinden zu wollen!

Allein ist das ein Fortschritt? Wenigstens ist diese Abschweifung zu solchen Betrachtungen der Einsamkeit hierüber keiner in dieser Reiseskizze. Ich muß ihrem Ende zueilen. Der Abend führte uns nach Stadt Wehlen, wo wir auf dem Schützenhause übernachteten. Die Erinnerung davon ist mir innigst getreu geblieben. Der schönste Abend war dem mit Reizen gemischten Tage gefolgt; die Sonne glühte die Berge an, der Purpur leuchtete aus dem Strom wieder. Wir verzehrten unser Abendbrot vor dem Hause, im Freien. Ich badete den zerschlagenen Fuß in einem Gefäß mit Wasser, und legte fortdauernd kühlende Umschläge auf. Den Tag über hatte mich der Schmerz nicht gelähmt, jetzt schien es aber doch, als würde er mich am Gehen hindern. Mein Vater sagte mir, wenn ich nicht gehen könne, so wolle er mich im Wirthshause

zu Wehlen laſſen, die Reiſe allein fortſetzen und mich nach zwei oder drei Tagen auf dem Rückwege wieder abholen. Ich war ſo vernünftig einzuſehen, daß es falſch und unrichtig geweſen ſein würde, wenn er ſelbſt die große Erquickung, die Kenntniß und den Genuß der Schönheiten des Gebirgs aufgegeben hätte, nur weil ich die Freude nicht mehr mit ihm theilen konnte. Ich glaubte mich am andern Morgen fähig dazu, und war es! Ich machte die Wanderung nach Schandau, und von dort den bekannten Rundweg tapfer mit; der Fuß war kein Hinderniß. Das iſt die Heilkraft der Jugend! Später, als ſiebzehnjähriger junger Soldat, lähmte mich ein ſolcher Fall mit Beſchädigung des Schienbeins mehrere Wochen, und ein viel geringerer, den der dreiundfunfzigjährige Mann that, machte ihn drei Monat unfähig zum Gehen! O die Jugend! „Prends tout ton or, et rends moi mes beaux jours!“ ſingt Béranger, — wer gäbe ihm nicht Recht?

Von unſerer weiteren Wanderung erzähle ich nur, daß es auf dem großen Winterberge eben ſo unwirthlich war, als auf der Baſtei. Kein Haus, das ginge an! Aber keine Ausſicht, das war übler, denn der hohe, dicht verwachſene, nirgend hin gelichtete Wald, geſtattete ſie nur ſehr lückenhaft und dürftig. Außerdem trafen wir das ſchwerſte Regenwetter, ſo daß wir den Weg nach dem Prebiſchthor aufgaben, und gleich vom Winterberge nach Herniskretſcham, ſchon damals das Endziel dieſer Wanderung, zurückkehrten. Eine Gondel brachte uns nach Schandau zurück. Hier, wo wir auf dem Bade wohnten, trafen wir mit einem meiner Lehrer, von dem ich oben ausführlicher geſprochen, dem Prediger Spillecke zuſammen: ein Begegnen, das den Schüler ganz beſonders erregte und erfüllte. Auf dem Kuhſtall waren wir ſchon Tags zuvor mit einem Bekannten, ja berühmten Berliner, dem ausgezeichneten Arzt der franzöſiſchen Colonie, Geheimerath Formey, zuſammengetroffen;

ein Abkomme des Geiſtlichen, der zur Zeit Friedrichs des Großen, am Hofe der Königin zumal, eine ausgezeichnete Stellung einnahm, und durch ſeine Originalität zu mancher in Memoiren aufbewahrten Anekdote Anlaß gegeben hat. —

Am nächſten Morgen fuhren wir gleichfalls mittelſt einer Gondel, nach Dresden zurück, ohne uns weiter irgend aufzuhalten; der Königsſtein durfte damals nicht ohne weitläuftige Formalitäten beſucht werden. — Sehr lebhaft erinnere ich mich der Reiſegeſellſchaft; es war eine adliche Dame mit ihrer Tochter, einem ſehr hübſchen achtzehnjährigen Fräulein, die in Schandau gebadet hatten, und jetzt nach Dresden zurückkehrten. Die junge, ſchöne Dame erfüllte mich mit jener eigenen Beklemmung die oft ſchon im Knaben eine Vormahnung der Bewegungen bildet, die ſpäter den Jüngling ergreifen. Ich konnte mein Auge gar nicht von ihr wenden, hätte gern etwas Großes für ſie gethan, wenigſtens mich irgend wie in ihren Augen ausgezeichnet. Dies letztere gelang mir zwar, aber nicht in der erfreulichſten Weiſe. Ich wechſelte, müßig, unſtät und ungeſchickt wie Kinder ſind, oft den Platz im Schiff, und ſetzte mich bald hierhin, bald dorthin. So auch ungeſchickter Weiſe einmal auf ein ausgebreitetes Papier mit den ſchönſten Kirſchen. Noch höre ich die helle Stimme des jungen Mädchens, die indem ich die unglückliche Bewegung machte, ausrief: „die Kirſchen, die Kirſchen" (mit langem i) — doch, es war zu ſpät! Ich hatte mich ſchon niedergelaſſen, und dies weiche Polſter großentheils zerdrückt! Mein Schreck und meine Beſchämung waren groß! Die letzte um ſo mehr, als auch die zerdrückten ſchwarzen Kirſchen verwünſchte Spuren auf meinen hellgrauen Beinkleidern zurückgelaſſen hatten, über die mein Vater, nachdem der erſte Unwille über meine Ungeſchicklichkeit vorüber war, ſeinen neckenden Spott zur gerechten Beſtrafung für mich begann.

Ich glühte faſt ſo dunkel vor Schaam, wie die Kirſchflecken auf der antipodiſchen Gegend meines Angeſichts! —

Indeß, auch ſo etwas überwindet die Jugend! Der Schreck ging ſtill vorüber, das ſchöne Fräulein blieb freundlich und liebenswürdig gegen mich, ſie mochte wohl etwas Mitleid mit mir haben, und die Fahrt vollendete ſich glücklich ohne weiteren Unfall, doch bei fortdauerndem Regenwetter. — — Erſt am ſpäten Nachmittag legte der Nachen in Dresden an. — Andern Tages traten wir die Rückreiſe an, und verſuchten nun die ſächſiche Poſt. Ein Beweis, wie viel gleichgültiger man gegen das Ende einer ſolchen Reiſe iſt, als am Anfang, liegt darin, daß ich von der Rückreiſe faſt gar keine Erinnerung habe. Nur daß wir, ich weiß nicht weshalb, die Poſt verließen, ein Nachtlager in dem kleinen Städtchen Baruth, ſieben Meilen von Berlin nahmen, in einem Gaſthauſe beim Fleiſcher, das ſich nicht des beſten Rufs erfreute, und ihn auch durch unſere Aufnahme nicht verbeſſerte. Denn ein Reiſegefährte, den wir gefunden, ein Aſſeſſor Schulz, ſagte uns voraus, daß wir dort mit verdorbenem Fleiſch bewirthet werden würden. Dieſe Prophezeiung traf richtig ein. Auf einem Bauerwagen, wie von Wittenberg nach Meißen, vollendeten wir die Rückreiſe nach Berlin anderen Tages. Voll freudigen Herzens traf ich mit dem Vater gegen Abend wieder vor unſerer Thiergartenwohnung ein, und ſprang raſch vom Wagen um die Mutter und Geſchwiſter zu begrüßen, deren Wiederſehen mich nach ſo langer Trennung und ereignißreicher Zeit, mit höchſter Freude bewegte. Daß der jugendliche Mund von Erzählungen des Erlebten, wovon das Herz ſo voll war, überfloß, — daß ich mit Stolz die mancherlei mitgebrachten Merkwürdigkeiten vorzeigte, meine kleinen Geſchenke an die Schweſtern glückſelig vertheilte — wem ſoll ich das noch erzählen? ....

Zwölftes Kapitel.

Unſer Theater. Schauſpieldirector Butenop. — Kotzebue. — Emilie Butenop, ſpätere Anſchütz. — Unſere Ritterſpiele. Othelrich von Böhmen.

Um das Bild meiner Jugend zu vervollſtändigen, füge ich hier ein Blatt über die ſonſtigen, vorzüglichſten Entzückungen ein, die mir dieſe Jahre bis zu einer ſehr ernſten Kriſis, auf die ich bald kommen werde, erheiterten. Wie ich ſchon erwähnt, war die Wohnung meiner Eltern ſehr groß; ſie nahm die ganze mittlere Etage von 9 Fenſtern Front, nebſt beiden Flügeln auf den Höfen ein, ſammt dem Quergebäude, welches dieſe Höfe trennte, wo vor dem Jahr 1806 die Druckerei befindlich war. Der eine Flügel des zweiten Hofes aber enthielt einen Raum, der für uns Kinder die köſtlichſten Genüſſe darbot — ein Theater! In Zeiten, die faſt ganz außerhalb meiner Erinnerung liegen, hatten Privatperſonen zuweilen einzelne Stücke dort aufgeführt. Nur eine Darſtellung des Kotzebueſchen Stückes: „Das Kind der Liebe" ſteht mir noch dunkel vor der Seele. Allein etwa in mein achtes oder neuntes Jahr fiel eine Periode der Benutzung dieſes Theaters, die mir vielfache Erinnerungen zurückgelaſſen, und vielleicht nicht unbedeutend zu meinen ſpäteren geiſtigen Lebensrichtungen beigetragen hat. Der Schauſpieler Butenop, ein in der Theatergeſchichte nicht unbekannter Mann, hatte die kleine Bühne gemiethet, und gab dort einen ganzen Winter lang, ich glaube ſogar mehrere mit ſeiner, aus einigen, hauptſächlich aus ſeiner Familie beſtehenden Mitgliedern, Luſt- und Schauſpiele und ſogar kleine Opern. Mein Vater hatte ſich bei der Vermiethung die ſogenannte Loge vorbehalten, ein Raum, der zu unſerer Wohnung gehörte, als eine Art Vorkammer an die Hinterwand des Parterres ſtieß, oben mit Schub-Glasfenſtern verſehen war, unter denen ſich ein hölzernes Gerüſt befand auf welchem die

Stühle ſtanden, von denen aus man die Vorſtellung durch jene Glasfenſter, die zurückgeſchoben wurden, behaglich mit anſehen konnte. Unſere Familie und unſere Freunde und Bekannte benutzten dieſen für etwa 8 oder 10 Perſonen eingerichteten Raum an jedem Abend wo geſpielt wurde, und es war für uns Kinder natürlich keine geringe Freude, auf ſolche Art die, ſchon die zarteſte Jugend ſo ſpannenden und reizenden Theaterfreuden zu genießen. Ob uns das heilſam war, laſſe ich dahingeſtellt. Außerdem fand ich mit meinen Spielgefährten auch bald Eintritt in den Parterre-Raum ſelbſt; wir gehörten gewiſſermaßen zum Hauſe, verkehrten wo und wie wir wollten, und man ließ uns zumal an Tagen, wo der Beſuch nicht ſtark war, frei paſſiren. So ſchaffte ich denn manchem Freund und Nachbarſohn freies Theater, wofür dieſe mir wieder andere Vortheile zukommen ließen. Sogar das königliche Theater, oder vielmehr das Nationaltheater öffnete ſich mir dadurch bisweilen, indem einer dieſer Spielgefährten, Louis Lagnac genannt, der Sohn eines unter Iffland bei der Bühne angeſtellten Maſchinenmeiſters, eines in ſeinem Fache ſehr geſchickten Mannes, war, und mich vermöge dieſes Verhältniſſes öfter mit in die große Bühne nahm, wo wir im Souffleurkaſten unſere Plätze fanden. Namentlich das Ballet „Arlequin im Schutz der Zauberei" habe ich von dort aus mit Entzücken geſehen.

In unſerm häuslichen Theater nun wurden hauptſächlich nur Stücke von Kotzebue gegeben, der damals die deutſche Bühne mehr beherrſchte, als jemals ein Autor nach ihm. Da außerdem mein Vater in ſeiner zu der Buch- und Muſikhandlung gehörigen, nicht ſehr bedeutenden Leihbibliothek in achtzehn oder zwanzig Bänden alle damals gedruckten Stücke Kotzebues beſaß, die ich mit Begierde las, ſo lernte ich dieſen Autor genauer kennen, als vielleicht zu verlangen und zu wünſchen

gewesen wäre, sogar von einem künftigen Literaten. Es hat sich mir aber dadurch die Macht, die er auf die Masse übte, mittelst eigener Erfahrung völlig erklärt. Es war das Geschick, eine äußerliche Spannung zu unterhalten, die Lustspiele mit wohlfeilem aber allverständlichen Witz, die ernsten Dramen mit eben so allzugänglichen Gemeinplätzen im Ausdruck edler, rührender Gesinnungen zu würzen, ferner die Gewandtheit mannigfaltige, äußerlich gezeichnete Figuren leicht hinzustellen, die im ersten Augenblick, und bei flacher Auffassung für Charaktere gelten. — Alles das und Manches Andere, worauf hier nicht näher einzugehen ist, mußte ihm die Herrschaft sichern. Es war das höchste Talent im Gebiet der Flachheit; für Kinder, die einer tieferen Auffassung noch nicht fähig sind, daher unbedingt ein staunenswürdiges. Mußte schon dieser Reiz ein sehr fesselnder sein für uns kleine Bühnenbesucher, so fand sich noch manches andere verlockende Verhältniß daneben ein. Wir konnten die kleine bunte Scheinwelt der Lampen und Decorationen auch in ihren inneren Verhältnissen durchstöbern, das Getriebe der Maschinen hinter den Coulissen sehen, mit den Darstellern und Darstellerinnen verkehren, und dergleichen. Für Kinder verliert sich dadurch der Nimbus keineswegs. Ihre Phantasie ist noch so leicht beweglich, daß der Held, den sie eben in der Coulisse als guten Bekannten gesehen, mit ihm geplaudert, so wie er mit Helm und Schwert auf die Bühne tritt, sie doch mit der ganzen Kraft der Illusion fesselt. Sie vertragen das Wunder und seine Erklärung, ohne daß eins dem andern schädlich werde. — Unter den mancherlei Erinnerungen aus dem Repertoir dieser Bühne, wie Kotzebues Wildfang, die Pagenstreiche und ähnliche Stücke die mich unbeschreiblich ergötzten, sind mir doch auch einige werthvolle geblieben, die sich so leicht nicht auf anderem Gebiet hätten erwerben lassen. Ich erinnere mich z. B. sehr wohl der athemlosen Spannung und tiefen Er-

ſchütterung, mit der ich Leſſings Philotas dort geſehen; und Hillers naive, oft ſo originelle Opern, die Jagd, den Erntekranz, habe ich dort gehört, und lebendig in mich aufgenommen. Ich möchte dieſe Eindrücke nicht aus meiner muſikaliſchen Bildungsgeſchichte geſtrichen wiſſen. —

Der mir damals liebſte Gewinn in dieſen Bühnenverhältniſſen aber war der einer kleinen Freundin, zu der ich mich, nach kindlicher Weiſe, innig hingezogen fühlte. Sie war die jüngſte Tochter des Unternehmers, Louiſe Butenop, ein reizendes Kind von etwa zehn Jahren, welches ſchon mit großem Glück kleine naive Rollen, ſogar das Röschen in der Jagd ſpielte, wobei ſie das Schlummerliedchen am Spinnrade mit ungemein ſüßer Stimme ſang. Dieſe kleine Künſtlerin iſt ſpäter eine große geworden, die als Soubrette ſo berühmte Frau Anſchütz in Wien, die Gattin des berühmten tragiſchen Darſtellers. Nach langer Reihe von Jahren ſah ich ſie dort wieder, und wir erfreuten uns der Erinnerung an dieſe Kinderzeit, wo ich ihr manchen Bonbon, manchen Apfel zum Geſchenk gemacht, und einmal ihre größte Freude durch ein buntes Oſterei erregte, das ich ihr, als mein Vater den ihrigen in ſeiner Wohnung beſuchte, mitbrachte. Sie ſaß, nach einer mir ſelbſt damals ungewohnten und auffallenden, in dieſer rechtlichen Familie aus der Provinz löblich heimiſchen Sitte, als ich eintrat, in einem weißwollenen Unterröckchen, fleißig .... am Spinnrade. Das reizendſte Bildchen was man ſehen konnte! Es nahm mich Wunder, ſie hier in der Wirklichkeit verrichten zu ſehen, was ſie auf der Bühne als Röschen in der Jagd ſo zierlich that. —

Dieſes Butenopſche Theater hatte uns Knaben, mir und meinen Nachbarfreunden, ſowie meinem Vetter Häring, denn die größte Neigung erweckt, uns ſelbſt als Darſteller zu verſuchen. Die Keime zu dieſer Unternehmung wurzelten ſchon lange vor-

her. Wir beſaßen, wie viele andere Kinder, ſelbſt kleine Theater, zu denen wir uns Decorationen und Figuren mit Eifer malten. Es war mein tägliches Spiel mit Häring, der viel mehr Geſchick im Zeichnen und Malen beſaß als ich, und den ich, als ein ſeltenes Talent darin anſtaunte. Später übertrug ſich dieſes von den kleinen Holztheatern auf den jugendlichen Schauplatz unſerer eigenen Thaten. In einer Krankheit wurde ihm von ſeiner Stiefſchweſter der Götz von Berlichingen vorgeleſen; ich war zugegen. Weniger das Stück als die ritterliche Welt, die es abſpiegelt, entzückten ihn im höchſten Maaße. Mich weniger, wie ich zu meiner Beſchämung bekennen muß; mich reizte das Griechenthum, die Helden des Homer ungleich ſtärker, als die derben deutſchen Ritter. Doch in meinem Vetter war der Eifer dafür ſo lebhaft geworden, daß er nicht ruhete, bis ihm gleich in den nächſten Tagen ein Helm von Pappendeckel, und eine Waffenrüſtung gefertigt war. Dieſe Wendung nahm denn auch meinen Antheil in lebhaften Anſpruch; wir fertigten uns mit Hülfe einiger ſchon älteren und geſchickteren Freunde, mit größtem Eifer Waffenſtücke dieſer Art an. Beſonders war einer unſerer Bekannten, Köpke mit Namen, geübt in ſolchen Arbeiten. Ein Helm von ihm galt für ein Meiſterſtück! Wir zahlten ihm ſogar ſolche Arbeiten aus unſerem Taſchengelde gut, und thaten es gern. Mit dieſen Waffenrüſtungen wurden nun allerlei Phantaſieſpiele ausgeführt, an denen der mehrgenannte Nachbarfreund Ludolff, Theil nahm, der ſich zu meiner großen Bekümmerniß mehr zu Häring hinneigte, als zu mir, wodurch mir die erſte Empfindung von den Qualen der Eiferſucht in der Freundſchaft wurde, welche der, jede Richtung des Gemüths und Herzens ſo tief ergründende Jean Paul im Hesperus und Titan mit ſo meiſterhafter pſychologiſcher Kenntniß ſchildert. Ich habe dort mich ſelbſt in dieſen früheſten Jugendgefühlen empfunden. Inzwiſchen that dieſes mehr in

Aufwallungen hervortretende als beharrlich andauernde Leid unſern gemeinſamen Spielen doch wenig Eintrag. Wir legten uns Ritternamen bei, ſtifteten Orden, erfanden romantiſche Verhältniſſe, richteten uns ſogar Burgen und Schlöſſer ein, wozu nicht nur die geräumige älterliche Wohnung, ſondern noch andere Schauplätze ſich uns leider darboten. Ich ſage leider, denn wir gewannen ſie als unſer frohes Eigenthum durch den traurigen Ernſt der Zeit. In Folge der Kriegsverhältniſſe ſtanden nämlich einige Wohnungen im Hauſe meines Vaters leer, und es war uns gelungen, durch ein zufällig offen gebliebenes Fenſter in eine derſelben, die zu ebener Erde lag, einzudringen. Hier hatte jeder von uns ein eigenes Zimmer in Beſitz genommen, das er zu ſeiner Burg oder ſeinem Raubſchloß ſtempelte. Einige große Schränke, die als Unterpfand für nicht gezahlte Miethe zurückgeblieben waren, boten uns die trefflichſten Rüſtkammern und Waffenſchränke dar. Genug, wie früher im Thiergarten in der abgelegenen Himbeergegend, ſo wurde auch hier unſer kleiner Staat vollkommen organiſirt, und das geträumte Eigenthum beglückte uns mehr als ſpäter irgend ein wirkliches vermocht haben durfte. — Dieſer Schauplatz genügte uns indeſſen bald nicht mehr, ſondern unſer Blick wandte ſich nach dem höhern des Theaters. Es ſtand leer. Die Butenop'ſche Geſellſchaft war längſt fortgewandert; ob die ſchlimmen Zeiten ſie vertrieben oder andere Verhältniſſe, iſt mir nicht bekannt. Aber der Eindruck ihrer Darſtellungen war lebendig geblieben. So reifte denn endlich der große Gedanke, ſelbſt eine der Art zu verſuchen. Ich glaube, er ſprang als eine gerüſtete Minerva aus meines Vetters Haupt. Wenigſtens war er es — wir waren inzwiſchen ſchon mehrere Klaſſen vorgerückt und hatten unſere Kräfte entwickelt — der es übernahm, ein Ritterſchauſpiel zu ſchreiben. Es war der böhmiſchen Geſchichte entnommen, doch kann ich mich

des Inhaltes nicht mehr erinnern. Ich weiß nur noch, daß ich einen Ritter Namens Kochan v. Werschowitz darzustellen hatte; selbst der Inhalt meiner eigenen Rolle ist mir entfallen. Nur habe ich behalten, daß sie die eines Verräthers war, daß ich erst bei Nacht, im dritten Akt auftrat, und daß ich mir dazu durch jenen oben genannten Knaben einen goldenen Helm mit rothem Federbusch hatte anfertigen lassen, der mich das Wundervollste dünkte, was es in der Welt gäbe! — Wenn ein Quartaner oder Quintaner ein Schauspiel schreibt, und andere Quin- und Quartaner die ganze Garderobe und Waffengarnitur dazu zu besorgen haben, so ist das nicht die Sache eines raschen coup de main, sondern es erforderte lange Zeit, einen ganzen Winter wie mich dünkt. Das aber war ja eben das Köstliche dabei, daß wir Nahrung für unsere Freude und unsere Phantasie fanden, viele Monden hindurch. — Mein Vater hatte uns denn wirklich das Theater zu dem großen Unternehmen bewilligt. Allein auch für die Decorationen mußte Mancherlei noch geschehen. Ueberall half auch hier Freund Köpke aus, der sich wahrhaft als ein mechanisches Genie zeigte. Nach mehr Proben, als vielleicht die Olympia und der Prophet in Berlin erfahren haben, erschien unser romantisches Ritterschauspiel denn wirklich auf der Bühne, „Herzog Othelrich von Böhmen" betitelt. — Nicht genau erinnere ich mich aller Darsteller; es befanden sich aber der unentbehrliche Helm-, Panzer-, Schwerdt- und Decorationsverfertiger und zwei Freunde darunter, die ich noch nicht genannt, deren Aeltern aber auch mit den unsrigen in freundschaftlichem Verkehr standen, die Gebrüder Benecke, deren ältester der rühmlichst gekannte Professor der Philosophie an der Universität Berlin,*) der andere hochgeach-

*) An sein, nach dem ersten Entwurf dieser Erinnerungsblätter eingetretenes trauriges Ende, können wir hier nur leise vorüberstreifend erinnern.

teter Geiſtlicher in derſelben Stadt wurde. — Die Beleuchtung wurde durch gemeinſame Beiſteuer von Lichtern, deren jeder Mitſpieler einige kaufen mußte, hergeſtellt. — Unſere Aeltern und Geſchwiſter waren die Zuſchauer. Wir wurden mit dem Beifall mehr geneckt als belohnt. Der Umſtand mag dafür zeugen, daß nicht ich, ſondern mein goldener Helm hervorgerufen wurde, den ich, auf den Scherz eingehend, mitten auf die Bühne legte, und dann den Vorhang aufziehen ließ. Doch hatten der Darſteller des Haupthelden, Häring, und andere Freunde auch wirklichen Hervorruf erfahren. — Genug, dieſer Abend war ein in unſerer Jugendgeſchichte unvergeßlicher und ein langer vor- und noch länger nachleuchtender. Gewiß länger, da er mir noch heut, nach länger als einem halben Jahrhundert, wie ein freundlicher Stern aus jener Vergangenheit herüber ſchimmert. —

Ob ſpäter oder früher weiß ich nicht genau, allein wir hatten noch eine andere dramatiſche Darſtellung ausgeführt, im älterlichen Hauſe der ſo eben genannten Brüder Benecke, zu deren Geburtstagen wir regelmäßig eingeladen wurden. Einer dieſer Feſttage war dazu erwählt. Ich begnüge mich dieſe Thatſache zu erwähnen, ohne näher darauf einzugehen, da es mir an ſichern Erinnerungen fehlt.

An dieſer dramatiſchen Produktion nahm auch ein Schulkamerad Theil, der ſpäter ein viel genannter und verehrter Mann geworden iſt, wie wohl in Oppoſition der Anſichten faſt mit den meiſten ſeiner damaligen Jugendgefährten, ſo weit ich deren ſpätere Schickſale und Entwickelung kenne. Es war Otto von Gerlach, der Sohn des damaligen Oberbürgermeiſters von Berlin, der ſpätere Conſiſtorialrath, Bruder des viel genannten und gekannten Politikers und Kammermitgliedes. Er hatte damals auf dem Gymnaſium noch kein ſehr hervortretendes Talent irgend einer Art entwickelt, wiewohl er ein

fleißiger und belobter Schüler war. Die außerordentliche Geisteskraft, die Strenge für Sittlichkeit und Wissenschaftlichkeit entfalteten sich jedoch schon in den frühesten Jünglingsjahren und errangen sich schon damals, selbst bei entschiedensten Gegnern seiner Richtung, zu denen ich wenigstens mit Bestimmtheit gehört habe, und noch gehören würde, die achtendste Anerkennung.

Dreizehntes Kapitel.

Die Pappарbeiten. — Taschenspielerkünste. — Feuerwerkerei. — Wadzeks Vorlesungen. — Tischlerarbeiten. Der Probetisch. — Pulverspiele. — Mein Muskedonner. — Die hohen Stelzen. — Heimliches Schwimmen. — Thiergarten- und Gassenunfug. —

So viel von einer meiner jugendlichen Ergötzungen. Es gab aber auch viele andere. Wie schon aus dem obigen hervorgeht, arbeiteten wir manches in Pappe. Doch nicht bloß Helme und Harnische, sondern auch in anderer Art war ich kein ganz ungeschickter Arbeiter in diesem Stoff. Ich trat sogar halb und halb bei einem Buchbinder der Nachbarschaft in die Lehre, und fertigte z. B. unter seiner Aufsicht ein Pappkästchen in rothem Maroquin an, welches nach dem damaligen Stande der Papeterie, zu den Kunstwerken erster Klasse gehörte; nur ein wahrer Kenner hätte die Schülerhand daran entdecken können.

Einen wesentlichen Theil meiner Muße nahm der Versuch ein, Taschenspieler-Kunststücke zu erlernen. Sowohl was die mechanische Geschicklichkeit dabei anlangt, als mit Beihülfe geheimer Apparate und chemischer Hülfsmittel. Den Anstoß dazu hatte ein Taschenspieler Namens Witzmann gegeben,

der sich den etwas vornehmer klingenden Titel: „mechanischer Künstler aus Thüringen“ gab. Ich nenne ihn, weil er mir zugleich in anderer Beziehung merkwürdig ist, und mir vielleicht in nicht gar ferner Zeit zu hohen Ehren verhilft. An seine Existenz nämlich knüpfte ich mein fünfzigjähriges Jubiläum als Schriftsteller. Ich muß nämlich, im Jahre 1811 denke ich, in der Vossischen Zeitung einen Aufsatz auffinden können der seine öffentlichen Produktionen betrifft; dieser rührte von mir her. Mein Vater stand, wie ich erzählt, als kritischer Mitarbeiter in Verhältnissen zu diesem Institut. Der genannte Witzmann, der seine Vorstellungen im Thiergarten, ganz in unserer Nachbarschaft, im damaligen Bertheauschen Lokal gab, hatte sich an meinen Vater gewandt, und ihn um einen Artikel über seine Produktionen in der Zeitung ersucht. Mein Vater übertrug dieses Geschäft mir, um einen Versuch mit meiner Geschicklichkeit darin zu machen. War es eine Ahnung meines künftigen Berufs, die sich dabei andeutete? Genug, ich faßte den Artikel ab, welcher mit einigen Verbesserungen, die der meinem Vater innig befreundete Prediger, Professor Catel, von dem ich später dankbar zu sprechen haben werde, als Redakteur der Zeitung machte, auch in derselben erschien. So sahe ich mich zum erstenmal gedruckt! —

Der freie Eintritt, den ich mit anderen Spielgefährten durch diese Verhältnisse zu den Vorstellungen des Herrn Witzmann hatte, brachte uns doch durch öfteres Sehen allmählig hinter das Geheimniß einiger der überraschendsten Stücke. Auch zeigte uns der Veranstalter nach dem Schluß der Vorstellung diesen und jenen Handgriff, und manches kleinere Kunststück. So erwachte die knabenhafte Lust uns als Zauberlehrlinge für dieses Fach einschreiben zu lassen. Bald sahen wir, daß es meistentheils auf gewisse Apparate mit einer geheimen Mechanik ankomme, auf Büchschen mit Doppelöffnungen, ver-

borgenen Kennzeichen, u. dgl. Wir machten auch einen Laden in Berlin ausfindig, wo dergleichen käuflich zu haben war, eine seither eingegangene und weggenommene Krambude an der langen Brücke. Auch wurden Bücher aller Art aufgetrieben, in denen wir die Taschenspielerkunst förmlich wissenschaftlich studirten.

Wie dergleichen zu gehen pflegt, kam diese Art der Unterhaltung förmlich in die Mode in unserm Schul- und Spielkreise, und einer suchte es dem andern zuvor zu thun. Mein Freund E. Ludolff war uns der überlegenste durch seinen Apparat, weil er das stärkste Taschengeld zu Beschäftigungen dieser Art verwenden konnte. Ein anderer Spielgenoß, der spätere Apotheker Lucae, hatte die meisten Kenntnisse in allen Stücken, die mittelst chemischer Hülfsmittel darzustellen waren. Ich meinestheils that mich hervor in mechanischen und Kartenkunststücken. Ich war ein ziemlich gewandter Handhaber des Spiels mit den Bechern und Kugeln, und schlug leidlich die Volte nach oben und unten. Eines Tages thaten wir uns zusammen und gaben eine gemeinsame glänzende Vorstellung vor unsern eingeladenen Aeltern und Geschwistern. Eine nicht leichte Aufgabe, da man uns gegenüber nicht so discret war, wie öffentlichen Producenten dieser Gattung, sondern uns womöglich durch Entdeckung und Enthüllung unserer Handgriffe von dem Thron unserer Zaubergeschicklichkeit zu stürzen trachtete. Jedennoch errangen wir einige Erfolge, und gingen im Ganzen ruhmgekrönt aus dem Unternehmen hervor. — Ich habe von allen diesen Uebungen so wenig behalten, daß ich bis auf einige der gekanntesten Kartenkunststücke später nichts der Art mehr wußte, als den Schlüssel zu einigen Geheimnissen der Taschenspielerei, so daß ich verhältnißmäßig noch weniger dadurch unterhalten werden kann als Andere. Doch ist mir manches Nützliche daraus entsprossen. Wigands natürliche Magie, welche Freund Lucae nach und nach zu eigen erhielt, gab uns Anlaß mancherlei chemische und physikalische,

Kenntniſſe will ich nicht gerade ſagen, aber doch Notizen zu gewinnen. Ich fand noch Anlaß mein Geſchick für Papparbeiten mehr und mehr auszubilden, da ich mir verſchiedentliche Apparate und Maſchinen ſelbſt erſann und ausführte. So z. B. eine Zaubermühle, die, durch einen ziemlich ſinnreich conſtruirten Mechanismus allerlei Hülſenfrüchte, Sämereien und dgl. verwandelte. — Auch lehrten uns die ſeltſamen Bücher die wir bei Antiquaren auftrieben mancherlei Curioſa, worunter zuweilen allerdings auch ſolche, von denen wir beſſer nichts erfahren hätten. Wie aber eines zum andern führt, ſo brachte mich auch dieſes Studium auf ein anderes, nämlich zu dem der Feuerwerkerei, indem mir zufällig ein Werk darüber bei einem Straßen-Antiquar an der Königsbrücke in die Augen fiel.

Von jeher hatte der Zauber eines Feuerwerks auf mich gewirkt. Die ſprühenden Funkengarben und Lichtkreiſe der Feuerwerkskörper betrachtete ich mit dichteriſchem Auge, und konnte mich an dem Farbenſpiel und den Lichtwirkungen, gegen den dunkeln Nachthimmel abgeſetzt, nicht erſättigen. Ich erſtand daher den grauen Papp-Quartanten für eine Anzahl Groſchen, die ich mühſam zuſammengeſpart hatte, und ging nun an das ernſte Studium der Sache. Gott iſt der Vormund der Trunkenen und Kinder, lautet das Sprüchwort. Ich kann es auch auf mich anwenden. Denn wie ich ſpäter als Artilleriſt etwas genauer mit dergleichen Gegenſtänden umgehen lernte, ſah ich erſt recht ein, welchen Gefahren ich mich und andere durch meine Art Pulver zu verarbeiten ausgeſetzt hatte! Doch brachte ich es dahin, Schwärmer, Fröſche, Kanonenſchläge und andere Feuerwerkskörper ziemlich geſchickt anzufertigen. Nur mit den Leuchtkugeln wollte es mir nicht recht gelingen. Sie ſtiegen nicht, oder erlöſchten ſofort, oder flogen ſchnell, wie geſchoſſene Kugeln durch die Lüfte, und fielen dann als eine Brandflocke

irgend wo nieder. Bis zu Raketen verſtieg ich mich natürlich nicht. —

Einige Feuerwerke, die ich meinen Bekannten und insbeſondere einigen Freundinnen und jungen Couſinen gab, deren einer ich beſonders zugethan war, geriethen zwar äußerſt ſchlecht und hätten mich, da ich ſie ohne irgend polizeiliche Erlaubniß ohne Umſtände auf irgend eine Weiſe vor dem Thor am Unterbaum und am Schaafgraben abbrannte, in große Verantwortlichkeit bringen können, allein es ging doch Alles ohne Schaden ab, und ich gewann den Vortheil eines romantiſchen Spazierganges bei nächtlicher Weile mit den jungen Freundinnen, der mir viel mehr galt, als der Feuerwerker-Ruhm, den ich dabei ſo ziemlich — verlor!

Die mancherlei phyſikaliſchen und chemiſchen Excurſionen, die das Studium der natürlichen Magie und der Feuerwerkerei veranlaßt hatte, verlockten mich noch auf ein anderes Gebiet, das mir wohl hätte förderlicher werden können, als alle übrigen, auf die Luſt Mineralien zu ſammeln. Den weſentlichſten Anſtoß dazu gab jedoch ein Mann, deſſen Name wenigſtens noch heut von allen Bewohnern Berlins genau gekannt iſt, der Profeſſor Wadzek, Lehrer der Phyſik, am Cadettencorps (Stifter der Wadzekanſtalt). Dieſer hatte phyſikaliſche Collegien mit Experimenten für Kinder angeſetzt; ich beſuchte dieſelben Sonnabends Nachmittags. Wie ſehr auch der Zuſchnitt der Wiſſenſchaft in dieſen Lehrſtunden für die kindiſche Faſſungskraft eingerichtet war, dennoch gewährte ſie mir und vielen Andern entſchieden einen ſehr praktiſchen Nutzen, deſſen ich mir noch in ſpäteren Jahren bewußt geblieben bin. Wir lernten, da beſtändig experimentirt wurde, eine Menge von Geräthſchaften, Apparaten, Stoffen u. ſ. w. durch die That kennen. Luftpumpen, Elektriſirmaſchinen, kleine chemiſche Oefen, Schmelztiegel, und die Objekte, die damit verarbeitet wurden. Die

Grundgeſetze der Natur-Erſcheinungen wurden uns klar durch die Anſchauung, wenn auch das Band wiſſenſchaftlichen Zuſammenhangs fehlte. Wir ſahen wie man experimentirte, mit Säuren, Salzen, Retorten u. ſ. w. umging. Alles das prägte ſich ſo feſt ein, daß ich, von dieſem Unterricht her, doch immer einigermaßen in phyſikaliſchen Dingen orientirt geblieben bin, und ſpäteren ſtreng wiſſenſchaftlichen Vorträgen um ſo viel leichter folgte, als Jemand, der eine Sprache durch die Gewohnheit einigermaßen kennen gelernt hat, der Grammatik derſelben Herr wird. — Profeſſor Wadzek, der ſeine Vortheile aller Art aus dieſen Lehrſtunden zu ziehen ſuchte, hatte uns mit einer Menge von hübſchen Mineralien (ich unterſtreiche das Wort abſichtlich, weil der Kindermaaßſtab für den Werth gerade daher genommen wird) bekannt gemacht, von denen er uns Duplicate käuflich überließ. Wir legten Sammlungen an, wetteiferten mit Handeln unter einander, und ſo lebhaft, daß der Mineralienhandel zuletzt ein förmliches Geſchäft für Einige unter uns wurde. Auch davon iſt mir Manches hängen geblieben, und hat mir ſpäter doch wenigſtens zu einigen Anhaltspunkten dienen können, um mich zu orientiren. —

Die letzte endlich der nützlichen Jugend-Ergötzungen, die ich erwähnen will, war das Erlernen der Tiſchlerei. Als Chemiker, Mechaniker, Buchbinder, Feuerwerker (auch Zinngießer, da ich mir viele Soldaten goß) war ich ſchon aufgetreten; eine Tiſchlerbank, die einer meiner Freunde (der jetzt ſo berühmte Maler Eduard Magnus) beſaß, hatte mich ſehr gereizt, auch dieſe Beſchäftigung zu verſuchen. Ich machte endlich einen für meine Vermögensverhältniſſe kühnen Ankauf einer kleinen Hobelbank von einem anderen Mitſchüler, und wollte nun alles Ernſtes ans Arbeiten gehn. Da meinen Aeltern dieſe Beſchäftigung nützlich in mancher Beziehung erſchien, wurde ich nebſt meinem Vetter Häring zu einem Tiſchler förmlich in Unterricht

gebracht; wir tiſchlerten einige Monate hindurch in den Nachmittagen der Mittwoche und Sonnabende ganz eifrig, und brachten ſogar, freilich mit weſentlicher Hülfe des Lehrers, das Kunſtwerk eines kleinen Tiſches zu Stande, den wir meiner Tante, der Mutter Härings, zum Geburtstag ſchenkten, und der lange unſer Stolz war. Ich habe zwar nach dieſer Zeit faſt gar nichts mehr von ſolcher Arbeit gefertigt, denn da ich ſie einigermaßen erlernt hatte, erkannte ich meine Hobelbank als ganz unpraktiſch, weil dieſelbe viel zu klein war, um wirklich etwas darauf arbeiten zu können. Indeſſen habe ich doch gewiſſermaßen das Einmaleins des Handwerks erworben. Ich hatte die verſchiedenen Werkzeuge und ihren Gebrauch kennen gelernt, die mancherlei Gattungen der Hobel, Bohrer, Sägen u. ſ. w. und in der Anfertigung des einen Stücks, war mir der, wenn ich ſo ſagen darf, Grundriß für die verwickeltſten Aufgaben klar geworden.

Ohne es für nöthig oder heilſam, ja nur für erlaubt zu halten, Alles vor die Oeffentlichkeit zu ſtellen, was auch das jugendliche Alter an Fehltritten und Verirrungen verſchuldet, darf ich doch von Einigem ſprechen, was theils die Zeit, theils meine beſondere Entwicklung charakteriſirt. Meine leichtſinnigen Feuerwerks-Veranſtaltungen gehören ſchon in dieſe Kategorie. Verwandt damit waren die unvorſichtigen Spiele mit Pulver und Feuergewehren, wozu die kriegeriſche Zeit mit verführte. Mein vielgenannter Freund, E. Ludolff, ging darin, weil ihm mehr Mittel zu Gebot ſtanden, noch weiter als ich. Die Unvorſichtigkeit beſtrafte ſich aber hart. Eines Tages machte er ſich das gefährliche Vergnügen, einzelne kleine Quantitäten Pulver in die Flammen des Heerdes zu werfen, um das Aufblitzen zu ſehen. Er hielt dabei, faſt unglaublich, unvorſichtiger Weiſe die Düte mit Pulver, aus der er die einzelnen Doſen nahm, in der linken Hand. Ein aufſprühender Funke flog

hinein. Die anſehnliche Quantität explodirte und flog ihm zum größten Theil ins Geſicht. — Bei dem Vorfall ſelbſt war ich nicht zugegen, aber die Nachricht davon wurde mir alsbald kund gethan. Natürlich eilte ich, überdies noch von meiner Mutter dazu gedrängt, ſogleich zu ihm, um zu ſehen, wie er ſich befände. Ich fand ihn in einem Zuſtande der mir einen gewaltigen Schrecken einflößte. Das ganze Geſicht war verbrannt, und ſo verſchroben, daß er ganz unkenntlich geweſen wäre; an einigen Stellen ſchwarz von eingeſprengten Pulverkörnern, an anderen blutig eiternd. Die Augen waren ganz geſchloſſen und verquollen. Glücklicherweiſe waren ſie ſelbſt unverletzt geblieben, und der Arzt hatte auch ſchon die beruhigende Erklärung gegeben, daß keine Gefahr für dieſelben vorhanden zu ſein ſcheine. Allein die Leiden des Kranken waren ſehr groß. Das Geſicht mußte beſtändig mit in Oel getränkter Leinwand bedeckt werden, und noch andere ununterbrochene Pflege war nöthig. Ich kann es mir gar nicht zum Verdienſt anrechnen, daß ich mich dieſer Pflege und der Unterhaltung des Kranken durch Vorleſen ſo viel unterzog, als es nur irgend meine Muße geſtattete. Denn ich fühlte mich, wie ich ſchon erwähnt, damals bereits etwas aus ſeiner Neigung verdrängt, und jeder Anlaß mir dieſelbe zu erhalten war mir willkommen. Auch weilte ich überaus gern in dem Hauſe ſeiner Aeltern, das durch die viel reichere Einrichtung aller Verhältniſſe ſtets eine große Bedeutung für mich hatte, und meinem kleinen eitlen Lebenstraum mancherlei Nahrung gab. Daß dennoch der ganzen Auffaſſung eine beſſere Seite meines Innern zum Grunde lag, eben die Liebe zum Freunde, ergiebt ſich von ſelbſt. Mir war in der ganzen Zeit ſo wohl, mein Herz ſo befriedigt, daß ich den Unfall als einen Glücksfall für mich betrachten konnte. — Und um ſo mehr, als ſich mir wirklich die Geſinnung des Freundes darnach wieder ſehr warm zuwandte, und er bei einer ſpäteren

Gelegenheit, als ich unbedeutend erkrankte, seinerseits alles Mögliche that, um mir zu zeigen, wie gern er meinen Liebesdienst vergelten möchte. — Schöne, reine Verhältnisse der Jugendlichkeit!

Ich hatte mir ein Schießgewehr erstanden, einen sogenannten Muskedonner, bei welchem der Lauf sich vorn trichterförmig öffnet. Das alte unbrauchbare Ding war mein Stolz und mein Glück. Allein ich hätte verdient, daß man es gleich den ersten Tag in's Feuer geworfen hätte, so unvorsichtig ging ich damit um. In meiner Feuerwerkswerkstätte verfertigte ich Schwärmer, lud diese in das Gewehr und schoß sie, in der Hoffnung sie würden sich dadurch entzünden, in die Luft, um sie als feurige Meteore durch den Himmel ziehen zu sehen. Und dies that ich aus den Fenstern meines Zimmers mitten in der Stadt! Zum Glück mißlang das Experiment, wie es nicht anders sein konnte. Die Pappröhren flogen als kalte Körper heraus, und fielen, der Himmel weiß wohin. Doch noch heut faßt mich ein wahrhafter Schrecken, wenn ich bedenke, welch ein unermeßliches Unheil aus dieser wahnwitzigen Lustbarkeit entstehen konnte!

Sehr dienlich, zur Bestrafung meines unverantwortlichen Leichtsinns war mir daher folgendes Ereigniß. Eines Sonntags war ich mit mehreren meiner Freunde und Schulkameraden hinausgegangen vor das Oranienburger-Thor, um Alle an dem unschätzbaren Glück, ein Schießgewehr zu gebrauchen, Theil nehmen zu lassen. Wir richteten unsern Spaziergang nach dem sogenannten Schießberge, einer sandigen, mit Kiefern bewachsenen Anhöhe, in der Kette der Rehberge, die jetzt ganz umgestaltet, halb verschwunden ist, damals aber der bedeutendste Höhepunkt war, und eine weite Umsicht gewährte. Später machte ich ihre genaue Bekanntschaft, da sie den Kugelfang für die Uebungen der Artillerie bildete. Auf der

Spitze derſelben angelangt, die ich wegen des weiten Blickes über Feld und Wald ſehr liebte, wie ich denn überhaupt meine Spaziergänge gern in dieſe Gegend richtete*), luden wir den Muskedonner, und ſchoſſen ihn abwechſelnd, damit Jeder das unbeſchreibliche Vergnügen genießen möchte, ab. Doch nicht blind, oder etwa mit einer Kugel geladen, ſondern mit einem den Lauf ſo ziemlich füllenden Eichenſtock, den wir damit zu unglaublicher Höhe in die Lüfte zu treiben hofften. Für Andere war dieſe Schießübung in der Einſamkeit jener Gegend ziemlich ungefährlich; für uns ſelbſt aber lächerlich und gefährlich zugleich. Das erſtere deshalb weil der Stock nur ſo hoch flog, als wir ihn bequem hätten werfen können, indem wir gar nicht einmal bedachten, daß, um ihn höher zu treiben, er feſt eingeklemmt ſein mußte. Die Gefahr lag aber darin, daß, wenn wir auf dieſen Gedanken gekommen wären, das Gewehr muthmaßlich geſprungen ſein würde, und ſo den Abfeuernden ſammt den Umſtehenden ſchwer verletzen konnte. Um die Jagdgeſetze, die uns bei namhafter Strafe verboten, auf königlichem oder überhaupt fremdem Revier nur mit Schießgewehr zu erſcheinen, vollends dergleichen Uebungen anzuſtellen, hatten wir uns gar nicht gekümmert. Wir ſahen es daher

*) Der Wald erſtreckte ſich in jener Zeit bis dahin; die Höhen der Rehberge, die im Jahr 1848 ſo berüchtigt wurden, lagen mit alten, einzeln ſtehenden Fichten bedeckt, am Eingang der Jungfernheide und Tegeler Forſt. Hier herrſchte ſchon die tiefſte Einſamkeit; von ſtädtiſchem Verkehren war nicht das mindeſte zu bemerken. Mit Ausnahme von zwei oder drei Häuſern, war von dort bis zu der Panke Alles Feld, oder zum Theil ganz ödes Land, Bruch, Moor, Haidekraut. Selbſt zwiſchen der Panke und Berlin ſtanden nur wenige Häuſer; Gartenzäune und leere Feldſtrecken wechſelten mit einander. Mit dem Fichtenwalde und den Höhen begann die tiefſte Stille der Wildniß, die ich noch heut ſo liebe, und die ſchon den Knaben ſo anzog.

ganz ſorglos mit an, daß, nachdem wir etwa eine Stunde dieſes kindiſche Spiel getrieben hatten, ein Mann im grünen Oberrock quer über Feld, eilig auf unſern Berg zuſchritt, und ihn ſo ſogar hinanſtieg. Ohne ſeiner zu achten, that ich abermals einen Schuß. Da ſtand er mit der im ernſthafteſten Ton geſprochenen Frage vor mir, was mich berechtige hier zu ſchießen? Ich glaubte im knabenhaften Trotz ihm darüber gar keine Rechenſchaft geben zu dürfen; allein er machte wenig Umſtände, und entwand mir das Gewehr, das ich zwar anfangs feſthielt, und eine Zeitlang mit ihm rang (ſchon um meine Tapferkeit vor den Kameraden zu zeigen) aber endlich doch aufgeben mußte. Nun aber war unſere Beſtürzung groß. Der Verluſt dieſes Schatzes ſchien Allen ein großer, und ſie empfanden ihn in meiner Seele mit. Es wurde lange berathen, endlich beſchloſſen, daß ich mich an den Pächter der Jagd dort draußen Geh. Rath P.... in Berlin wenden ſollte, um das koſtbare Gewehr zurückzuerhalten! Der Gang wurde mir ſchwer, indeß ich that ihn doch, wurde aber, und mit gutem Recht, ſehr übel empfangen. Der Jagdbeſitzer machte mir vollkommen begründeterweiſe Vorwürfe über das Thörichte und Vorwitzige dieſes Schießens und die Benutzung eines Schießgewehrs überhaupt durch ſo unerfahrne Hand. Indeß ſtellte er mir frei, mit dem Förſter in Güte zu unterhandeln. Die Sache endete denn damit, daß ich mein abgepfändetes Gewehr mit zwei Thalern wieder einlöſte, welche kameradſchaftlicherweiſe von uns Allen, die wir an dem Vergnügen Theil genommen, aufgebracht wurden; in dieſem Sinne faßten wir das Ereigniß als gemeinſames Unglück auf.

Die Zeit forderte zur körperlichen Ausbildung dringend heraus. Ich war darin nie der letzte, wie wohl ich, aus einem eigenen Hang zu freier Körperübung nie recht ein Anhänger des Turnens geweſen bin. Allein ich war ein guter Schlittſchuh-

läufer, Schwimmer, und bis auf einen Gefährten, der mich beſiegte, der beſte Stelzenläufer in meiner ganzen Kameradſchaft, und ich darf ſagen, ich habe nie einen beſſeren angetroffen, wenn ich die Männer vom Handwerk ausnehme. — Selbſt die ſolideſte körperliche Kunſt, das Schwimmen, iſt mit einer bedauerlichen Rückerinnerung für mich verknüpft. Es verbindet ſich nämlich mit einem ſtrafbaren Ungehorſam gegen die Befehle meines Vaters, der mir verboten hatte, allein zu baden, was ich um ſo leichter hätte halten können, da er mich ſehr häufig zum Baden begleitete. Allein ich benutzte die vermeintliche Sicherheit ſeines Nachmittagſchlafes, um mich aus unſerer Thiergartenwohnung durch den Garten hinaus auf den Landwehrgraben, vulgo Schaafgraben genannt, zu ſtehlen, der, da jener Zeit noch keine Grabenſtraße exiſtirte, an verſchiedenen Stellen zum Baden benutzt wurde. Dort nun verſuchte ich mich heimlich im Schwimmen, und erlernte es glücklich, ohne Unterricht. Da ich aber auch auf gleiche Weiſe das Waſſerfahren verſuchte, und dabei ertappt wurde, erhielt ich mit Recht eine nachdrückliche Beſtrafung. —

Wie ich mit meinen Thiergartengenoſſen noch manchen andern Unfug, — anders iſt die Sache nicht zu bezeichnen, — ausgeübt: wie wir manchen verwegenen Raubzug gegen Obſtbäume und Obſtkammern gemacht, — eine Obſtverkäuferin ſchwer geneckt, dadurch, daß wir an die Gartenklingel nach bekannter Weiſe einen Knochen mit etwas Fleiſch banden, der unbemerkbar hinterm Zaun hing, und ſo jeden Hund zum Anklingeln verleitete, — wie wir Abends neben einer etwas berüchtigten Tabagie, aus der die Gäſte nicht ſelten ein wenig zu Haus taumelten, ſtatt ehrenfeſt zu gehen, Bindfaden quer über den Weg gezogen, den wir hinterm Gartenzaun feſt angeſpannt in der Hand hielten, bis eine Gruppe darüber hin, in den naſſen Raſen fiel, und dann arglos, da wir ſofort die

Fäden losließen, der Urſach des Stolperns nachſpürten, — das Alles will ich nicht ſpeziell erzählen, ſondern nur ſummariſch erwähnen, um zu zeigen, daß ich auch nach dieſer Richtung nicht beſſer war, als Andere, ſondern eher ſchlimmer. Allein nicht der Thiergarten allein war Zeuge ſolcher Genie-Thaten. Es gehörten, ich muß es leider bekennen, und hoffe die Sitten haben ſich darin jetzt gebeſſert, zu unſeren ganz organiſirten Beluſtigungen ſelbſt in der Stadt, dergleichen Streiche auszuüben. Wir durchſchwärmten dabei die halbe Stadt, pochten mit Stöcken an die Fenſterladen, liefen muthwillig durch die jener Zeit ſehr üblichen Eckläden, ohne etwas zu kaufen, und beide Thüren, zum Aerger der Verkäufer weit offen laſſend, — und Aehnliches mehr. Im Allgemeinen war indeſſen darin nur ein knabenhaftes Streben nach Kühnheit ausgeprägt, und, ſelbſt bei Unternehmungen gegen das Eigenthum — die wie ich nicht verſchweigen will, gleichfalls vorkamen — war es das ſpartaniſche Prinzip kecker Luſt, das wir realiſirten, nicht der Beſitz, der uns reizte. Denn wir raubten, was wir zu Haus im Ueberfluß, wenigſtens zur Genüge hatten. — Aus alle dem mag man abnehmen, daß der Verfaſſer dieſer Blätter ſeiner Zeit ein ſo vollſtändiger Berliner Gaſſenjunge geweſen iſt, als irgend einer. Aber er ſieht mit einigem Troſt manchen mit Orden und Sternen geſchmückten hohen Staatsmann im Civil und Militair, manchen Geheimerath und gelehrten Profeſſor, von jenen alten Schulkameraden, der, wenn er ehrlich ſein will, daſſelbe von ſich bekennen muß.

Vierzehntes Kapitel.

Oeffentliche Verhältniſſe. — Verfahren im Gymnaſium. — Turnweſen. — Schills Unternehmung. — Einrücken der Franzoſen. — Meine Schweſter iſt nach Breslau gegangen. Mein Vater eben dahin und nach Venedig.

In dem Vorigen habe ich einige heitere, ja muthwillige Kapitel aus meinem Leben geſchrieben. Jetzt habe ich in mannichfacher Beziehung ſehr Ernſtes zu ſchreiben. Denn die öffentlichen Verhältniſſe jener Periode, die zwiſchen dem Tilſiter Frieden und dem zweiten Pariſer liegen, waren der ernſteſten Art in ganz Europa, und ihr Einfluß ſo mächtig, daß er in das Innerſte jeder Familie, jedes Herzens eindrang.

Bis zum Jahre 1812 ſtand Preußen mehr als Zuſchauer der welterſchütternden Ereigniſſe da. Es waren beſonders der Krieg mit Oeſterreich, Tyrols Heldenkampf und in einer etwas größeren Ferne die furchtbaren Anſtrengungen Spaniens, die die Gemüther erfüllten, denen manche Thräne der Theilnahme und Bewunderung floß. Der Geiſt des Unterrichts in den Gymnaſien ſchloß ſich den Stimmungen an. Unter den Lehrern des Werderſchen Gymnaſiums war es vorzüglich Spilleke, der die Gemüther der Jugend zu begeiſtern trachtete, indem er durch den Glanz, die Hoheit, womit er die Heroen deutſcher Geſchichte, die ſtrahlenden Größen des Kaiſerthums zu erleuchten ſuchte, die Vaterlandsliebe entflammte. Sie durchglühte heilig unſere Bruſt, und dadurch ſchlug von ſelbſt die Flamme des Haſſes gegen die Unterdrücker des Vaterlandes empor. Eine öffentliche Einrichtung widmete ſich dieſer Richtung ganz ausſchließlich; es war die des Turnplatzes. Zufällig habe ich mit zu den erſten Knaben gehört, die nicht nur an den Uebungen daſelbſt, ſondern ſogar an den Vorübungen Theil nahmen, welche noch ein Jahr vor der Eröffnung für alle Gymnaſien fielen. Eines Tages hatte ich

mit meinem Vater einen Spaziergang in die Haſenheide gemacht. Wir trafen dort eine Schaar junger Leute, vielleicht zwanzig oder dreißig, die ſich unter einem älteren Führer, einem kräftigen, freundlichen Manne, im Werfen eines an der Spitze mit Blei beſchwerten Stockes nach einem Ziel übten. Wir ſchauten zu; der Führer der jungen Leute trat freundlich auf mich zu, und fragte, ob ich auch einen Verſuch machen wolle? Ich that es, er fiel glücklich aus und ich gewann mir ſeinen Lobſpruch. Das war meine erſte Begegnung mit dem ſpäter ſo berühmten, ſeltſamen, aber hoch ehrenwerthen Jahn; damals noch ein ganz ungekannter Mann. Ich theilte die Uebungen und Spiele des Nachmittags noch ferner, machte ſpäter auch das nachmals ſo beliebt und unter der Jugend Berlins berühmt gewordene Spiel „Räuber und Wanderer" mit, und verlebte ſo einen ungemein beglückenden Nachmittag. Mein Vater dankte, als der Abend uns endlich herein nöthigte, dem Leiter unſerer Uebungen und Freuden, Ludwig Jahn herzlichſt, und ich erhielt Erlaubniß öfters wieder zu kommen. Es geſchah noch einige male, aber doch nicht ſehr häufig.

Erſt im Sommer darauf wurde der Turnplatz zu einer allgemeinen öffentlichen Einrichtung; in den Gymnaſien geſchah die Aufforderung zur Theilnahme, und es geſtaltete ſich nun im Großen, was ich in der Vorbereitung kennen gelernt. Ich beſuchte den Turnplatz recht gern, aber ſtellte ihn doch nicht ſo in den Vorgrund wie viele meiner Mitſchüler. Es läßt ſich nicht abläugnen, daß die ſtrengen Turner eine gewiſſe Tyrannei zum Princip erheben, daß ſie, ſtatt den Uebungen den Charakter jugendlich zwangloſer Freude und Friſche zu erhalten, ſie zu dem Ernſt, der Strenge, ja gewiſſermaßen dem Joch einer Art gymnaſtiſchen Ordensregel umgeſtalten wollten. Es bildete ſich ſo gewiſſermaßen die Carrica-

tur eines Deutſch-Spartanerthums heraus; und dieſe Ueberſchreitung des Maaßes, die ſich ſpäter auch in anderen politiſchen Richtungen geltend machte, war es, der ich widerſtrebte. Ich fühlte, daß man tüchtig, gewandt, feurig, muthig ſein könne, ohne eine Art von gymnaſtiſchem Trappiſtenthum anzunehmen. Auch zeigte ſich's ſpäter, daß der Turner der ſtrengſten Ordensregel zuletzt doch nicht beſſer Hunger und Durſt im Felde ertrug, noch tapferer ins Feuer ging, als die anderen Jünglinge, die mitten aus den feineren Gewohnheiten und Annehmlichkeiten des Lebens, denen ſie nicht mit ſtoiſcher Prahlſucht ohne Noth entſagen wollten, die rauhen Pfade des Kriegslebens betraten. So wollte auch ich Turner mit atheniſcher Freiheit und Urbanität ſein, nicht unter eiſernen lykurgiſchen Geſetzen; wie ich denn überhaupt den Athenern ſtets den Vorrang vor den Lacedämoniern gab. — Doch mußte ich von dem Geiſt des Ganzen natürlich mit durchdrungen werden.

Auf dem Turnplatze wagte ſich ſchon freier heraus, was in den Gymnaſien nur angedeutet werden konnte. Wir wurden hier geradehin zu Haſſern der Franzoſen erzogen. Das Wort „Franzoſe“ war ein ſchmachvoller Schimpfname. Ja, Hund und Franzoſe waren in den ſtärkſten Epochen der Erbitterung gleichbedeutende Schimpfbezeichnungen auf dem Turnplatz. Wer dort ein Stück Kuchen kaufte oder aß, dem wurde es — es war ein Turner-Recht — ohne Weiteres von dem erſten beſten Mitturner aus der Hand in den Sand geſchlagen mit dem einfachen Wort: „Franzoſe!“ Ich haßte dieſe Uebertreibungen; doch ſie ſind nicht unwichtig als Symptome des Geiſtes, der in dem Inſtitut waltete, und ihr Zuweitgehen hindert nicht, daß Urſprung und Ziel tüchtigſter, ehrenwertheſter Art waren.

Auch bleiben das Alles Einzelheiten des Turnplatzes. Seine Freuden und Erhebungen im Ganzen verkürzten ſich

darum, für mich wenigſtens, nicht wahrnehmbar. Wir jubelten und jauchzten im freudigſten jugendlichen Muth und Uebermuth auf dem Turnplatz. Die großen gemeinſamen Uebungen, z. B. die Dauerläufe, wo man in einer auf dem Raſen bezeichneten Bahn in Geſtalt einer Acht oder Doppel-Acht hinter einander mit in die Seite geſtemmten Armen, mäßig, aber doch ziemlich raſch zu Viertel-, halben, ja ganzen Stunden lief, waren in der That abhärtend. Ich habe ſpäter, als Soldat, öfter Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß ich in dergleichen Dingen ausdauernder war, als ſelbſt ſtarke Männer. Einzelne Leiſtungen erfüllten uns mit knabenhafter Bewunderung, z. B. das Hinanklettern des großen Maſtes, den ich kaum bis zu einem Drittheil ſeiner Höhe hinaufkam; eine Uebung, in der ich ſpäter ſelbſt die berühmten Gamins von Paris bei dem Preisklettern in den elyſeiſchen Feldern ſchwach fand, gegen unſere Hauptturner. Ferner waren der Rieſenſprung über das große hölzerne Pferd, der Todtenſprung, wobei man frei vom Boden aufſpringend hoch in der Luft überſchlug, das Hinabſpringen von den ſteilen Rändern der Lehmgruben auf der Oſtſeite der Rollberge, (was Einige mit einer Kühnheit trieben, die mich noch jetzt in Erſtaunen ſetzt, da die Höhe doch gegen dreißig Fuß betrug, und der Boden unten keineswegs ein tiefer, weicher Sandboden war,) in der That außerordentliche Dinge. Einem Ungeſchickten konnte ein ſolcher Sprung beide Füße koſten. — Die Bewunderung der körperlichen Kraft, die der Jugend ſo eigen und natürlich iſt, wie der Jugend der Nationen, wurde auch damals auf literariſchem Wege gepflegt. Wie in den homeriſchen Helden, ſo wurde von uns in denen der Fouquéſchen Romane, und in den von ihm und Anderen bearbeiteten nordiſchen Mythen, auch in Abbildungen ſelbſt, die Körperkraft der Helden mit Begeiſterung erwähnt, und das Gemüth des Knaben war ſtets da-

mit beſchäftigt. Dies Alles aber hatte auch ſeine politiſche Wurzel, ſeinen politiſchen Hintergrund; denn im Geiſte ſahen wir uns ſtets als die Bekämpfer der Franzoſen und wir erglühten von der Hoffnung, daß in unſern bewunderten Helden des Turnplatzes die Bezwinger des Weltbezwingers aufwuchſen!

Mit welchem Gefühl in ſolcher Erregung, wo das Feuer der Vaterlandsliebe und der Jugend in wetteifernden Doppelflammen emporſchlug, Thaten wie z. B. die Schill's uns durchdrangen, das bleibt unter jeder Schilderung. Mit der Lebendigkeit des Geſtern ſteht der Tag vor meiner Seele, wo wir erzählen hörten, der berühmte Schill ſei über Nacht mit ſeinen tapfern Huſaren ausgezogen, um auf eigene Hand den Krieg mit den Franzoſen zu beginnen! Es war ein Frohlocken in unſerer jungen Seele, das uns die heißen Freudenthränen ins Auge trieb. Wo ſich Schill zuvor nur irgend blicken ließ, war die Schaar der Knaben hinter ihm; ſie ſammelten ſich vor ſeinen Fenſtern, ſie umdrängten die Eingänge der öffentlichen Orte, wo man erfuhr, er werde einen ſolchen beſuchen. Wir bewunderten den Muth und beneideten das Glück eines Knaben, der ſich das Herz gefaßt hatte, zu dem Gefeierten zu gehn, und ihn um einen Abdruck ſeines Wappens für ſeine Sammlung zu bitten, und die Schill auf das freundlichſte aufgenommen und die Bitte fünffach erfüllt hatte! — Begreiflicherweiſe war alſo der Auszug dieſes gefeierten Helden zum Kampfe eine That, die mit elektriſchen Flammen durch die jugendliche Bruſt zuckte. Wir glaubten, jetzt ſei der Augenblick des allgemeinen Kampfes da, nun müſſe die Flamme ausbrechen, all überall durch das ganze Vaterland! Der Tag war noch nicht da; es waren noch harte Jahre zu überſtehen! Wir aber „träumten" wie der gährende Wein in Novalis Liede „nur von Feſten und Siegen," und waren ungeduldig, daß nicht ſchon am anderen, am dritten Tage wenigſtens, die Kunde von

einer großen Schlacht anlangte, die der Held mit seinen kühnen Reitern geschlagen und gewonnen! — Es kam anders! Doch die junge Brust wehrte mit dem Muth des Glaubens und Hoffens jede Unglückskunde ab. Nichts wurde geglaubt, als daß sich der Held durchgeschlagen habe mitten durch die Feinde, daß die Nachricht von seinem Tode nur Lüge und Erfindung der Franzosen sei, und daß er bald wieder auferstehen werde aus dem Dunkel kluger Verborgenheit, um aufs Neue seine blitzende Klinge gegen den Feind des Vaterlandes zu schwingen.

Unter solchen Gefühlen, die in dem ganzen Volke der Preußen lebten, nahete das Jahr 1812! Die politischen Kombinationen und Verwickelungen entgingen natürlich dem Auge und Gedanken eines Knaben ganz und gar. Allein wohl darf man hier sagen, daß das kindliche Auge die Wahrheit schaut, wie die kindliche Lippe sie spricht. Wir empfanden, als im März jenes verhängnißvollen Jahres die Truppen des Kaisers als unsere Verbündeten in Berlin einrückten, nicht anders als sechs Jahre zuvor. Die Feinde waren da; der Schmerz, der Haß der vergangenen Jahre blieben ganz die alten.

Im März rückten die Franzosen fünf und zwanzigtausend Mann, wie das Gerücht wohl übertreibend sagte, am nämlichen Tage in die Hauptstadt ein. Ansehnlich muß die Zahl gewesen sein, da meines Vaters Haus eine solche Menge dieser Gäste erhielt, daß wir ihnen die Hälfte unserer Wohnung im Vorderhause einräumen mußten. Mit Erbitterung sah ich unser Wohnzimmer, einen hellen behaglichen Saal von vier Fenstern, der fast die Hälfte des Stockwerks einnahm, von Soldaten besetzt, Matratzen und Stroh auf dem Fußteppich ausgebreitet, zwischen und über den Kupferstichen an den Wänden Patrontaschen und Seitengewehre aufgehangen, den schwarzen Ausguß vom Putzen der Gewehre schmutzig über den Fuß-

boden verbreitet. Die Zimmer, die ſonſt ſo wohnlich, zierlich waren, hatten plötzlich das unrüſtigſte kaſernenartige Anſehen gewonnen, ich empfand es tief, wie arg die Unbill, der Druck ſei, der den friedlichen Beſitzer ſo rückſichtslos von der gewohnten lieben Stätte ſeines täglichen Thuns und Verkehrs verjage, den geheiligten Altar der Häuslichkeit umſtürze. Die Durchmärſche dauerten fort; von dem Kriege erfuhren wir wenig. Dazu kam, daß uns in unſerm nächſten Familienkreiſe in jener Zeit einige andere Ereigniſſe lebhaft beſchäftigten. Eine meiner Schweſtern, Caroline, mit einer ſchönen Sopranſtimme begabt, war zur Bühne gegangen, und hatte ihre Laufbahn in Breslau angetreten. Da meine Mutter und jüngſte Schweſter ſie dorthin begleiteten, war dadurch unſer häusliches Verhältniß auf die eingreifendſte Weiſe verändert. Nach dreivierteljähriger Abweſenheit kehrte meine Mutter zurück, allein bald darauf unternahm mein Vater eine für jene Zeit große Reiſe, nach Wien, Steiermark und Oberitalien, die ihn gleichfalls, wie die damaligen Verbindungsmittel und Wege beſchaffen waren, mehrere Monate vom Hauſe entfernt hielt. So beſchloß ſich nun das Jahr 1812 mit einem mir ſo lebhaften Eindruck. Die ungeheuren Wendungen, die mir daſſelbe von jetzt an bringen ſollte, mögen dem folgenden Abſchnitt aufbewahrt bleiben. —

Dritter Abſchnitt.

Funfzehntes Kapitel.

Einzug der Franzoſen in Moskau. — Moskau in Flammen. — Eintreffen der Ueberreſte. — Erſte Kunde von den Ereigniſſen. — Geſinnung gegen die unglücklichen Rückkehrenden. — Aufruf am 3. Februar. (Vergleich von 1813 und 1848.) — Wirkung in den Schulen.

Die erſte Thatſache, die wieder mit ihrer ganzen weltgeſchichtlichen Macht in meine Seele eindrang, war der Einzug der Franzoſen in Moskau, von dem die Siegeskunde den gleich darauf folgenden Nachrichten von dem Brande, jener furchtbaren Wendung des Geſchicks, anfänglich einzeln voranging.

Dieſer Einzug in die alte, faſt mehr im Gebiet der Sage und des Wunders, als in dem der Geſchichte und der Wirklichkeit liegenden berühmten Czaarenſtadt, erfüllte die Gemüther mit einem vor Grauen und Schmerz durchzitterten Staunen. Was ſollte jetzt dem unwiderſtehlichen Genius des Kaiſers noch unerreichbar ſein? Er hatte nun, allen Hinderniſſen der Natur Trotz bietend, umgekehrt wie die Schaaren der Völkerwanderung, den eiſernen Strom ſeiner Heere durch ganz Europa bis zu den wilden, unwirthbaren Grenzen Aſiens geführt! Der einzige Thron des europäiſchen Feſtlandes, der noch feſt ſtand in den Sturmwogen des Jahrhunderts, ſchien geſtürzt, das größte Reich der Welt zertrümmert! Was ſollte

nun noch ſeinem Willen unmöglich ſein, ſeinem Gebot unerreichbar? Der Kreml war die Stufe zum Thron von St. James, dem einzigen noch unberührten Europas! Es war die Weghälfte bis dahin zurück gelegt, denn über den Ganges ſollten die Brücken geſchlagen werden zur Themſe, und der, welcher am Nil in die Fußtapfen Alexanders getreten war, durfte auch ſeinen Zügen nach Indien folgen. Das waren die Plane des Kaiſers! Und was konnte ihn jetzt noch hindern ſie zu vollführen? —

In ſolchem Sinn wurde die Kunde von dem Einzug in Moskau empfunden. Mit grauender Bewunderung ſtaunte man zu den ſchwindelnden Höhengipfeln hinauf, auf denen der Alles Unternehmende ſtand.

Doch eben als die goldprangenden Ernten maaßloſer Ueberhebung in vollſter Reife ſtrotzten, blitzte aus verſchleiertem Dunkel der Zukunft die Sichel der Vergeltung, drohend gehoben um die Saaten des Uebermuths zu fällen.

Die nächſten Tage gaben ahnungsvolle Kunde davon. Moskau ſtand in Flammen! Des Feuers furchtbares Element verzehrte den Triumphſitz des Siegers! Im Anfang empfing man die Nachricht mit ungläubigem Zweifel überhaupt, dann mit unſicherm Urtheil, von welcher Hand das Ungeheure ausgegangen! Hatte leichtſinniger Frevel des Eroberers, hatte ſchauervolle Großthat der Verzweiflung die Flamme entzündet? War es barbariſche Wildheit, die in roher Wuth der Rache die Brandfackel geſchwungen hatte? War es entſetzenvoller Zufall oder grauſenvoll waltendes Verhängniß? Niemand kam zur Klarheit darüber. Nur das eine Gefühl, das ſelbſt die Seele des Knaben durchſchauerte, trug jeder in ſich, es war etwas Ungeheures, Unermeßliches geſchehen. Eine That der Geſchichte, wie ſie noch nirgend auf ihren Tafeln verzeichnet ſtand. Eine dunkle Ahnung der Nemeſis durchzuckte jegliche Bruſt.

Noch heut haben ſich nicht alle Räthſel gelöſt, die jenes furchtbare Ereigniß mit geheimnißvollem Verderben umſchleierten. Bewußt war ſich jeder nur der aufſtürmenden Brandung, die es in der Bruſt erregte; wohin die Gewalt der Wogen treiben werde, ließ ſich nicht ermeſſen.

Es dauerte im Verhältniß der Ereigniſſe lange, bis die Thatſachen die angeſtellten Verſtandesberechnungen widerlegten. Man weiß welchen undurchdringlichen Grabesſchleier der Kaiſer über die Ereigniſſe des ruſſiſchen Rückzuges verbreitete. Wie das Leichentuch des Schnees ſeine Heere begrub, ſo verhüllte das des Schweigens ihr grauenvolles Geſchick. Mit den Trümmern der Macht faſt gleichzeitig gelangte die Kunde zu uns, von dem Loos das ſie betroffen. Ihr längſt voran als erſter Bote deſſelben war Napoleon ſelbſt in Verkleidung und Geheimniß gehüllt vorangegangen, und hatte die Grenzen Deutſchlands weit hinter ſich, als es erfuhr, daß, und in welcher Weiſe er es wieder berührt!

Nicht zu ſchildern iſt der Eindruck, mit dem alle dieſe, Schlag auf Schlag eintreffenden Botſchaften die Gemüther bewegten. Als die Trümmer des Heeres in ſchaudervollem Zuſtande bei uns eintrafen, vermochte man ſich noch nicht von der Unermeßlichkeit des Unheils zu überzeugen, und meinte, es werde allenfalls Einiges davon wahr, aber doch nicht ſo ganz Unglaubliches, Unmögliches eingetreten ſein! Denn wie ſollte es möglich ſein, daß dieſe wenigen Hunderte, dieſe armſeligen, verſtümmelten, vereinzelten Trupps, die meiſt auf Wagen bei uns einrückten, Alles ſein könnten, was von dem unermeßlichen Heere zurückkehre? Man ſah keine Kanonen, keinen Zug Kavallerie, — nur elende, von den gräßlichſten Wunden entſtellte Krüppel, denen Hände, Arme, Füße fehlten, oder durch den Froſt gänzlich zerſtört waren! Daß Gottes Hand ſo furchtbar treffe, — das zitterte man ſelbſt den eigenen Augen zu

glauben! — Doch die wachſende Zahl der Einzelberichte, der Erzählungen derer, die das Gericht des Entſetzens miterfahren hatten, Erzählungen, die ſich in übereinſtimmender Gräßlichkeit überboten, dieſe enthüllten endlich das ganze Bild unerhörten Grauſens, das die öffentlichen Nachrichten nur in den ſpärlichſten Umriſſen angedeutet hatten! —

Es ſei jetzt geſtattet auf manche Einzelnheiten überzugehen, die theils die Charakteriſtik der Tage des damals in meiner Vaterſtadt vervollſtändigen helfen, theils ganz perſönlich ſind.

Was mich ſelbſt anlangt, ſo erhielt ich die erſte Kunde des Geſchehenen durch meinen Freund E. Magnus, auf dem Mittags-Heimwege vom Gymnaſium. Die Empfindung, welche mich ergriff, ſelbſt die Stelle wo die Mittheilung geſchah, vor der Seehandlung, iſt mir unvergeßlich geblieben. Anfangs zweifelte ich, und nahm die Sache obenhin; da aber mein Freund mir zürnend meine Gleichgültigkeit vorwarf, und in die Worte ausbrach: „Ich habe geweint vor Freuden, als ich es erfuhr," da faßte ich Vertrauen, und mit dieſen entzündete ſich eine Flamme der freudigen Begeiſterung, die meine ganze Bruſt durchglühte. Ich flog nach Hauſe. Die Kunde war dort ſchon bekannt; mein Vater hatte ſie aus dem Werkmeiſter'ſchen Muſeum mit nach Haus gebracht, eine Anſtalt zur Leſung von Journalen und neuen Schriften (in der Jägerſtraße), welche in jener Zeit gewiſſermaßen eine politiſche Börſe bildete, wo alle Nachrichten zuſammenliefen. — Alles war außer ſich vor Freuden; endlich, endlich füllte ſich das Auge wieder mit Thränen der Hoffnung, des Dankes gegen den, der die Lebensgeſchicke der Völker und der Einzelnen führt.

Man konnte ſich nun dem Glück der zweifelloſeſten Gewißheit hingeben. Nur über das eigentliche Maaß des coloſſalen Ereigniſſes war man natürlich noch lange nicht im Klaren. Begierig raffte man die Einzelnheiten auf.

Endlich trafen allmählig die oben ſchon erwähnten Trümmer der großen Armee ein. Der Anblick der Unglücklichen war grauſenerregend, und ſelbſt die aufathmende Freude über das Ereigniß im Großen mußte in ſolchen Augenblicken dem Eindruck weichen, den das namenloſe Elend hervorbrachte, das die unſchuldigen Einzelnen, die Opfer der Unerſättlichkeit des Führers, erduldet hatten und noch erduldeten. Erbarmen trat an die Stelle des Haſſes. Oefters habe ich geſehen, wenn die mit Stroh gefüllten Bauerwagen, auf denen die gräßlich entſtellten Unglücklichen lagen, irgendwo anhalten mußten, weil in der Enge der Straße eine Stopfung der Fuhrwerke entſtand, wie die Hausbewohner mit Erquickungen, Kleidungsſtücken, wärmenden Getränken herbei eilten, um die halb erſtarrten Opfer zu beleben, durch Bouillon, Kaffee, oder was eben zur Hand war, oder ſie mit Geld zu unterſtützen. Entſetzlich war der Geruch, den dieſe Transporte verbreiteten. Die faulig eiternden, vielleicht brandig gewordenen Wunden hauchten einen wahren Peſtdunſt aus, der in der ſcharfen, kalten Luft um ſo weiter getragen, um ſo widriger empfunden wurde. Ein Grauſen durchrieſelte alle, die ſolcher Scene beiwohnten. Aber die waltende Hand des Himmels empfand ſich auch in dieſen Schreckbildern, und der Zorn gegen den, der in ſeiner noch nie in der Welt erhörten Ueberhebung alle dieſes Elend verſchuldet hatte, ſchwoll immer heftiger an.

Ich war zu wenig reif, um aus eigener Wahrnehmung zu ſchildern, wie ſich die Gemüther jetzt mit der Zukunft beſchäftigten. Das aber weiß ich wohl, daß wir Knaben nunmehr die völlige Beſiegung und Vernichtung Napoleons für abgethan hielten, und ſtets nur das Wort galt: „Jetzt müſſen die Franzoſen zurück über den Rhein,“ denn die Rheingrenze war das Aeußerſte was man ihnen, ihres ungerechten Uebergreifens im weiteſten Maaße allzugewohnt, dabei anwies. —

Die Jugend war indeſſen vorläufig am lebendigſten, vielleicht ausſchließlich mit dem beſchäftigt, was die Gegenwart darbot, mit den theils grauenvollen, theils aber auch lebendig bunten Bildern der Straße. Nicht Alles, was wir von Franzoſen ſahen, war auf Heu- und Strohwagen gepackt, zerlumpt und verſtümmelt; nicht Alle hatten gräßlich zerborſtene Geſichter mit blaurothen Naſen und Wangen. Allmählig fanden ſich auch wieder geordnete Truppentheile ein. Der Commandeur des Ganzen, Marſchall Augereau, wohnte im damaligen Sacken'ſchen Palais (im Reimer'ſchen Hauſe), in der Wilhelmsſtraße. Dort war das Centrum des militäriſchen Verkehrs. Oefters ging ich mit meinem Vater, oft auch nur mit meinen Spielkameraden dahin, um dem Treiben daſelbſt zuzuſchauen. Der Vorhof, die Straße, glichen nicht ſelten einem halben Bivouac, weil die auf Abfertigung und Beſcheid wartenden Truppentheile ſich dort lagerten. Adjudanten kamen und gingen, einzelne Truppentheile rückten an, marſchirten ab. Der Anblick war uns ſtets ſpannend, weil ſich immer der Gedanke einmiſchte: was werden dieſe Reiter mit den Bärenmützen, was werden dieſe Batterien mit Geſchützen nun noch unternehmen? Daß die Ruſſen ſich Berlin näherten, wußte man. Wird hier gekämpft werden? — Viel zu kindiſch, um uns das wahrhafte ſchreckenvolle Bild eines Kampfes in der Hauptſtadt vorzuſtellen, und alle die entſetzlichen Folgen, die ſich daran geknüpft haben würden, hofften wir vielmehr darauf, und dachten ſogar mitzufechten, wenn es zur Schlacht käme. Wir hatten unſere kindiſchen Waffen, dieſer ein Terzerol, jener eine gebrechliche Vogelflinte; mindeſtens unſere Stöcke und Taſchenmeſſer!

Nunmehr wurde auch das Wort freier. In den Schulen wurde das verhängnißvolle Ereigniß von den Lehrern beſprochen, auf die Folgen deſſelben für das Vaterland hingedeutet.

Wir waren zwar noch in der Macht der Franzoſen, aber ihre Macht war nicht mehr in ihrer Hand. Sie ertrugen Vieles, ſogar von Einzelnen, und ſchienen froh zu ſein, wenn ſich nicht die Geſammtheit gegen ſie richtete. — Es iſt freilich nicht rühmlich, den hülfloſen Feind zu verſpotten, doch kann ich uns Knaben nicht davon freiſprechen, mich ſelbſt am wenigſten. Ich benutzte mein geringes Franzöſiſch vielfach, um den Soldaten, die bei uns im Quartier lagen, oder die ich ſonſt ſah, die Schickſale ihrer Armee in Rußland vorzuhalten, und den Schrecken zu ſchildern, der die ſonſt ſo Unbeſiegbaren ergriffen hatte. Das Alles war nicht löblich, allein aus der Stimmung der Zeit nur allzubegreiflich. Und wurde uns doch ſogar das öffentliche Beiſpiel gegeben. Das namenloſe Elend der großen Armee, welches man ſchon in den einzelnen Splitterchen davon nur mit Grauſen geſehen, und das man freilich nie anders, als mit der menſchlichen Theilnahme für menſchliches Leid hätte beſprechen und behandeln ſollen, entging nicht dem bitterſten Hohn. Man ſah an allen Bilderläden, ja auf der offenen Straße ſelbſt, in den damals üblichen Straßenbildergallerieen, wo die ſchlechten Kupferſtiche und ſonſtigen Schildereien zwiſchen Bindfadenleinen an die Mauern der Häuſer befeſtigt waren, eine Carrikatur-Abbildung des Schickſals der Armee in Rußland. Es war ein Trupp Soldaten dargeſtellt in dem elendeſten Zuſtande. Ein Marſchall auf einem nur noch in der Haut hängenden verhungerten Pferde ritt voran; ihm folgten Offiziere und Soldaten, alle mit erfrorenen Naſen und Ohren, in die abentheuerlichſten Kleidungsſtücke gehüllt, in Judenpelze, Weiberröcke oder zuſammengeraffte Lumpen, zwiſchen denen die militäriſchen Abzeichen und Uniformen durchblickten. An ein am Wege im Schnee liegendes gefallenes Pferd hatte ſich die Schaar der Hungrigen gemacht, und hieb begierig die ekle Speiſe mit den Säbeln herunter.

Ueber der, trotz des Verſuchs der lächerlichen Darſtellung, grauſenhaft blickenden Gruppe, ſchwebte ein hungriger Adler, aus deſſen Schnabel ein Papierſtreifen mit den Worten: Ça ira, Ça ira! hing. — Die Vorübergehenden blieben, und wir Schulknaben zumal, vor dieſem Jammerbilde ſtehen, und weideten ſich, manche ſogar ſpottend, an der Gräßlichkeit des Elends. Ich konnte daſſelbe nur mit Schauder betrachten. Und ſo mag es hoffentlich wohl den Meiſten ergangen ſein, die gaffend in dunkeln Gruppen vor dem Bilde ſtanden, das natürlich reißend gekauft und verbreitet wurde.

In dieſe Ereigniſſe und Stimmungen fiel der Aufruf des Königs vom 3. Februar. Ein Blitzſtrahl, der alle Herzen durchzuckte, daß die heilige Flamme lodernd aufſchlug! Wie wurden die Gefühle, die Gedanken zur That! Ihr Jünglinge, Ihr Knaben der heutigen Zeit! Ein unendliches Gut iſt Euch verloren gegangen, daß niemals in Eure Bruſt der Strahl einer ſo reinen, großen, erhebenden, allgetheilten Begeiſterung gedrungen iſt, als die jener Tage! Wir Jüngeren, die wir noch nicht reif waren, die Waffen zu führen, mußten zwar auch den großen Schmerz der Entſagung tragen; doch um Nichts in der Welt möchte ich dieſer Erhebung der Seele, dieſem erwachten Bewußtſein des Vaterlandsgefühls mit ſeinem glühenden Drang nach großen, rettenden Thaten, mit ſeinem hohen wahrhaften Opfermuth, Opferdurſt, darf ich ſagen, — um nichts in der Welt möchte ich dieſer Erinnerung entſagen! Welch ein anderes, reines Bewußtſein trug damals die Gemüther, als der wilde, wahnſinnige Rauſch des Jahres 1848 war! Bei den Wenigen, die nur mit irrem Glauben, nicht mit bewußtem Trug ſich in die wirbelnden Strömungen dieſer neuen Zeit ſtürzten, wurde die Erſcheinung um ſo trauriger, als ſie nur die raſendſte Verblendung darthat. Die Jahre 1813 und 1848 ſtehen einander gegenüber, wie Begeiſterung und

Fanatismus, wie Gottesdienſt und Götzendienſt, Glaubensmuth und Wahneifer. Daher auch der völlige Gegenſatz der Erſcheinungen bei gleicher Gewalt der Strömungen. Die Jugend des Jahres 1813 war voll Treue, Liebe, Ehrfurcht, Hingebung, Aufopferung. Die von 1848 voll Dünkel, Haß, Uebermuth, Selbſtſucht. Jene wollte darbringen, dieſe an ſich reißen; jene verehrte Geſetze, Eltern, Lehrer, Vorgeſetzte; dieſe zertrümmerte das Geſetz, trat in Zwieſpalt mit den Eltern, höhnte die Lehrer, zerriß das Band des Gehorſams gegen Vorgeſetzte. Alles in dem berauſchenden Dünkel des übertriebenſten Selbſtbewußtſeins! —

Doch zurück zu dem ſchönen, reichen, wundervollen Zeitraum jener Tage.

Wir, die Genoſſen eben meines Alters, Jünglinge im geiſtigen Bewußtſein, doch Knaben in der Unreife des Körpers, wir ertrugen tiefen, brennenden Schmerz gleichzeitig mit dem Aufſchwunge der Begeiſterung. Die Einzelberührung trifft immer ſchärfer, lebendiger, aufreizender als die allgemeine. Daß Tauſende zum Kampfe eilten, mußte uns nur in den Strom der Begeiſterung dieſer Tauſende mit fortreißen; allein daß wir unſere nächſten Gefährten, die Nachbarn auf der Bank in der Klaſſe, plötzlich aus dem herabdrückenden Schülerthum zu Männern emporreifen ſahen, das machte uns die Bande, die unſere Kraft und Begeiſterung umſchnürten, ſchmerzlich fühlbar! Prima leerte ſich faſt ganz, Sekunda halb, aus Terzia traten doch Einige zu den Waffen. Die welche wir geſtern noch mit der Schulmappe unter dem Arm, dem Gebot des Lehrers unterworfen geſehen, ſahen wir heut mit der Büchſe in der Hand, rühmlichem Gebot des Vaterlandes folgen! Wie groß, auf welcher Gipfelhöhe des Lebens erſchienen ſie uns! Die Schüler Terzias, die ſchon in dem kampffähigen Alter ſtanden, waren bis dahin nicht der Ruhm der

Klaſſe, nicht die Geachtetſten. Jetzt plötzlich war ihre ganze tadelvolle Vergangenheit ausgelöſcht, vergeben, vergeſſen, und ſie ſtanden im Glanz vor uns. Denn die ſäumig, die träg geweſen in den Pflichten der Schule, ſie waren nicht ſäumig, nicht träg in den Pflichten gegen das Vaterland! Dieſelben Lehrer, die ihnen ſonſt nur Tadel, Schmach ſogar zuwandten, drückten ihnen jetzt die Hand, ſchloſſen ſie ans Herz, da ſie in die Klaſſen traten, Abſchied zu nehmen von den alten Schülern, die traurig zurückblieben! Thränen innerſter Bewegung füllen mir noch heut das Auge, wo ich mit ergrautem Haar, der Neige des Lebens nahe, dieſe Zeilen der Erinnerung niederſchreibe, an die ſchweren und doch ſo unvergeßlich hohen Stunden der Jugend- und Knabenzeit!

Mancher der Jugendgefährten, deſſen Bild noch lebhaft vor meinen Augen ſteht, iſt nicht heimgekehrt! Kurz war ihnen die Bahn des Lebens geweſen, aber das Ziel ſchön! Ihr Geſtalten theurer Erinnerung aus der Knabenzeit! Ueber den breiten Strom langer Jahre hinweg, in unbekannte Zonen, in verhüllte Fernen, ſende ich Euch meinen Gruß hinüber! Kann er Euch erreichen?

Sechszehntes Kapitel.

Einzug der Ruſſen. — Zu Haus fand ich die Nachricht vom Tode meiner Schweſter Caroline. — Benehmen der Franzoſen. — Vertheidigungs-Anſtalten. — Unvorſichtigkeit der Franzoſen. — Das Schauſpiel vom Gensdarmenthurm. — Einzug der Ruſſen nach fünf Tagen.

Die bewegten Lebensbilder um uns her wechſelten jetzt raſch. Immer dichter zogen ſich die Trümmer des franzöſiſchen Heeres in Berlin zuſammen, denn immer näher rückten die Ruſſen. Jetzt wußten wir ſie diesſeit der Weichſel — jetzt an

der Oder, — jetzt hörten wir schon von Landleuten und Anderen, die, zum Theil flüchtend in die Stadt kamen, daß sie die nächsten Gegenden Berlins umschwärmten, sich in einzelnen Dörfern gezeigt hatten. — Während unsere Freiwilligen nach schmerzlich schönem Abschied, zu Fuß, zu Roß, mit Post, oder sonst wie nach Breslau eilten, rückten unsere mit kaum noch zu bändigender Freude erwarteten Feinde den Mauern Berlins näher.

Eines Mittags, es war am 20. Februar, in der Stunde von 11 bis 12, trat der Direktor Bernhardi in unsere Klassen, und zeigte uns, mit geschäftlichem Ernst, dem sich Freude, dankbare Rührung so einmischten, daß sie schwer zu bekämpfen waren, an, „die Klassen müßten geschlossen werden, da die Russen in die Stadt gedrungen seien. Jeder müsse auf dem geradesten Wege seiner Wohnung zueilen, denn der Aufenthalt auf der Straße könne gefahrvoll sein, und die Sorgen der Eltern müßten möglichst abgekürzt werden."

Wie die Lunte in ein Pulverfaß fielen diese Worte zündend in die Klasse voll wilder, patriotisch begeisterter Knaben. Alles stürmte auf, über Tische und Bänke hinweg. Der Lehrer — es war der Schreiblehrer, eine Gattung, die sich nie einer übermäßigen Autorität erfreut — der Lehrer, Herr Cäsar mit Namen, wollte vergeblich die Schulordnung durch Abnehmen der Vorschriften und dergleichen aufrecht erhalten; er wurde von dem auseinander gesprengten Schwarm fast umgerannt und Alles stürzte tobend zur Thür hinaus, die Treppe hinunter. So ernst die Warnung und das Gebot des Direktors gewesen war, auf geradestem Wege nach Haus zu eilen, es war eine Unmöglichkeit es zu befolgen.

„Die Russen sind hier? Wo sind sie?" Das war die einzige Frage, die uns anging, und wir stürmten nach den verschiedensten Seiten auseinander, um sie zu finden. Inzwischen

wurden wir in anderer Weiſe an der Recognoscirung gehindert, indem die Franzoſen ſchon viele Punkte der Stadt beſetzt hatten und Niemand durchließen. Die Spree war geſperrt; an allen Brücken ſtanden Mannſchaften. So war denn unſer Beſtreben dem Feinde entgegen zu eilen, vergeblich. Es ſchien uns ſomit das Beſte, der Weiſung Folge zu leiſten, und nach Haus zu gehen. Die Straßen waren außer von den Truppen auch von dem Volk bedeckt, das nicht minder aufgeregt, als wir Knaben, ſich hier in dunkeln Haufen anſammelte, dort in ſchwarzen Strömungen einer Richtung folgte, zu der irgend eine Nachricht veranlaßt haben mochte. Ruſſen mußten in der Stadt ſein; es war nicht anders möglich! Aber Niemand ſah ſie, alle Welt ſuchte ſie vergeblich. Natürlich, denn ihre Anzahl beſchränkte ſich auf die wenigen tolldreiſten Koſaken des Czernitſcheffſchen Corps, welche, während dieſes nur die nächſten Dörfer beſetzte, in die Thore geſprengt waren, und die Straßen vereinzelt durchjagten.

Als ich zu Haus eintraf, erwarteten meiner ganz andere Empfindungen, als die, welche mich erfüllten. Ich fand meine Mutter und meine Geſchwiſter ganz außer ſich, in den bitterſten Thränen. Die Urſach war die: Meine Schweſter Caroline, die als Sängerin der Bühne in Breslau angehörte und dort die ſchönſten Erfolge gewonnen hatte, war ſeit einigen Wochen verlobt, und wollte die künſtleriſche Laufbahn aufgeben. Doch im Glück des bräutlichen Standes wurde ſie von einem heftigen Nervenfieber befallen, und ſchon ſeit mehreren Tagen lauteten die Nachrichten im hohen Maaße gefährlich. Jetzt war ein Brief eingetroffen, der kaum noch eine Hoffnung ließ, das junge blühende Mädchen am Leben erhalten zu ſehen! Ein zweiter, muthmaßlich mit der Entſcheidung, wurde noch erwartet; er mußte ſchon in der Stadt ſein, doch die Sperrung der Straßen durch die kriegeriſche Bewegung hatte die Aus-

gabe der Briefe unmöglich gemacht. Mein Vater war nach der Poſt geeilt, um den Verſuch zu machen, dieſen Brief ſo ſchweren Inhalts dort zu erlangen. In tödtlicher Angſt harrte meine Mutter mit den weinenden Schweſtern ſeiner Rückkehr. Die Bedeutſamkeit des großen öffentlichen Ereigniſſes verſchwand gegen dieſen tiefen Schmerz, dieſe Gewalt der mütterlichen Angſt. Ich war noch zu ſehr Knabe, weniger von dieſen letzten Empfindungen bewegt, und zu ſehr von dem was in der Stadt vorging, erfüllt; doch fühlte ich mich ganz betroffen, und meine freudige Wallung war zerſtört.

Nach einiger Zeit kehrte mein Vater von ſeinem ſchweren Gange zurück. Allein ſchon ſeine Miene ſagte nichts Gutes! Die Schweſter war wirklich geſtorben! Meine Mutter, von der äußerſten Reizbarkeit, wie ich ſie ſchon geſchildert, war außer ſich vor Schmerz, die Schweſtern in ähnlicher Weiſe ergriffen; der Vater, der in dieſer Tochter die ſchönſten künſtleriſchen Hoffnungen hatte auf- und nun ſo ſchnell verblühen ſehn, beherrſchte ſeine Thränen nicht mehr ..... ſo war denn plötzlich Alles ſo anders in meinem Innerſten als vorher, daß ich die ſchnelle Verwandlung kaum faſſen konnte! —

Nachdem ſo einige Stunden vergangen, das aufgetragene Mittagsmahl unberührt geblieben war, machte die Gewalt der öffentlichen Zuſtände ihre Rechte ebenfalls wieder geltend. Als begüterter Beſitzer und als Beſchirmer einer Familie, die, mich ausgenommen, nur aus weiblichen Mitgliedern beſtand, ſah mein Vater das Kriegsereigniß natürlich mit ernſteren Augen an als ich, und wenn er auch die Freude theilte, daß uns die rettende Hülfe ſo nahe war, ſo mußte doch die Kataſtrophe ſelbſt, die bevorzuſtehen ſchien, ihn mit ernſter Sorge erfüllen. — Noch ſchwebte das unſicherſte Dunkel über dem was eigentlich geſchehen war. Man hatte Kanonendonner und kleines Gewehrfeuer gehört, von einem Gefecht am Prenzlauer

Thor, das eine kleine Abtheilung Franzoſen mit dem Vortrab der Ruſſen gehabt hatte, und wobei auch einige Einzelne in die Stadt gedrungen waren. Doch noch wußte man nichts Näheres, nicht ob dort oder wo anders die Ruſſen eingedrungen waren, nur das war unzweifelhaft, daß ſie ſich in der Stadt befanden, denn Viele hatten ſie mit Augen geſehen. — Die franzöſiſchen Truppen waren im erſten Augenblick wie gelähmt von dem Schrecken, daß die gefürchteten Koſacken ihnen nun ſelbſt bis in die Hauptſtadt Preußens nachgedrungen waren, aus den ruſſiſchen Schneewüſten. Nicht alle der Berlin beſetzenden franzöſiſchen Truppen waren in Rußland geweſen, ſie kannten die Koſacken nur vom Hörenſagen, allein ſie galten für das Entſetzlichſte, was der Erdboden an furchtbaren Geſchöpfen erzeugt habe. Keine Vorſtellung kann man ſich machen von der wahrhaft geſpenſtiſchen Furcht, die vor dieſen ungethümen, unheimlichen Weſen in den Soldaten herrſchte. Nur ſo war es zu erklären, daß dieſe ſieggewohnte Armee, mit faſt lauter Leuten, die in zwanzig Schlachten dem Tod ins Auge geſehen hatten, ſo gebannt war von Entſetzen. Berlin war von mindeſtens funfzehn bis zwanzigtauſend, wahrſcheinlich mehr Franzoſen beſetzt, und nicht zweihundert, nach Andern ſogar nur etwa achtzig Koſacken, die wirklich in die Stadt gedrungen waren, hielten Alles von tödtlichem Schrecken gelähmt. Man erzählte ſich Fabelhaftes davon in den nächſten Tagen. Ganze Wachtmannſchaften hatten nicht gewagt auf einen einzelnen Mann zu feuern! Und Aehnliches mehr!

Ein Beiſpiel ſah ich ſelbſt mit an. Ich lag mit meinem Vater im Fenſter, und wir überblickten die Straßen, die faſt ganz leer, nur hie und da von kleinen Truppenabtheilungen durchzogen waren. Wenige Bürger ließen ſich blicken. Es fielen näher und ferner vereinzelte Schüſſe. Plötzlich ſahen wir aus der Charlottenſtraße hervor einen ganzen Trupp wohl-

berittener Cavallerie in grüner Uniform, — würtembergiſche Chaſſeurs, wenn ich mich recht erinnere, — ſprengen, die in vollem Carrière von der Seite der Linden herkamen, an der Jägerſtraße links einbogen und dieſe, am Schauſpielhauſe und dem Gensdarmenthurm vorüber, hinabjagten. Wir glaubten, ſie wollten irgend wo einen eiligen Angriff machen. Doch nein! Es war eine ganz überſtürzte Flucht, denn dicht hinter ihnen, kaum funfzig Schritt davon, folgten zwei Koſacken auf ihren kleinen Pferden, mit eingelegter Lanze, windſchnell nach. Die Zahl von mindeſtens dreißig Reitern flüchtete vor dieſen zweien! — Dies waren die einzigen Koſacken, welche ich an dieſem Tage geſehen habe! Ich betrachtete ſie mit freudigem Staunen; aber zu entfernt und zu raſch flog das Bild an mir vorüber, um es recht feſt ins Auge faſſen zu können.

Von dem Ueberreſt des Tages habe ich keine beſtimmte Erinnerung; daß er uns in Schmerz und Spannung verging, iſt begreiflich. — Abends wurde es ruhig. Man weiß, daß die wenigen Koſacken, die in der Stadt geweſen waren, ſchon Abends wieder daraus verſchwunden waren, mit Ausnahme von etlichen, welche in dem tollen Unternehmen ihr Leben gelaſſen hatten. Andern Morgens hörte man von einzelnen Gefechten, die in verſchiedenen Theilen der Stadt, unter den Linden, an der Wache beim Kupfergraben (wo jetzt die Königswache befindlich iſt), in der Burgſtraße u. ſ. w. vorgefallen waren. In der letzten war ein Koſack, durch Kartätſchenkugeln, wie man erzählte, getroffen und faſt zerſchmettert worden. Seltſamerweiſe hatte das Volk ſich über ihn geworfen, und ſeine Kleider, ja ſein Fleiſch ſchien in Reliquien vertheilt worden zu ſein, denn lange nachher noch bot mir einer meiner Schulkameraden als Merkwürdigkeit ein Stückchen dünnes trockenes Fleiſch an, das von jenem in der Burgſtraße erſchoſſenen Koſacken herrühren ſollte.

Es war an einem Sonnabend gewesen, wo dieser in der Kriegsgeschichte ganz einzig dastehende Ueberfall stattfand, bei dem die Bestürzung und die Unkenntniß über die Stärke des Feindes und die Ausdehnung seines Angriffs alles jenes fast Unglaubliche erzeugt hatten. Am Sonntage hatten die Straßen aber schon eine ganz andere militärische Physiognomie. Man war zur Besinnung gekommen. Die Franzosen, obwohl im Ganzen der unterliegende Theil, fanden doch ihr Selbstbewußtsein, das Gefühl ihrer Pflicht wieder. Alle Hauptstraßen waren nach einem geordneten System durch Truppen besetzt; an den geeigneten Stellen Kanonen aufgepflanzt, Munitionswagen zur Verstärkung des Schießbedarfs in der Nähe. An der Hand meines Vaters durchwanderte ich, während die Mutter und Schwestern in ihrer tiefen Trauer daheim blieben, einen Theil der Stadt. Mir erschien alles nur merkwürdig, die jugendliche Phantasie beschäftigend; der reiferen Einsicht mußten ernste Sorgen aufsteigen. Die Hauptstadt stand, wie später im Kriege selbst, während der Schlacht von Großbeeren, nah am Abgrund der Gefahr. Eine kleine Wendung der Dinge anders, ein anderer Rathschluß des französischen Befehlshabers, und die Straßen konnten der Schauplatz des heftigsten und wichtigsten Kampfes werden. Das Wichtigste, was der Marschall Augereau jetzt für die Sache Napoleons thun konnte, war, daß er eine Stadt nicht aufgab, die gewissermaßen das Unterpfand für das ganze Land war. Allein zwischen einem glücklichen Ausgange der Katastrophe lagen noch viele Mittelstufen sehr naher Möglichkeit. Selbst im Kleinen war manches Unheil zu fürchten, das glücklicherweise nicht eintrat. So sah man die Franzosen, die überhaupt höchst leichtsinnig in ihrem Verfahren waren, selbst wo ihnen der nächste Schaden daraus entspringen konnte, mit der Tabakspfeife im Munde dicht um die Pulverwagen verkehren. Einen Freund meines

Vaters, den Geheimenrath Zenker (bald mein Vormund), sah ich mit Eifer auf einen französischen Artilleristen zustürzen, der mit der brennenden Pfeife einer geöffneten Pulvertonne nahe trat, ihn zurückreißen und rufen: „Otez la pipe!“ Der Soldat, im Bewußtsein seines Unrechts, gehorchte dem Befehl des berliner Einwohners. Dies geschah an der Ecke der jetzigen Schadowstraße und der Linden; das Haus gehörte Zenker. — — Die Volksmassen betrachteten die Vertheidigungsanstalten, meines Erinnerns, mehr mit Neugier, als mit sorglicher Empfindung. Im Allgemeinen herrschte nur die freudigste Stimmung, weil man die Retter vor den Thoren wußte. Da die Kosacken draußen schwärmten, drang ich in meinen Vater, einen Thurm mit mir zu besteigen, von wo aus wir sie mit Hülfe eines großen Fernrohrs vielleicht sehen könnten. Dasselbe war nach der alten Art eingerichtet, ohne achromatische Gläser, in pappdeckelner Röhre, aber sehr stark vergrößernd; mein Vater hatte es einem französischen Offizier abgekauft. Wir stiegen demnach auf den Gensdarmenthurm, wo sich auch schon eine Anzahl von Bürgern eingefunden hatte. Damals befanden sich außerhalb der Stadtmauer vor den meisten Thoren, namentlich in der Gegend wo die Russen standen, nur einzelne Häuser. Das andere waren Gärten, und der größte Theil kahles Blachfeld; bei der Jahreszeit ließ sich, weil alle Bäume unbelaubt waren, die ganze Gegend klar übersehen. So gewahrten wir denn auch mehrere Trupps der Russen, vorzüglich Kosacken, die in einzelnen Pickets an verschiedenen Stellen auf dem Felde hielten. Namentlich hatten sie den damaligen Galgen, eine Strecke vor dem Voigtlande gelegen, als einen höheren Punkt, der eine Umschau gewährte, besetzt. Einzelne sah man hin und her über Feld sprengen. Doch von einer Schlacht, einem Gefecht, so wie den Anstalten dazu, war nichts zu entdecken. Wir verweilten etliche Stunden, ohne daß

ſich der Anblick änderte, und ſtiegen dann, ich doch ſehr befriedigt, wieder hinab.

Von dem geſammten Zeitraum, in welchem Berlin damals gewiſſermaßen belagert war, hat ſich meiner Erinnerung ſehr wenig eingeprägt. — Ich weiß nur noch, daß wir ziemlich zahlreiche Einquartierung von franzöſiſcher Infanterie hatten, die am Sonnabend, dem Tage des Ueberfalls, natürlich durch die Trommel zu den Waffen gerufen, ganz verſchwunden war, und erſt gegen den ſpäten Abend ſich wieder einfand. Unmuth, Niedergeſchlagenheit, wenn nicht gar Hoffnungsloſigkeit, hatte ſich ihrer bemeiſtert. Aus dieſer Stimmung der Einzelnen mag man auf die der Geſammtheit ſchließen. Sonſt wäre die Capitulation über Berlin vielleicht doch nicht ſo ſchnell zu Stande gekommen, als es geſchah.

Nach fünf Tagen — es war an einem Donnerſtage — zogen die Franzoſen ab, die Ruſſen ein. Beides geſchah bei nächtlicher Weile, ſo daß es die Einwohner ſo wenig als möglich merken ſollten, vielleicht weil ſie auch noch Angriffe, mindeſtens Beleidigungen, Verhöhnungen durch die Volksmaſſen fürchteten. Die Ruſſen kamen bei hellem Vormittage und unter dem Zujauchzen und Jubelruf der herbeigeſtrömten Einwohner herein. Mir ſtehen nur noch lange Züge von Koſacken und Baſchkiren lebendig vor Augen, welche die Friedrichsſtraße vom Oranienburger Thor her herabmarſchirten. Faſt an jeden Steigbügel hingen ſich ein paar Jungen, neben jedem Sattel marſchirten als Seitentrabanten berliner Bürger mit lautem Jubelgeſchrei. Sie drückten den Reitern die Hände, zogen ſie halb herab um ſie zu küſſen, und unabläſſig gingen die gefüllten Flaſchen mit Branntwein und Bier von einer Hand in die andere. — Daß die Bewohner der aſiatiſchen Steppe nicht in der ſtrengſten militäriſchen Haltung und Subordination in die preußiſche Hauptſtadt einrückten, läßt

ſich begreifen. — Komiſche Genrebilder vielfacher Gattung ſtellten ſich dabei dem Auge dar. Mochte immerhin der Freudentaumel im Einzelnen in einen allzu phyſiſchen Taumel ausarten: im Großen und Ganzen war das Gefühl des Tages eines der unendlichſten Glückſeligkeit, des erhebendſten Aufſchwunges. In Erfüllung war nun gegangen, was wir ſieben bittere Jahre erhofft und erſeufzt hatten! Die Morgenröthe hatten wir freilich ſchon den halben Winter hindurch am Horizont geſchaut, doch an dieſem Tage erhob ſich die Sonne ſelbſt! Wir athmeten in ihren Erſtlingsſtrahlen die Lüfte der Befreiung! Und, auch das darf nicht vergeſſen werden, mit dem Augenblick des Einmarſches war auch zugleich die nächſte Beſorgniß und Gefahr verſchwunden. Bis dahin konnte immer noch ein blutiger Kampf, eine furchtbare Zerſtörung der theure Kaufpreis der Errettung ſein! Jetzt war ſie uns geſchenkt, eine freie, göttliche Himmelsgabe! Das eine Gefühl machte Alle zu Brüdern! Die offene Straße wurde deſſen Zeuge, hallte wider von dem allgemeinen Jubel. Die fremdeſten Leute drückten einander warm die Hände, lagen ſich in den Armen! So erzeugt der Vollgenuß des Glücks das Vollbedürfniß der Liebe! Glückſelig die, welchen ſolche Tage der jugendlichen Erinnerung in ihr ſpätes Alter nachſchimmern!

Siebenzehntes Kapitel.

Ball im Opernhauſe. — Meine Erregung dabei. — Schlachten bei Lützen und Bautzen. — Silberner Hochzeittag meiner Eltern. — Waffenſtillſtand. — Tod meines Vaters. — Betrachtung ſeiner Stimmung. — Reiſe nach Freienwalde. — Spaziergang ins ſchwediſche Lager. — Des Vaters Ende beim Gaſthaus von Bellevue. — Nachricht davon zu uns. — Erſchütterung meiner Mutter. — Begräbniß.

Ich eile jetzt über längere Zeiträume raſch hin, und verweile nur bei einzelnen Zügen, die ſich mir von dem großen

Zeitbilde feſter eingeprägt haben. — Zunächſt war es der feſtliche Einzug der größeren ruſſiſchen Truppenmaſſen, unter den Grafen Wittgenſtein und Czernitſcheff. Ich ſah ihn in der Königsſtraße aus den Fenſtern des damaligen Gouvernementshauſes mit an. Im farbenlebendigen, wenngleich in den Umriſſen nicht mehr ganz ſicheren Bilde ſehe ich die beiden Heerführer noch vor mir, wie ſie von lautem Jubel begrüßt, einrückten. Den General Wittgenſtein charakteriſirte ein lebhaftes Auge, das aus freundlichen Zügen hervorblickte. Czernitſcheff aber war ein ſchöner Mann, wenigſtens eine ſchöne Geſtalt, gehoben durch romantiſche abenteuerliche Tracht, wie er denn z. B. um die ſchon imponirende Uniform einen türkiſchen Shawl halb als Mantel geſchlagen hatte. Er war der Gegenſtand der beſonderen Aufmerkſamkeit der Frauen, wenigſtens hörte ich dieſe vielfach von ſeiner Schönheit, ſeinem prächtigen Coſtüm ſprechen.

Man erinnert ſich, daß die Stadt Berlin den ruſſiſchen Gäſten einen großen Ball im Opernhauſe gab. Es iſt ſeiner Zeit viel darüber geſcholten worden, daß die Heerführer, ſtatt dem Feinde unabläſſig auf den Ferſen zu ſein, und Schlag auf Schlag bis zum Rhein vorzudringen, ſich in Berlin mit Luſtbarkeiten aufgehalten hätten. Ich entſinne mich dieſes damals laut ausgeſprochenen Tadels ſehr genau; die Gerechtigkeit deſſelben iſt hier nicht zu prüfen. Nicht zu läugnen iſt freilich, daß oft die kleinſten perſönlichen Motive über große Weltangelegenheiten entſcheiden.

Was den Ball in Rede anlangt, der mich zu dieſer flüchtigen Seitenbetrachtung veranlaßte, ſo bildet er wenigſtens eine glänzende Erinnerung aus meiner Jugend, und war ein Moment des allgemeinſten Intereſſes für die ganze Stadt. Es war kein gewöhnliches Feſt, ſondern die patriotiſche Begeiſterung, ich darf ſagen die Liebe, zu den Befreiern des Vater-

landes wog mit großem Antheil dabei. Es war ein Glück sonder Maaß, Zutritt zu dieser, übrigens auch im großartigsten Stil für damalige Zeit angeordneten Festlichkeit zu erhalten.

Ich meinerseits mußte mich mit einem geringen Maaß der Ansprüche und Hoffnungen begnügen. Daß ein Schulknabe von vierzehn Jahren nicht zu den Eingeladenen gehörte, war ein ziemlich naturgemäßer Gang der Dinge. Aber daß er sich dennoch seinen Antheil am Fest *nahm*, konnte ihm Niemand verwehren. Um es kurz zu sagen, ich stand bis Mitternacht *vor* dem Opernhause, an dem der Universität gegenüber gelegenen Eingang, und sah die Gäste vorfahren, mit einem Gefühl staunender Ehrfurcht, das nur ein feuriger Knabe nachzuempfinden vermag. Freilich blickte ich mehr nach den Männern als nach den Frauen; ich bebte vor freudiger Erregung, wenn ich irgend einen der höheren Führer in glänzender *Uniform aus* dem Wagen steigen und zwischen dem Spalier der *Umzäunungen* hindurchschreiten sah. Indessen, so leichten Herzens ich die vielen schönen, glänzend geputzten Damen vorüber schreiten sah — bei Einer war ich nicht gleichgültig! Es war eine Verwandte von mir, ein noch nicht voll sechszehnjähriges Mädchen, zu der sich mein Herz erhoben hatte. Freilich zu einer unerreichbaren Höhe, denn welch ein Abstand ist von einem vierzehnjährigen Terzianer zu einem reizend aufblühenden sechszehnjährigen Mädchen! Und ich hatte das unermeßliche Glück sie endlich wirklich aus dem Wagen steigen, und in ihrem in der That allgemein bewunderten Reiz erhöht durch die Sorgfalt der Ausschmückung, an mir vorüberschreiten zu sehen!

„Weil sie die Glückliche war, durft ich der Selige sein!“

Mehr von dieser romantischen Periode meines Knabenalters — beiläufig nicht die einzige — hier zu verrathen, halte ich nicht für angemessen. Ich sage nur, gewissermaßen um mit

mir ſelbſt rückſichtlich meiner biographiſchen Pflicht zum Abſchluß dabei zu kommen, daß ſie ſich einige Jahre ſpäter, wo mein Herz als Fähndrich der Garde-Artillerie noch immer ſehr erregt, wenn auch nicht ganz ungetheilt, für ſie ſchlug, verheirathete, und daß ich den Feierlichkeiten, die ihre Hochzeit umgaben, mit ähnlichen Empfindungen beiwohnte, wie ich als Ballzuſchauer außerhalb des Saales gehabt. Wir haben uns ſpäter nur ſehr ſelten, doch in freundlichſter Erinnerung unſerer gemeinſam verlebten Kindheit geſehen. —

Die Kriegserklärung Preußens war erfolgt, der offene Kampf hatte begonnen; die Schlacht bei Lützen war geſchlagen. Die erſten Nachrichten, die uns darüber zugingen, waren, wie faſt immer nach großen Schlachten, unbedingt glückliche. Alles jubelte über den Sieg, den wir erfochten, in dem die jugendliche Tapferkeit unſerer freiwillig zu den Waffen geeilten Kämpfer ſich ſo glänzend bewährt hatte. Doch! die trübe Wendung trat ſchnell genug ein. Noch ſprach man nur von einem Siege, als ſchon die Nachricht anlangte, daß die Franzoſen auf Leipzig marſchirten. Das vertrug ſich freilich nicht mit einer gewonnenen Schlacht. Allmälig wurde der Verlauf des Ereigniſſes genauer bekannt, und eine düſtre Wolke zog über den glänzenden Himmel unſerer Hoffnungen. Doch niedergeſchlagen wurden die Gemüther nicht. Einſtimmig waren die Berichte über den Muth, die Ausdauer, die Hingebung unſerer Truppen. Man verglich dieſe Schlacht mit der von Jena, und ihr gegenüber blieb Lützen ein Sieg. Mindeſtens ein Sieg des Fortſchrittes, der neuerwachten, bewußten Kraft, des muthigen Wollens. Freilich der weiter und weiter gehende Rückzug, auch nach der Schlacht von Bautzen, das Zuſammendrängen der Armee in Schleſien — dies Alles belaſtete die Bruſt ſchwer, und die Hoffnungen fingen an zu ſinken.

In dieſe Zeit fiel ein Familien-Ereigniß, das Herzen und

Blicke unſeres häuslichen Kreiſes für den Augenblick einigermaßen von dem immer dunkler werdenden Horizont der öffentlichen Zuſtände abzog. Es war die ſilberne Hochzeit meiner Aeltern. Mein Vater wollte in der ernſten Stimmung der Zeit, belaſtet von Sorgen, daß der Tag, den er ſonſt hoch in Ehren hielt, und jedesmal durch irgend eine freudige Veranſtaltung bezeichnete, ſo ſtill als möglich vorübergehe, was ihm von der wahrhaft inneren Theilnahme daran nichts geraubt haben würde. Meine Mutter theilte dieſe Anſicht, oder fügte ſich ihr; ich weiß es nicht mehr. Beides war ganz der beſcheidenen Weiblichkeit ihres Sinnes entſprechend. Indeſſen hatten wir, mein Vater auch durch ſeine muſikaliſche Fähigkeit Anderen, zumal älteren Freunden, ſo oft bei ähnlichen Anläſſen durch kleine Veranſtaltungen unſere Theilnahme ausgedrückt, und namentlich war meine Mutter in allen unſeren Kreiſen ſo geliebt, daß trotz des Ernſtes der Zeiten man doch den Tag nicht unbezeichnet vorübergehen laſſen wollte. Und ſo lud denn der langjährige Freund meines Vaters, Geh. Rath Zenker, zur Feier des Feſtes am 21. Juni, unſere näheren Freunde und Verwandte in ſein Haus, das noch den, bei der ſommerlichen Jahreszeit ſo großen Vortheil genoß, einen kleinen zierlich gehaltenen Garten zum Aufenthalt darzubieten. Das aber iſt auch Alles was ich von dieſem Tage bewahrt habe; keine einzige beſondere Erinnerung. Ja, ſeltſam genug, nicht einmal ein lebendiges Gefühl der Stimmung, die ihn beherrſchte, habe ich bewahrt. Aeußerliches darüber, das ohnehin für den Leſer von geringfügigſtem Intereſſe ſein würde, den Mittheilungen Anderer (was mir leicht möglich wäre) zu entnehmen, möchte ich nicht. Ich war wohl noch zu ſehr Knabe, um den Werth der Feier eines ſo langen Lebensbündniſſes zu empfinden. Allein erwähnen mußte ich deſſelben doch, weil es mir je ſpäter, je bedeutſamer erſchien, zumal da das Schick-

ſal den ernſten Grenzſtein dieſes Bundes ſo nahe an den Punkt der Bahn ſtellte, wo die Feier ſeines Glückes und ſeiner Treue und Dauer begangen wurde! Denn einige Wochen ſpäter war er gelöſt — für immer!

Der Waffenſtillſtand kam. Mit äußerſter Spannung richteten ſich jetzt die Blicke auf Oeſtreich. Dort, das fühlte Jeder, ſelbſt das unreife Urtheil des Knaben, lag die Entſcheidung. Inzwiſchen deuteten alle Schritte und Veranſtaltungen, ſelbſt bei den Einzelnen, mehr auf Furcht, als auf Hoffnung. Viele Familien flüchteten aus Berlin. Ein Theil war nach Schleſien gegangen, und dort noch in härtere Bedrängniß gerathen, weil der Kampf ſich immer tiefer in dieſes Land hineinzog; von einer Stadt zur andern fliehend, wurden zuletzt die böhmiſchen Grenzorte der Aufenthalt der Flüchtigen. Mehrere Verwandte und Freunde meines älterlichen Hauſes waren nach dieſer Richtung geflohen. Die Beſorgniß, daß der Feind Berlin beſetzen könne, rückte näher. So geſchahen denn auch im Hauſe meiner Eltern einige Schritte, die auf dieſe Furcht deuteten. Meine nächſt älteſte Schweſter, Amalie, folgte der Aufforderung einer befreundeten Familie nach einem in Pommern belegenen Gute, damals entſchieden die ruhigſte, geſichertſte Zufluchtsſtätte. Drückte ſchon dieſe Trennung, die nicht ohne das tiefſte Herzeleid, meiner Mutter zumal, möglich war, unſere häusliche Stimmung tief herab, ſo wurde dieſelbe durch ein anderes Ereigniß, das erſchütterndſte was eine Familie treffen kann, noch unendlich ſchwerer belaſtet. Es war der plötzliche Tod meines Vaters, am 19. Auguſt des Jahres 1813.

Hier verwachſen die öffentlichen Ereigniſſe zu dicht und innig mit denen unſeres häuslichen Kreiſes, um ſie in einer Schilderung, welche die Rückſpiegelungen der Zeit auf indivi-

duelle Zuſtände zum Hauptgegenſtande hat, von einander zu trennen.

Mein Vater war durch den Druck der Zeit vielleicht mehr belaſtet, als durch ihren Schwung gehoben. Viele Umſtände erklären dies ſo natürlich, daß ſeinem Andenken in mir wenigſtens kein Nachtheil dadurch erwächſt. Als reiferer Mann, er zählte vier und funfzig Jahre, konnte er die jugendliche Begeiſterung, die nicht ohne einen gewiſſen Leichtſinn, über die Schwierigkeiten und unglücklichen Möglichkeiten hinwegſieht, nicht in dem Grade empfinden, wie ich ſelbſt. Er ſah überhaupt die Verhältniſſe in unſerem Staat, und mit wohlbegründetem Recht, wie ſich beſonders ſpäter erwies, nicht mit ſo zufriedenem und beglücktem Auge an, als ſie ſich dem Blick des Knaben darſtellten. Er hatte die Zuſtände getragen, die ſchon mit dem Alter Friedrichs des Großen in Preußen begannen, ſich unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten nach anderen Richtungen fortſetzten, und der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten eine Fäulniß vieler Dinge vererbten, welche den furchtbaren Einſturz von 1806 mit, und zwar hauptſächlich verſchuldeten; er hatte unter dieſen Staatsverhältniſſen den Kern ſeines Lebens zugebracht. Mittelſt eines, durch eigene, beharrliche Thätigkeit errungenen, wohl verdienten Wohlſtandes, konnte er dieſelben allerdings leichter ertragen, als Andere, und ſich von Mancherlei unabhängig machen, was dieſe drückte: nichtsdeſtoweniger hatte er Urtheil genug, die Unwürdigkeit vieler Verhältniſſe zu erkennen, und Herz genug ſie zu empfinden, auch wo ſie ihn nicht perſönlich drückten. So war er in einer beharrlichen inneren Oppoſition geblieben, gegen die meiſten Maaßregeln und Anſichten, welche als öffentliche und allgemeine, aber auch als Grundſätze gewiſſer Kategorien der Geſellſchaft geltend gemacht wurden. Die ſchroffe Stellung des Adels zu dem Bürger z. B., ferner

die des Militärs, das zu ſeiner Zeit in der That eine bis zur Barbarei gehende Willkühr übte, ein Verhältniß, welches ſich hervortretend in Berlin in dem Uebermuth der Offiziere des Regiments Gensdarmen ausprägte: erfüllten ihn mit gerechtem Unwillen und weckten ſeine entſchiedene Gegnerſchaft, die er, ſein ganzes Leben hindurch, ſo weit es zu jener Zeit möglich war, durch ſein unabhängiges Zurückhalten von Allem, wo man nicht völlige Gleichberechtigung zugeſtand, thatſächlich durchführte. Sein Wohlſtand war durch die Kriegsjahre zerrüttet; der jetzige Kampf mit ſeinen Anſtrengungen drohete ihn zu vernichten. Für das hochreife Mannesalter meines Vaters konnte die Hoffnung einer ſpäteren Wiederherſtellung deſſelben nicht mehr von Einwirkung ſein. Dies Alles ſchwächte zugleich ſein Vertrauen auf eine glückliche Zukunft. Er hatte den Uebermuth und Dünkel des Militärs vor dem Jahre 1806 zu lange gekannt und erfahren, um zu glauben, daß die Lehre jener Unglückszeit eine vollſtändig durchgreifende geweſen wäre. So mißtraute er auch den Maaßnahmen von oben her. Das Geſchick, die Einſicht der franzöſiſchen Generale hielt er für ſo überwiegend, daß er ſeine vorzüglichſte Hoffnung auf den Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, der jetzt mit ſeinen Truppen dicht bei Berlin ſtand, ſetzte, und höchſtens noch von ihm und Moreau die Rettung erwartete.

Wie ſchmerzlich es ſei, ſo muß ich es doch bekennen, daß dieſe Stimmung und Geſinnung meines Vaters, die ich jetzt in vielem Betracht als eine ſehr gerechtfertigte erkennen muß, mich öfters mit ihm in einen offenen, ja bis zu einer von meiner Seite ungegründetſten Heftigkeit des Zwieſpalts führte. Ich hatte bisher wenig gethan, um mir ſeine Liebe zu verdienen; im Gegentheil, ich verdiente ſeine ernſte Strenge und Mißbilligung reichlich. Dieſe mochte er auch auf meinen an ſich löblichen patriotiſchen Enthuſiasmus übertragen, und dem-

ſelben mit deshalb entgegentreten, weil er darin, ganz mit Unrecht, eine Urſach, halb ſogar einen Vorwand erblickte, mich den nächſten Pflichten, die mir oblagen, zu entziehen. Ich wollte mit Gewalt ſchon jetzt für das Vaterland kämpfen; eine knabenhafte Thorheit, indem ich noch kaum das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Da das Geſetz mich nicht vor dem ſiebenzehnten im Heere zuließ, wollte ich wenigſtens zum Landſturm treten, der mir vom funfzehnten, welches ich aber auch noch nicht erreicht hatte, offen ſtand. Mein Vater hielt ſehr vernünftiger Weiſe dafür, daß es mir viel heilſamer ſei, meinen Pflichten als Gymnaſiaſt zu genügen, als zum Schanzengraben hinaus zu gehen, was mir nun wieder, wiewohl es für mich faſt nur ein kindiſches Spiel geweſen wäre, als eine glorreiche That fürs Vaterland erſchien. Denn zu den Schanzen und flüchtigen Feſtungswerken, mit denen Berlin damals umgeben wurde, mußten auch Frauen durch ihre Arbeit mitwirken, oder Stellvertreter ſchicken, was denn natürlich geſchah; aber dieſe Löſung des Schanzzettels war eine perſönliche Verpflichtung. —

Alles dies brachte eine Mißſtimmung zwiſchen mir und meinem Vater hervor, die nicht ſelten die heftigſten Scenen erzeugte, und mir jugendliche Thränen der äußerſten Aufregung koſtete. Ein beglückender Troſt iſt es mir jedoch immer geblieben, daß auch dieſe Zeit nicht ganz ohne aufgelöſte Diſſonanzen zwiſchen uns war, und ſeine Liebe zu mir, wie die meinige zu ihm, doch in anderen Richtungen zu einer ewig unvergeßlichen Geltung kam.

Um die gedrückte Stimmung ſeiner ſorgenden Seele etwas aufzurichten, unternahm er mit mir in dem Sommer dieſes Kriegsjahres während des Waffenſtillſtandes eine kleine Fußreiſe nach Freienwalde und der Umgegend. Es lag in dieſem kleinen Unternehmen eben der Ausdruck der innigen Anhänglichkeit an die Gaben und Erquickungen der Natur, die ich

ſchon als eine ſeiner ſchönen Eigenſchaften geſchildert, als zugleich der Beweis ſeiner noch friſchen, männlichen Rüſtigkeit, die einen ſo nahen Abſchluß des Lebens nicht vermuthen ließ. Einen Moment dieſer Reiſe will ich herausheben. Wir beſichtigten die Allaun-Bergwerke bei Freienwalde. Es war in einen anſehnlich tiefen Schacht einzufahren. Ich habe die Zahl der Lachter nicht behalten, allein ich berechnete mir, daß es eine bedeutendere Tiefe ſei, als unſere Thurmhöhen. Mein Vater ſcheute die Mühſeligkeit, wollte aber doch mir die Freude nicht verſagen. Ich mußte denn mit dem Steiger allein hinunter, der auf der Leiter vorfuhr, während ich im Eimer mit einem Fuße ſtehend, den anderen frei heraus, hinabgelaſſen wurde. Ein wenig ſchauerte michs doch, da ich in die ſchwarze Tiefe blickte, in welcher das Grubenlicht des Steigers ſchon faſt verſchwand, obwohl es noch lange nicht die Sohle erreicht hatte. Ich wurde an dem Hauptſeil noch überdies, gegen Schwindel oder Zufälligkeit, mit einem dünneren Seil leicht angebunden, und nun ging die Fahrt vorwärts. Ich hatte die Weiſung erhalten, wenn der Eimer etwa der engen Schachtwand zu nahe ſtreifen ſollte, mich mit dem Fuße leicht abzuſtoßen. Dies that ich, allein etwas zu ſtark, der Eimer ſchlug an der entgegengeſetzten Seite an, ſetzte auf eine Leiterſproſſe auf, und ich gerieth dadurch plötzlich in eine ſchräge Lage, die mich ſtark erſchreckte, da ich mit dem Oberkörper ſchon ſehr ſeitwärts überhing. Ich that einen unwillkührlichen Schrei, hielt aber doch feſt, und faßte als geübter Turner ſogleich den Entſchluß, mich mit beiden Füßen um das Seil zu klammern. Doch bevor ich dies ausführen konnte, glitt, der natürlichen Schwere und Richtung folgend, der Eimer wieder ab von der Sproſſe, die er gefaßt hatte, und kam mit einem ziemlich ſtarken Ruck und einigen nachfolgenden Schwankungen wieder in die richtige Lage. Das Alles war die Sache von vielleicht

drei Sekunden, allein der Schreck war nicht nur mir etwas in die Glieder gefahren, ſondern auch die Männer, die droben am Haspel dreheten, und die Störung wahrnehmen mußten, hatten etwas geſtutzt, und dadurch auch meinen Vater beunruhigt. Bald gelangte ich indeſſen glücklich unten an, beſichtigte den Bau und kehrte ſodann zu Tage zurück. Als ich jetzt, nach ein oder zwei Stunden vielleicht, das Licht wieder begrüßte, und von deſſen Helle faſt geblendet war, durchdrang mich ein nicht zu ſchilderndes Gefühl des Glücks, des Danks, der Rührung. Ich ſprang über die Schachtmündung, und mein Vater, in dem, als er mich aus der Tiefe zurückkehren ſah, etwas Aehnliches vorgehen mußte, zog mich, was mir ſeit langer Zeit nicht begegnet war, an die Bruſt, und küßte mich herzlichſt. Mir drangen die Thränen ins Auge. Ich fühlte nach langer erkältender Trennung, und manchem heftigen Auftritt offenen Zwieſpalts, plötzlich wieder die ganze, väterliche Liebe. Ich empfand, daß im tiefſten Grunde der Bruſt Vaterherz und Sohnesherz noch mit der Innigkeit der natürlichen Neigung aneinander hingen! Wer hätte in dieſem Augenblick wo die Möglichkeit, daß der Sohn dem Vater plötzlich geraubt werde, ernſt berührend an uns vorüber geſtreift war, gedacht, daß — die umgekehrte Trennung ſo nahe lag! — Aber gerade, weil dieſe ſo ſchnell eintrat, iſt mir der eine Moment wahrhaften, herzlichen Wiederfindens von unſchätzbarem Werth für das ganze Leben geweſen, und hat mir die Bürgſchaft dargeboten, daß unſere Spaltung uns doch lange nicht ſo weit auseinander geführt hatte, als es zuweilen ſchien. Das Leben würde nach dieſen vorübergegangenen Entwickelungen uns auf das Innigſte zuſammengeführt haben!

Einige Tage nach der Rückkehr von dieſer kleinen Ausflucht, die etwa um die Mitte des Auguſts ſtattgefunden haben mochte, machte mein Vater zu Fuß einen Spaziergang um

das zwiſchen Charlottenburg und Spandau im Lager ſtehende ſchwediſche Corps, wohin viele Tauſende von Berlinern wanderten, zu beſchauen. Ich war in der Regel ſein Begleiter auf weiteren Spaziergängen, und bei dieſem hätte ſchon die Merkwürdigkeit des Zieles mich mit hinausführen ſollen; allein wegen einer Verabredung mit einigen meiner Schulgefährten, zum gemeinſamen Verbringen des Nachmittags, war ich gerade diesmal nicht der Begleiter meines Vaters. Soll ich es eine Wohlthat oder ein Unglück nennen? Denn von dieſem Wege kehrte er nicht lebend heim! Er hatte wohlgemuth und rüſtig das Ziel erreicht; mehrere ſeiner Bekannten hatten ihn im Lager geſprochen; er trat auch den Rückweg zu Fuß an, und verſchmähte es ſogar, von Charlottenburg aus mit einem der vielen Thorwagen zu fahren. Ein Beweis, daß er ſich bei den beſten Kräften fühlen mußte. An dem jetzt ſogenannten Stern, wo der Garten von Bellevue an die Chauſſee ſtreift, ein Platz, der damals wegen einer Anzahl von halbverſtümmelten Sandſteinbildſäulen, die ringsum an dem Eingange der Allee ſtanden, ſo allgemein „die Puppen" genannt wurde, daß ich den trivalen Volksausdruck durch gar keinen anderen Namen zu erſetzen wüßte — an dieſem Platz ſchlug er, wahrſcheinlich um dem Staube auszuweichen, den Seitenweg zu ſeiner Linken, nach dem Schloß Bellevue an der Spree zu, ein. Noch bevor er das kleine, zu den Wirthſchaftsgebäuden des Schloſſes gehörende Gaſthaus, welches noch jetzt dort Kaffeegäſte aufnimmt, erreicht hatte, ſank er leblos zu Boden. Sein Tod muß augenblicklich erfolgt ſein; denn zwei Herren (die Inſtrumentenmacher Grießling und Schlott, damals eine berühmte Firma) ritten deſſelben Weges, ihre Pferde ſtutzten, ſie ſahen einen Menſchen mitten im Wege liegen, und ſtiegen ab. Dieſes Anhalten machte eine Frau aufmerkſam, die eben, in der entgegengeſetzten Richtung vorübergegangen

war, und ſich noch ſo nahe befand, daß ſie in dem ſommerlichen Halbdunkel den Vorgang wahrnehmen konnte. Sie kehrte um, trat hinzu, und rief aus; „Der Herr iſt mir ja ſo eben noch ganz wohl begegnet.“ So ſchnell war der Uebergang vom Leben zum Tode geweſen! Denn als man mit Hülfe einiger Hinzugekommenen den bereits ſtarr werdenden Körper in ein Zimmer des gedachten Wirthshauſes trug, wo zufällig ein Chirurgus anweſend war, der ihm eine Ader ſchlug, floß ſchon das Blut nicht mehr, — der Tod war erwieſen! Die Rettung wäre gewiß unmöglich geweſen, denn die ſchnellſte Hülfe, die in ſolchen Fällen nur gewährt werden kann, war ſogleich bereit, und befreundete Sorgfalt wandte ſie mit allem Eifer an. Eine meinen Aeltern bekannte Familie hatte eine Sommerwohnung im Schloß Bellevue inne; es war die des Predigers Moliere von der franzöſiſchen Colonie. Die Gattin deſſelben, die von dem Vorfall hörte, kam herzu und erkannte meinen Vater, that alſo natürlich alles Mögliche, was zur Rettung führen konnte. Es hat uns ſomit bei dem Andenken an dieſen Trauerfall ſtets die zwiefache Beruhigung begleiten können, daß einmal kein zufälliger Umſtand, keine Verſäumniß dabei eingetreten iſt, durch welche der Tod herbeigeführt oder nur beſchleunigt worden wäre, und zweitens, daß derſelbe ſo ſchnell und ohne quälende Kämpfe erfolgt iſt, wie er ſelten einem Menſchen zu Theil wird.

Wir erfuhren alle dieſe Umſtände natürlich erſt ſpäter. Die Art, wie wir von dem uns in ſo ſchwerer Zeit ſo ſchwer betreffenden Unglück unterrichtet wurden, wird mir nie aus dem Gedächtniß ſchwinden.

Es war Abends gegen neun Uhr. Wir waren ſämmtlich zu Haus, auch ich ſchon von meinen Spielgefährten zurück. Es ſchellte ziemlich ſtark. Zwei fremde Herren fragten nach meinem Vater. Es wurde ihnen die Antwort, er ſei auf einem

Spaziergange, und wahrſcheinlich nachher noch ins Theater gegangen, von wo er bald zurückkommen werde. Die Fremden erwiederten hierauf, ſie müßten, uns bedauernd, nur die Meldung machen, daß der Vater auf ſeinem Spaziergange unwohl geworden ſei, und ſich krank in Bellevue befinde. Dieſes Wort durchzuckte meine Mutter mit der, ich darf kaum ſagen Ahnung, mit wahrhafter Ueberzeugung der Wahrheit, ſo gewaltig wurde ſie in ihrer reizbaren Natur davon ergriffen. Sie rief aus: „Er iſt todt! Sagen Sie die Wahrheit!“ Die fremden Herren aber blieben dabei, er ſei nur ernſtlich erkrankt, Hülfe nicht unmöglich. Unſere erfahrungsloſere Jugend ſchenkte dem ſcheinbaren Troſt Glauben, und wir Geſchwiſter hefteten unſere Hoffnung an das Wort. Nicht ſo meine Mutter! Sie war, wie ein halbes Jahr zuvor bei dem Tode ihrer Tochter Caroline, auch jetzt ganz hingeriſſen von dem Schmerz, und hatte keinen Augenblick der Hoffnung. Unſere Beſtürzung war natürlich trotz jener leiſen Hoffnung außerordentlich groß, und im erſten Augenblick waren wir Alle rathlos. War es Zufall oder auf einer früheren Verabredung begründet, ich weiß es nicht mehr, allein wie ein tröſtender Helfer vom Himmel erſchien in dieſem Augenblick der alte innige Freund meines Vaters, der Prediger Catel, der eben aus dem Theater kam, und erfuhr, was geſchehen ſei. Er erklärte, daß er ſogleich ſelbſt hinaus wolle, um den Kranken hereinzuſchaffen, während ich zu unſerm Hausarzt Heim geſendet wurde, damit dieſer ſeine Hülfe gleich hier anwenden könne. Ich lief in meiner Angſt und Verwirrung, für die ich keine ſchildernde Worte habe, zu Heim, der zum Glück nicht ſehr entfernt, an der Ecke der Kronen- und Markgrafenſtraße wohnte, eine Wohnung, die er bereits über zwanzig Jahre inne hatte, und in der er, über zwanzig Jahre ſpäter, ſelbſt ſtarb. Ich traf ihn gerade beim Entkleiden. Ich wollte ihm erzählen was vorgefallen war,

allein ich hatte Faſſung und Sprache ſo verloren, daß ich trotz ſeiner gutmüthigen Fragen nichts hervorbringen konnte, als die Worte: „Mein Vater, mein armer Vater! — O kommen Sie doch zu uns!“ Er beauftragte mich einen Wagen zu holen; da ich aber in meinem angſtvollen Zuſtande ſelbſt dazu nicht recht fähig ſchien, rief er gutmüthig ſeinem im Zimmer anweſenden Kutſcher zu: „Fahre nur raſch vor, daß wir bald fortkommen.“ Ich hatte mich indeſſen doch wieder gefaßt, und lief zu einem gegenüber wohnenden Fuhrmann, der aber, da er mich nicht kannte, und ich ihm nicht das Geld vorauszahlen konnte, ſehr zögerte, anzuſpannen. Während ich noch unterhandelte, fuhr Heims Wagen ſchon heraus und ich eilte dieſem vollen Laufs nach zum älterlichen Hauſe. Eben, als ich vor die Thür gelangte, wollte ein anderer Wagen halten. Es war der, in welchem unſer Freund, ſpäter mein Vormund, Catel die Leiche meines Vaters hereinbrachte. Als er ausſtieg, und ich meinen Vater im Wagen zurückgelehnt erblickte, rief ich mit dem gemiſchten Ton der Angſt und Hoffnung: „Lebt er!“ Doch der redliche Freund drückte mir die Hand und ſagte leiſe: „Nein, er iſt todt!“ — Nun ſtrömten meine Thränen und von den nächſten Vorgängen weiß ich nichts mehr, als daß ich meine Mutter in Thränen fand, vor dem Körper meines Vaters, der auf einen Tiſch gelegt war, Heim ſtehen ſah, welcher den mit Fragen in ihn Dringenden, ob man nicht noch einen Aderlaß verſuchen ſolle, mit Entſchiedenheit antworten: „Nein! Er iſt völlig todt. Da iſt nichts mehr zu thun.“

Wie der Abend endete, wie wir die Nacht zubrachten, weiß ich nicht mehr. Nur daß andern Morgens, ſchon von den früheſten Stunden an, Freunde des Hauſes und Andere erſchienen, die von dem Fall gehört hatten, noch zweifelten, und ſich überzeugen wollten, ob dem wirklich und wahrhaft ſo

ſei. Denn der Unglücksfall erregte in doppelter Beziehung Aufſehn und Theilnahme, ſowohl durch ſeine Plötzlichkeit, als weil mein Vater einer der gekannteſten Männer der Stadt, und in ſeiner regen, eifrigen, auf Wahrhaftigkeit und Ueberzeugung begründeten Thätigkeit als muſikaliſcher Beurtheiler allgemein geachtet war. Viele hatten ihn kurz zuvor in Fülle der Geſundheit, Einige noch am Abende ſeines Todes geſehen.

Das Wohlthuende einer ſo allgemeinen und tiefen Theilnahme, worin ſich zugleich die Hochachtung vor dem geliebten Hingeſchiedenen ausdrückt, empfindet ſich mitten in der Gewalt der Schmerzen. Ich ſah in dieſen Tagen Freunde und Bekannte wieder, die Jahr und Tag unſer Haus nicht betreten hatten, und alle waren ſie von tiefer Trauer bewegt. — Meine Mutter war vom Weinen und fieberhafter Schmerzenswallung faſt erſchöpft. Unvergeßlich wird mir der tiefe Ausdruck der Wahrheit ſein, mit dem ſie in ihren Thränen rief: „O hätte ich ihn doch nur noch einmal wiedergeſehen, ihm nur einmal ſagen können, wie ſehr ich ihn geliebt, wie ich ihm dankbar bin für alle Treue und Sorge, die er für mich und meine Kinder gehabt!“ —

Das Begräbniß geſchah am nächſten Montage, am 23. Auguſt, zugleich der Tag der Schlacht von Großbeeren. Feierliche Beſtattungen waren zu jener Zeit überhaupt nicht ſo in der Sitte, — vielleicht in der eitlen Sitte – als jetzt, vollends aber in den Tagen ſchweren Ernſtes. Jeder hatte zu viel um ſein Haus auf Erden zu ſorgen, als daß er für die hätte ſorgen ſollen, die — Manchen ſchien es beneidenswerth — ſicher gebettet wurden, unter der Erde, vor den Stürmen auf dieſer! So war denn die Beſtattung ganz einfach, wie mein Vater auch ſelbſt gewünſcht hatte; wir laſen dies ſpäter in ſeinem Teſtamente. Wahrſcheinlich auch hatte er es der Mutter oft mündlich geſagt. Nur drei Wagen folgten dem Sarge des

viel gekannten und geachteten Mannes. Im erſten befand ich mich, begleitet von einem treuen und liebenden Freunde unſeres Hauſes, des als Jugendſchriftſteller weit gekannten und verehrten Predigers Wilmſen, der auch meine Geſchwiſter eingeſegnet hatte, bei dem ich ſelbſt den Religionsunterricht genoß, und der jetzt auch die Pflichten des geiſtlichen Amtes bei der Beerdigung unſeres hingeſchiedenen Vaters übte. Im zweiten Wagen folgte mein Vetter Wilhelm Häring, als nächſter Verwandter, Schweſterſohn des Verſtorbenen; ihn begleitete der oben erwähnte treue Freund meines Vaters, der Prediger Catel. In dem dritten zwei Verwandte, der Stallmeiſter Schur und der Brunnenmacher Siegel. Der Schlacht wegen mußten die Todten ſo eilig als möglich begraben werden an dieſem Tage. — Es war ein trüber regnichter Morgen, der Himmel grau, verhüllt wie die Zukunft. Auf dem Parochialkirchhofe, innerhalb der Stadt dicht an der Kirche, nahe der Mauer, die ihn öſtlich begrenzt, war der Begräbnißplatz. Nur vier Männer und zwei Knaben ſtanden an der offenen Gruft, meine heißen Thränen floſſen; das die Kindesbruſt überwältigende Schmerzgefühl bildet meine ganze Erinnerung von dieſem Augenblick. Vom Einzelnen weiß ich nichts mehr, nichts von der gewiß, dem innerſten Herzen entquollenen Rede des Predigers, den ja nicht nur ſein Amt, ſondern auch der nächſte perſönliche Antheil an unſerer Familie auf dieſe Stelle führte. —

Der Sarg wurde vollends eingeſenkt, wir warfen den üblichen Zoll der Erde hinab, der Todtengräber begann ſein Werk — das unſrige war vollbracht! —

Achtzehntes Kapitel.

Schlacht bei Großbeeren. — Aengstliches Erwarten der Entscheidung. — Unsere Lage während der Schlacht. — Meine Erkundigungen. — Trauerfälle. — Erbeutete Feldschmiede. — Anblick der Gefangenen. — Andere Nachrichten. — Turnfahrt nach Heiligensee. — Schlacht bei Leipzig.

Daß die Bewohner Berlins am 23. August des Jahres 1813 sich in einem Zustande der äußersten Aufregnng und und Spannung befanden, und Gemüth und Blicke nur auf das Schlachtfeld von Großbeeren richteten, bedarf keiner Erklärung, denn das Schicksal der Stadt hing an einem Faden und das Damoklesschwert der Plünderung, ja der Vernichtung schwebte über eines Jeden Haupt. Doch ich muß, ehe ich fortfahre von den Eindrücken dieses denkwürdigen Tages zu reden, noch einige Zustände schildern, die unmittelbar vorhergingen. Der Feind stand zwei Meilen weit von den Thoren der Stadt, die, wie ich schon oben angedeutet, nach der Südseite rings mit Verschanzungen umgeben war. Den Hauptpunkt derselben nahm der Kreuzberg ein, gewissermaßen die vorgeschobene Citadelle der großstädtischen Festung. Die Gräben und Wälle zogen sich vom Cottbusser Thor nach dem Hallischen, Potsdamer u. s. w. Genau weiß ich die befestigten Linien nicht mehr anzugeben. Die Bewohner strömten schon seit den letzten Tagen vielfach vor diese Thore hinaus, theils um die Vertheidigungsanstalten im Ganzen zu beschauen, an deren einzelnen Stellen die meisten mitgearbeitet, theils um dort die ersten Nachrichten von dem Heer in Empfang zu nehmen. Jeder Reiter, jede Ordonnanz wurde angehalten und befragt, selbst jeder Bauer, der aus der Gegend kam. Die Theilnahme war allerdings eine für das Ganze; oft aber auch eine ganz bestimmte für die Einzelnen, denn viele Mütter und Väter zählte die Stadt, die ihre Söhne draußen wußten, wo der entscheidende Kampf ausgefochten werden sollte, und viele Schwestern

hatten nach ihren muthig aufopfernden Brüdern zu fragen und zu forſchen! Es war eine Zeit der großartigen Erhebung in Liebe und Schmerzen.

Noch eines anderen Gefühls muß ich gedenken, das ſich in dieſen Tagen allgemein geltend gemacht hatte, es war das des äußerſten Unwillens, ja der Empörung gegen eine abſcheuwerthe Handlungsweiſe, die man Einzelnen ſchuld gab. Da nämlich im Lager die Bedürfniſſe groß, bisweilen die Lebensmittel ſehr karg waren, ſo ſandten die Bewohner Berlins was ſie nur irgend aufbringen konnten hinaus zur Erquickung der Vertheidiger des Vaterlandes und jetzt der häuslichen Genoſſen ſelbſt. Brot, Fleiſch, Fäſſer mit Bier und Branntwein, Tabak, Wäſche, Strümpfe, genug, was nur das nächſte Bedürfniß ſtillen mochte, wurde in zahlreichen Wagenladungen hinaus geſandt, ſo daß bei gewiſſenhafter und richtiger Vertheilung unmöglich Noth herrſchen konnte. Dennoch war dem in einzelnen Fällen ſo und zwar in Folge eines nichtswürdigen Betruges; denn man erfuhr, daß dieſe freiwilligen Gaben der Liebe und des patriotiſchen Eifers auf das ſchändlichſte zu niedrigen Preiſen verkauft wurden, ſtatt ſie denen zuzuführen, denen ſie beſtimmt waren. Reiche Lieferanten und Spekulanten ſogar ſollten ſich auf dieſe Weiſe in Beſitz von Lebensmitteln und Gegenſtänden geſetzt haben, die ſie alle zu den theuerſten Preiſen den armen Bedürftigen im Lager verkauften. Darüber natürlich erhob ſich ein allgemeiner Schrei des Unwillens. Es mag ſein, daß einzelne Fälle dieſer Nichtswürdigkeit vorgekommen ſind, doch allgemein kann der Unterſchleif wohl kaum geweſen ſein. Allein das Aufſehen war deſto allgemeiner, und faſt mehr als die Sorge um die drohende Zukunft, beſchäftigte dieſe Erbitterung gegen ſolche Schandthat, die Einwohner Berlins. In den Schulen ſprachen die Lehrer, in den Kirchen die Prediger davon, und ſelbſt in dem Religionsunterricht

ſprach Wilmſen, der edeldenkende, hochbegeiſterte Mann ſeinen Abſcheu über ſolche That aus. Indeſſen ſo weit ich mich erinnere iſt doch kein Fall zur wirklichen Unterſuchung und Beſtrafung gekommen.

Aeußerlich war der Anblick der Stadt gleichfalls ein ſehr bezeichnender. Die Landleute aus der Umgegend waren größtentheils nach Berlin geflüchtet, und täglich ſah man noch Wagen, beladen mit den beſten Habſeligkeiten der Unglücklichen, durch die Straßen fahren. Oftmals lagen auch Kranke darauf in Stroh und Betten. Kindbeiterinnen mit dem Neugeborenen im Arm, ſchauten bleichen Antlitzes, erſchöpft aus den tiefen Kiſſen hervor. Wiegen mit kleinen Kindern ſah man auf den Leiterwagen ſtehen! Auch geflüchtetes Vieh wurde in die Stadt gebracht. Faſt in jedem Hauſe hatte irgend eine auf dieſe Art ausgewanderte ländliche Familie ein Unterkommen gefunden. In dem meiner Aeltern befand ſich eine aus Großbeeren, deren Habſeligkeiten zum Theil auf dem Hofe ſtanden, während das Vieh in Ställen, die Menſchen in den freiſtehenden Wohnungen untergebracht waren.

Das waren die Tage und Bewegungen der Schlacht. Am Schlachttage ſelbſt gab es nur ein Intereſſe, das, zu erfahren, wie der Kampf ſtehe. Nachdem ich von dem Begräbniß meines Vaters zurück gekehrt war, und die treuen Freunde, die uns bei dieſer ernſten Feier zur Seite geſtanden, uns Lebewohl geſagt, begab ſich unſere ganze Familie zu einer Freundin meiner Mutter, um dort den Tag zuzubringen. Es war die Gattin unſeres Vormundes (von den drei durch meinen Vater teſtamentlich erwählten Vormündern werde ich ſpäter mit innigſtem Dank zu ſprechen haben) des Geh. Hofkammerath Hübner, die uns aufnahm. Sie war in dieſen ſchweren Augenblicken gleichfalls ohne den Beiſtand ihres Mannes, indem derſelbe in ſeinem Amtsberufe, in Dienſten des Prinzen Auguſt, von Ber-

lin abweſend war. Doch wohnte ein Verwandter, ein junger Militair bei ihr, der in der Schlacht bei Lützen durch den Fuß geſchoſſen, und noch nicht wieder felddienſtfähig war, im Fall einer Vertheidigung der Stadt aber, ſich doch derſelben angeſchloſſen, und gethan haben würde, was in ſeiner Lage möglich war. Da ich ſchon ſeit dem Tode des Vaters das Gymnaſium nicht beſucht hatte, geſchah dies auch jetzt noch nicht. Ich wurde daher von Zeit zu Zeit ausgeſandt, um in der Stadt zu erkunden, wie die Lage der Dinge ſei, was man zu hoffen und zu fürchten habe. Ich lief vor das Halleſche Thor hinaus, wo ſich viele Hunderte von Menſchen befanden, auf dem Wege, der der Richtung von Teltow und Großbeeren zuführte, weit hinaus zerſtreut. Einzelne Militairs ſprengten im Galopp über Feld, doch ſie hielten den Fragern nicht Stand, ſondern eilten nach der Kommandantur oder wohin ſonſt ihre Ordre lautete. An Gerüchten der verſchiedenſten Art jedoch fehlte es nicht, die aus Abſicht oder Leichtgläubigkeit in Bewegung geſetzt wurden. — Der Himmel war grau bewölkt, der Regen fiel faſt unaufhörlich, wenn auch ſelten ſtark. Der dumpfe Kanonendonner, den wir ſchon ſeit dem frühen Vormittag vernahmen, ſetzte ſich ununterbrochen fort. So kam der Mittag heran. Wir aßen unter trübem Geſpräch zuſammen. Es wurde hin und her berathen, was man am geeignetſten zu thun habe, wenn die Franzoſen einrückten, wenn der äußerſte Schreckensfall, die Plünderung, einträte! Meine Mutter wurde durch ihren tiefen Schmerz vor dem ganzen Gewicht der Sorgen gedeckt, ich durch meine Jugend, die zum Glück nicht ſo überlegt. Doch erinnere ich mich, daß die beiden Männer am Tiſch (außer dem jungen Militair auch noch ein Bruder der Wirthin) die Sache als eine ſehr nahe Möglichkeit in's Auge faßten. Der erſte war ſchnell mit ſich fertig; der ihm angewieſene Poſten war der Punkt wo er jede

Entſcheidung des Schickſals abzuwarten hatte. Der Bruder, ein älterer Mann, war der Anſicht, es ſei das gerathenſte ſich gemeinſam an einen großen öffentlichen Ort zu begeben, ſich nicht der Gefahr und Mißhandlung im Einzelnen, in den Häuſern blos zu ſtellen. Eine gräßliche Niedermetzelung oder Mißhandlung im Großen ſei zu barbariſch, und dem Feinde zu nutzlos, um ſich dadurch zu beflecken; und eher ſei dort eine Sicherſtellung der Perſonen durch die Menſchlichkeit, ja durch die Vorſicht, zu erwarten. Etwas mehr als das Leben zu retten, könne man bei ſolchem Schickſal nicht verlangen noch erwarten; was von beweglichem Eigenthum nicht durch Verſteck geſichert ſei, müſſe als verloren betrachtet werden. Daß dieſer letztere Schutz in Betreff alles baaren Geldes, Silbers und Goldes, und was ſonſt den Blicken zu entziehen war, angewendet wurde, hatten wir ſchon thatſächlich erfahren, denn ſchon mein Vater ſelbſt hatte in mehreren abgelegenen Wohnungstheilen und ſonſtigen Verſtecken verborgen, was nur möglich war.

So ſtand in dieſen Tagen die Möglichkeit der Zukunft vor den Bewohnern der Hauptſtadt.

Nachmittags wurde ich wieder ausgeſandt, als Kundſchafter unſerer Trauerverſammlung. Ich nahm die alte Richtung. Dieſelbe nur noch geſteigerte Bewegung herrſchte in der Stadt. Die Nachrichten widerſprachen einander. Wagen mit Verwundeten kamen herein, man umdrängte ſie, ihnen Erquickungen zu bieten, und ſie über den Stand der Schlacht zu befragen, deren dumpfe Donner noch immer aus der nämlichen Ferne, wie es ſchien, zu uns herüber ſchallten. Hier gab es manche rührende Erkennungsſcene! Es wurden ſpäter viele Einzelnfälle erſchütternder Art erzählt. Ein Vater, der mit ſeinem wohl mit Erquickungen bepackten Wagen hinausfährt, um ſie den Bedürftigen zu ſpenden, trifft einen Wagen mit Verwun-

deten, er fährt heran, und erkennt ſeinen Sohn, — dem beide Füße weggeſchoſſen ſind! Zwei junge Mädchen ziehen vor's Thor um Nachrichten von der Schlacht und wo möglich von einem freiwilligen Kämpfer zu empfangen, der der Bruder der einen der Bräutigam der anderen iſt. Auf dem erſten Wagen mit Verwundeten dem ſie begegnen, treffen ſie den Geſuchten, allein ſo tödtlich getroffen, daß er ihnen nur noch zulächeln kann, und dann das Auge für immer ſchließt.

„Wer zählt die Opfer, zählt die Thränen!“ — —

Der Abend ſank allmälig herab, und in gleichem Maaß ſtieg die Hoffnung; wenigſtens für dieſen Tag war das äußerſte Geſchick abgewendet. Auch liefen ſchon, freilich unverbürgte Nachrichten durch die Stadt, daß die Franzoſen im Rückzuge ſeien, da ſah ich, auf der Heimkehr zu den Meinigen, etwa zwiſchen ſechs und ſieben Uhr, eine franzöſiſche Feldſchmiede transportiren. Das war ein Siegeszeichen! Die Franzoſen mußten wenigſtens an der Stelle, wo ihnen dieſe Feldſchmiede genommen werden konnte, gewichen ſein. Mit dieſer Nachricht, — dem Oelblatt, das ich in die Arche hinein trug — eilte ich zu den Meinigen. Die Botſchaft erregte große Freude, doch war ſie freilich nicht ganz genügend; allein gleich darauf lief auch durch einen Hausgenoſſen, — denn natürlich theilte jeder gleich dem andern mit, was er erfuhr — die Nachricht ein, es ſeien Couriere eingetroffen, die Schlacht ſei auf allen Punkten gewonnen. Die Franzoſen in vollem Rückzuge. Unſere nach Hauſe zurückkehrenden Männer beſtätigten dieſes ſchönſte Evangelium, was uns werden konnte. Und jetzt ſchlug ſelbſt in den bekümmerteſten Herzen, ſelbſt in die Nacht tiefſter Trauer, eine helle heilige Flamme der Freude auf, und ein Jubel erfüllte die Bruſt, den nichts in der Welt zu ſchildern vermag. O wie ſah jetzt ſchon, — denn die Freudennachricht flog mit ihren zündenden Funken gleich einem Lauffeuer von

Mund zu Mund, — die Straße anders aus! Zuvor gedämpfte Stille, — in den ſchwarzen Gruppen ein leiſes düſteres Murmeln, — ein vereinzeltes, ſchauerliches Ziehen der Geſtalten; jetzt überall raſches Leben, fröhliche, ſtrömende Bewegung hin und her; die Begegnenden umarmten einander, es erſchallte lauter Jubelruf, es ertönten Freudenſchüſſe! — Nun wurde mit dankbarem Herzen auch der Pflichten gedacht, die uns zunächſt gegen die Tapfern, die für uns gekämpft, oblagen. Zu Hunderten zogen die Wagen hinaus, um Erquickungen hinauszuſchaffen, Verwundete hinein! Wer irgend ein Geſpann beſaß, verwandte es zu dieſem Zweck, mußte es dazu verwenden. Kein anderes Verbot als das der öffentlichen Stimme unterſagte für dieſen Tag, es war der 24. Auguſt, das damals noch im lebendigſten Schwunge übliche Volksfeſt des Stralauer Fiſchzuges. Alle Wagen, die frohe Menſchen dort hinaus geführt hätten, mußten die Leidenden, deren Blut für die Rettung der Hauptſtadt gefloſſen war, zu dieſer hinein führen. Mit neuem Leben, neuer Thätigkeit erfüllten ſich die ſchönen Vereine der Frauen zur Pflege der Verwundeten; freilich waren ſie ſchon ſeit dem Ausbruch des Krieges thätig, jetzt aber ſahen ſie plötzlich ihre Kräfte unmittelbar in Anſpruch genommen durch eine große blutige Schlacht. Kein Haus, keine Familie, in der nicht Alles was Hände zu rühren hatte, Charpie zupfte, Bandagen bereitete. Wir Kinder waren dabei erzogen, denn ſchon vom Jahr 1806 an hatten die Lazarethe zu Zeiten dieſe Thätigkeit in Anſpruch genommen. Jetzt wurde ſie mit verdoppeltem Eifer, verdoppelter Liebe geübt.

Ein Weniges kam uns auch auf der offenen Straße von den Schrecken der Schlacht zur Anſchauung, von den Schrecken ihrer Nachwehen, oft noch furchtbarer als die der zerſtörenden blutigen Gegenwart. Trupps von vielen Hundert Gefangenen wurden durch die Stadt geführt. Welch einen Anblick gewähr-

ten dieſe, den verwundeten Söhnen des Vaterlandes gegenüber! Während die letzten, ſelbſt unter den Schmerzen der Wunden, freudige Blicke und Züge zeigten, von allen Seiten mit Liebe umringt, begrüßt, erquickt, beſchenkt wurden, zogen jene in langen ſtummen Reihen, die tiefſte Niedergeſchlagenheit in den Zügen, ermattet bis zum Tode, viele verwundet und unverbunden, — denn die Kräfte dazu genügten oft nicht für die Freunde — in abgeriſſener Kleidung, die Straßen hinunter, begleitet von Bewaffneten, die ſie überwachten. Viele hatten blutige Tücher um die Stirn gewunden, ſtatt der Kopfbedeckung; klaffende Hiebwunden zerriſſen das Geſicht; ich ſah einen Unglücklichen mit halb weggehauener Naſe, das getrennte Stück hing noch in der Haut und an dünnen Fleiſchfaſern, aber ſchon ſchwarz, halb verdorrt, mit geronnenem Blut umgeben. Nur einige Minuten der Hülfe im rechten Augenblick, und das ſchaudervolle Schickſal des ganzen Lebens war abgewendet! — Die Geſtalten waren überdies meiſt abgezehrt, fieberbleich; die Meiſten mochten ſelbſt von Hunger erſchöpft ſein. So zogen dieſe Opfer in die Hauptſtadt ein; wie nahe lag es aber, daß dieſelben Männer Tags zuvor anders, mit herriſcher Gewalt, Alles ertrotzend, nichts ſchonend, eingedrungen waren! Ein ſchwerer Wechſel der Geſchicke uns zum Heil, ihnen zum Verderben! — Konnte ſich dieſen Leidenden auch nicht jenes freudige Mitgefühl zuwenden, das die Unſrigen empfing, tröſtete und erquickte, ſo blieb der Zuſtand ihres Elends doch nicht unempfunden, zumal in dem Dankgefühl, das alle Bewohner der Hauptſtadt durchdringen mußte. Es öffnete ſich auch ihnen manche mildthätige Hand, und kein Blick, kein Wort der Umſtehenden kränkte ſie, ſondern mit ſchonender Theilnahme ſah man die Reihen der bleichen Geſtalten vorüberziehen.

Ich kann nun wieder mit raſchen Schritten in der Zeit

vorwärts gehn. In der Schlacht von Großbeeren waren uns die Kriegsereigniſſe am nächſten getreten; den heilvollen Wendepunkt, den ſie hier nahmen, gewannen ſie, wie man weiß, auch auf den andern Schauplätzen des Kampfes. Schlag auf Schlag trafen die Siegesnachrichten ein, von der Katzbach, von Culm; dem Sieg von Großbeeren folgte faſt unmittelbar der von Dennewitz, und wenn auch das wechſelnde Kriegsglück einzeln rückwärts ſchwankte, wie bei Dresden, im Ganzen und Großen ſchwang ſich jetzt die Kugel um, und endlich reifte die Stunde der Erlöſung. Deutlich erinnere ich mich noch, mit welchem erſchütternden Schauer über den Rieſenſchritt der rächenden Weltgeſchichte, in jenen Tagen man es in Betrachtung zog, daß die Schlacht von Dennewitz, wo der berühmte kühne Ney unſern Waffen weichen mußte, faſt auf den Jahrestag der ungeheuren Schlacht von Moſaisk fiel, die der nämliche Feldherr weſentlich mit zum Siege entſchied, ein Sieg durch den Europa dem Machtſpruch des gigantiſchen Corſen nun für immer unterworfen zu ſein ſchien! Und jetzt, in einem einzigen Jahre, welch' eine Gewalt der Ereigniſſe! Eine Schlachtenbahn von der Moskowa bis zur Elbe, mit hin und her ſchwankenden Siegen und Niederlagen! Wer hätte am Abend des 6. September 1812 dem Marſchall Ney zu prophezeihen gewagt, daß und wie er, am 7. September 1813 vierhundert Meilen von dort den Sieg mit der Niederlage vertauſchen werde! — —

Selbſt in ſolcher erhebenden Freude kann eine Art Ueberſättigung eintreten, die Anſpannung der Nerven durch das höchſte Glück führt eben ſo zur Abſpannung und Abſtumpfung durch das Zuviel, wie die durch jede andere leidenſchaftliche Erregung. Es wurde unmöglich die immer neuen Botſchaften von Siegen und Fortſchritten der Heere mit der gleichen Freude zu empfinden, wie im erſten friſchen Erlöſungseindruck. Die Freudenzeichen waren allerdings dieſelben. Nach jeder Sieges-

nachricht, die die Zeitungen durch Extrablätter, welche Hunderte von Knaben zum Verkauf austrugen, verkündeten, wurde die Stadt beleuchtet, und ein ununterbrochenes Pelotonfeuer von Freudenschüssen hallte in den schönen Sommernächten oft bis an den dämmernden Morgen durch die Straßen.

Ernstere, besonnenere Leute sahen indeß wohl ein, daß noch lange nicht Alles entschieden sei. Als sich die Heeresmassen immer dichter und dichter um den Knotenpunkt bei Leipzig zusammenzogen, erhöhete sich auch die Spannung der Zweifel und Besorgnisse wieder. Das fühlte jeder, daß hier die Würfel des Verhängnisses fallen mußten. — Wie eine jüngst vergangene Stunde ist mir die gegenwärtig, wo diese alle früheren Siegesnachrichten mit Sturmflügeln überbietend, zu mir drang. Mit einigen Schulgefährten hatten wir die Michaelisferien benutzt, um eine Wanderfahrt zu machen nach den *Dörfern*, Tegel und Heiligensee. Die Lust am Baden, Schwimmen, hatte uns früher dort versammelt, jetzt zog die am Wasserfahren uns dorthin. Wir hatten uns den Tag über schiffend auf der Havel umhergetrieben und waren sogar ernstliche Gefahr gelaufen, (für uns Schwimmer keine bedeutende, aber für einen Kameraden der nicht schwimmen konnte, eine sehr ernstliche) von einem großen Havelschiff, das im kräftigen Herbstwind mit vollen Segeln herankam und dem wir nicht zeitig auswichen, in den Grund gesegelt zu werden. Nur die Aufmerksamkeit der Schiffer, die uns mit ihren rasch ergriffenen Ruderstangen zurückstießen, bewahrte uns vor diesem Schicksal. Abends kehrten wir zu Fuß, noch rüstig und wohlgemuth aber doch stark ermüdet heim. Da tönte, als wir noch das Oranienburger-Thor nicht erreicht hatten, uns der ferne Widerhall von Schüssen entgegen; es wurde stärker und stärker. Einzelne Häuser vor dem Thore waren erleuchtet. Die Leute strömten eilig zur Stadt, wir fragten und

erhielten die Kunde: „Es iſt eine ſo große Schlacht gewonnen, wie noch keine zuvor! Die Franzoſen ſind vernichtet, auf der Flucht! Vierzig tauſend Menſchen ſind geblieben! Aber wir haben geſiegt! Zweihundert Kanonen erobert.“

Wo war nun die Müdigkeit geblieben! Es war als ob eine neue Seele den Körper durchſtrömte! Wir jauchzten auf! Wir ſtrömten in die Stadt! Da quoll uns ein blendendes Lichtmeer entgegen, und der Hall der Gewehre ſchien die Schlacht zum zweitenmale zu liefern. Alles jubelte laut, Tücher weheten, die Fremdeſten fielen ſich in die Arme vor Freude, eine Seligkeit, ein erhebendes Dankgefühl erfüllte Alle, Alle! Kein Hüttchen, kein noch ſo ärmliches Dach- oder Kellerfenſter, an dem nicht eine Freudenlampe ſtrahlte. Die Sonne der Errettung war blutig aber herrlich aufgegangen bei Leipzig!

Es ließe ſich leicht ein Buch füllen mit den einzelnen Schilderungen des Glückes der belebten Hoffnungen, die jetzt Aller Bruſt erfüllten. Die ſchweren Kämpfe von Lützen, Bautzen hatten gezeigt, daß der kühne Attila des Weſtens noch Kräfte genug beſitze, die Welt zu zermalmen. Es ſchienen doch nur die Elemente geweſen zu ſein, die ihn beſiegt hatten. Die Völker vermochten ihm nicht zu widerſtehen. Nun aber hatten auch dieſe ihn geſchlagen! Jetzt war es nicht die grimmige Umarmung des Winters geweſen, die ſeine Kräfte erſtarrte und brach, es war das Schwert der todesmuthigen Söhne des Vaterlandes, es war das Schwert der Nemeſis, von der Verzweiflung der Völker gehoben, dem Eintracht die unwiderſtehliche Siegesgewalt verlieh, wodurch er fiel!

Unmöglich vermag, wer die ganze ſchwere Zeit nicht mit durchgelebt, den düſtern Druck der ſieben pharaoniſchen Jahre des Unheils nicht ſeufzend getragen, ſich zu der Gewalt der Empfindung heiliger, weinend jubelnder Freude zu erheben, die in jenen Tagen die Herzen beſeligte. Nur einen Schmerz

gab es für die Jugend, die männliche Jugend, den, nicht mitgekämpft, nicht mitgeblutet zu haben für diesen Siegespreis. Aber die Siegesfreude drang dennoch in unser Herz. Es war als habe die Zeit den lastenden Grabstein gesprengt, und die Auferstehung zum beseligenden Himmelreich beginne.

So lange, so ewig lange, — denn sieben Jahre der Duldung sind eine Ewigkeit, — hatte nur die Trauer ihre schwarzen Schleier über uns gebreitet, hatte jeder Tag, jede Stunde Opfer gefordert. Nun leuchtete die Opferflamme der Freude! Nun brachte jeder Tag neues Glück, neue Segnungen! Die Nacht des Jahrhunderts war vorüber, — ein rosiger Morgen tagte, — und Heil dem, in dessen Jugend diese Jugend der Zeit fiel, denn die Schwingen wuchsen zugleich mit denen, die sie allbelebend, segnend regten! Solche Freude erhob die Gesinnung, adelte die Brust, reinigte das Herz! Nach der Kerkerluft athmeten wir die des Eden, nach den Ketten, die uns niederdrückten, fühlten wir uns von Geisterflügeln getragen! Nochmals Heil denen, die dieses Glück empfunden, in seiner ganzen Frische und Wärme, wie es der Verfasser dieser Zeilen empfand, dem der Dank dafür unerlöschlich bis an den letzten Tag seines Daseins in der Brust leben wird.

Neunzehntes Kapitel.

Meine Vormünder. — Theodor Körner. — Reise nach Schwedt. — Jagdbelustigungen. — Einnahme von Paris. — Erste selbstständige Reise nach Neustadt und Freienwalde. — Professor Barthold. — Regenwetter bei der Rückkehr. — Friedensfest. — Fest zur Bewirthung der Russen.

Eines Umstandes will ich hier gedenken, der mein und meiner Geschwister nähere Verhältnisse berührt. Es ist die

Ernennung unſerer Vormünder. Drei Männer hatte mein Vater zu dieſem mühſeligen Amt erwählt. Zuerſt den unſerm Hauſe ſo vielfach befreundeten Profeſſor und Prediger Catel, der ſein Amt ſtets mit der größten Liebe, beſonders in Beziehung auf mich, ausübte, und dem ich hier den höchſten und innigſten Dank dafür zolle. Er hatte die Erziehungs-Angelegenheiten zu verwalten, und ſo fiel der ſchwerſte Theil ſeiner Arbeit auf mich. Ueberall war er ein guter Rathgeber, wohlwollender Lehrer; endlich verdankte ich ſeiner Vermittelung auch das Amt der Redaktion der Voſſiſchen Zeitung, ſo daß ich mich ſeiner Wohlthaten bis an's Ende erfreute. Zweitens hatte mein Vater den ihm ſehr befreundeten, hoch in Ehren ſtehenden Geheimenrath Zenker, zur Verwaltung der Geldangelegenheiten, gewählt, der des Berufs treulich gegen meine Mutter wahrte, bis der Tod ihn im Jahre 1827 plötzlich ereilte. Als Gehülfe, da der Krieg ihn im Anfang von Berlin entfernt hatte, war für ihn der Geheimerath bei der Seehandlung, Herr Mayet, ſein Schwiegerſohn, mit wahrer Freundſchaft eingetreten. Auch er iſt längs dahin gegangen! Mit den Kindern des Geheimrath Zenker, ſechs Töchter, haben wir ſtets in naher und entfernter Verbindung gelebt. — Der dritte Vormund endlich, den mein Vater erwählt, war der Geh. Regierungsrath Hübner, ein Freund, den er erſt kurz vor ſeinem Tode gewann, der meiner Mutter in vielen Rechtsangelegenheiten redlich zur Seite ſtehen ſollte. Er erfüllte ſein Amt mit der außerordentlichſten Treue und Tüchtigkeit, ſo daß ich auch bis in mein ſechszigſtes Jahr mit ihm verbunden blieb, und den würdigen Mann, der erſt 1859, in dem hohen Alter von faſt 80 Jahren die Welt verließ, noch zuweilen einen Beſuch an ſeinem Krankenbett abſtatten konnte. Einige Momente meines Leben's dürften vielleicht ſpäter Veranlaſſung werden, auf ihn zurückzukommen.

Nun will ich zu den öffentlichen Ereigniſſen zurückkehren und was meine Jugendgeſchichte ferner begleitet.

Von jetzt ab war der Krieg faſt nur eine Kette von Triumphen, zwar einzeln durch unglückliche Wendungen unterbrochen, aber doch im Ganzen nur voller Botſchaften der Freude, für das Ganze. Denn der Einzelne mußte auch noch manchen bitteren Schmerz erdulden. Selbſt wir Knaben hatten den Tod manches wackern Kameraden zu betrauern. Doch die Zeit trug und hob mit mächtigen Flügeln, und veredelte jede innere Kraft. Der gefeierte Held der Jugend war Theodor Körner. Es war wenig, daß jeder Gymnaſiaſt im Beſitz ſeiner Gedichte war, jeder Freiwillige ſie im Torniſter führte: aber Alle trugen ſie im Kopf und Herzen. Auf unſeren Spaziergängen und Turnfahrten wurden ſie mit Pathos citirt, oder, wo ſich eine Melodie damit einen wollte, mit Feuer geſungen. Webers Compoſitionen aus Leyer und Schwert drangen erſt einige Jahre ſpäter in's Publikum; aus jener Zeit erinnere ich mich nur einer einzigen, der des Schlachtengebets „Vater ich rufe Dich" von Himmel, das allüberall geſungen wurde, doch mit Begleitung des Pianoforte geſetzt war. Mein jugendliches Gemüth war entzückt von all den feurigen Liedern, und es koſtete noch ſpäter große Mühe, mich von dieſer idealen Verehrung des Heldenjünglings loszuſagen, und ihm eine minder hohe Stellung als Dichter anzuweiſen. Aber die unwiderſtehliche Macht der Wahrheit die, wie Hegel ſagt, Niemand wieder los wird, der ſie einmal geſchaut, zwang mich dazu. Ich kann Körner als eine Jugendgeliebte betrachten, in der man alle Vollkommenheiten vereint ſieht, wenn es auch nur der friſche Reiz der Jugend und der Herzensverwandtſchaft iſt, der den goldenen Traum der Täuſchung um die erfreuende, ſelbſt ſchöne, aber nicht außerordentliche Wirklichkeit webt.

Wurden die ferneren Siegesnachrichten auch mit immer neuem Jubel empfangen, so lag es doch in der Natur der Sache, daß sie nicht einen solchen Eindruck machen konnten, wie die ersten, daß sich eine Wirkung wie die der Schlacht von Leipzig so wenig wiederholte wie die Schlacht selbst. — Dennoch war die Einnahme von Paris wiederum eine Losung für große Aufschwünge des Danks und der Hoffnungen.

In den Tagen wo sie in Berlin eintraf, hatte ich mit einem später sehr bekannt gewordenen Schulgenossen, Louis Crelinger, (der als Advokat der Polen in dem großen Verschwörungs-Prozesse des Jahres 1847 eine Rolle spielte, und sich überhaupt als praktischer Jurist ausgezeichnet hat) eine Ausflucht nach Schwedt an der Oder gemacht, wo ich Verwandte besaß, die mich bei sich aufnahmen. Crelingers Oheim, der Kaufmann P...., welcher in Schwedt ansäßig war, hatte uns beide mitgenommen; mich aus freundlicher Gefälligkeit für meine ihm bekannten Verwandten, eine Tante, die jüngere Schwester meiner Mutter, und meine Schwester Johanna, die dort eine Schulanstalt mit jener gemeinsam besaß. Wir verlebten dort sehr heitere Tage, durchstreiften die anmuthige Landschaft nach allen Richtungen und machten namentlich unsere Erstlingsversuche als Jäger, indem wir auf einem Nachen auf der weit über ihre Ufer getretenen Oder den Wald durchfuhren, begleitet von den Söhnen eines dortigen Unterförsters. Daß ich keine Anlage zum Jäger besaß (meine Kurzsichtigkeit ganz abgerechnet) hätte jeder Kenner schon damals wahrnehmen müssen, denn mich beschäftigten unendlich mehr der Wald in den ersten Frühlingsknospen, der blaue Wasserspiegel, die schönen hüglichten Ufer, Licht, Sonne, Himmel, als die armen Sperlinge, Elstern, oder andern Thierchen, die wir aus den hohen Baumgipfeln herunterschossen. Unter wir, verstehe ich den geübten Jägersohn, einen Knaben von etwa 15 Jahren, der

für uns sah, und für uns schoß. Wenn wir, was abwechselnd geschah, die Flinte nahmen, knallte es allerdings eben so, aber es fiel kein Vogel herab! — Als wir eines Tages von einer solchen Jagd-Morgenparthie nach Haus kamen, waren wir erstaunt unsere Schüsse, die wir im einsamen Walde hatten ertönen lassen, auch in den Straßen der Stadt zu vernehmen. Es war die Nachricht von der Einnahme von Paris eingetroffen! Am 10. April! Nun erlebte ich auch den Jubel über ein solches Ereigniß in einer kleinen Stadt, aus anderem Maaßstabe als ich es bisher gewohnt war. Doch die Herzen waren nicht minder freudig und die Hoffnungen eben so frisch als bei uns. Es war ein schönerer Frühling in dem schönen! — Denn nun wandte sich das Herz von den Triumphen und Siegen ab, und richtete sich auf die beseligende Gestalt des Friedens. Wir, das heißt meine Altersgenossen hatten ihn eigentlich noch nie gekannt. Vor dem Jahre 1806 waren wir zu jung, um Unterschiede zwischen Krieg und Frieden zu empfinden, und selbst jener Frieden war kein ächter, denn er war stetig mit der Besorgniß vor dem Kriege erfüllt. Der von Tilsit war ein Ereigniß der Trauer und Schmach, und seine Folgen keine Segnungen, sondern nur die schweren Nachwehen der Kriegserschütterungen; fast noch schwerer als diese, da sie ohne ihre Erhebungen blieben. Die Kämpfe rings in Europa und zunächst in Deutschland habe ich schon als solche geschildert, die wir im Geist förmlich mitdurchfochten; das Gefühl des Friedens, seine Hoffnungen und Erfüllungen kamen daher nicht eine Minute über uns, in den Jahren bis 1812 wo der wirkliche Krieg auch für uns wieder begann. Nun aber war auch dieses Ziel erreicht, und jedes Herz empfand die milde Sonne dieses Gefühls! Glückselig waren wir uns der errungenen Freiheit nun erfreuen zu dürfen und ihrer süßen Früchte.

Für meine besonderen Verhältnisse erwuchs daraus noch keine erhebliche Veränderung. Nur daß die Hoffnung, daß nunmehr die schweren Kriegslasten nicht länger drücken, entwerthete Grundstücke und Geldpapiere wieder steigen würden, und schon stiegen, genug alle äußerlichen Verhältnisse ein neues Leben gewinnen müßten, auch in solcher Hinsicht einige freiere Bewegungen gestattete. Man wollte nun auch sich des sorglich zusammengehaltenen Geldes und Gutes einmal erfreuen, während es bis dahin nur zur Befriedigung des Nothwendigen verwendet worden war. Meine Mutter, welcher die schwierige Aufgabe zugefallen war, das nachgelassene Vermögen meines Vaters unter so bedrohlichen Verhältnissen zu verwalten, hatte sich dem mit einer Treue und Umsicht unterzogen, die selbst Männer, wie unsere Vormünder, in Erstaunen setzten. Ihr Wohlwollen wandte auch mir einen Antheil von dieser freieren Behandlung der Geldverhältnisse zu, indem sie mir die Mittel zu einer kleinen Fußreise, die erste selbstständige, die ich unternahm, gewährte. Sie wurde, in der Erinnerung an das Schöne und Merkwürdige was ich mit meinem Vater ein Jahr zuvor gesehen, — auch liebte ich es stets alte Plätze aufzusuchen, und die Reize einer Reise durch Erinnerungen zu erhöhen — nach Neustadt und Freienwalde gerichtet. Ein Schulgefährte, mit dem ich viel verkehrte, und den ich auch schon genannt, Barthold, (verstarb in Greifswald als Professor der Geschichte) begleitete mich dabei. Er schlief die Nacht zuvor bei uns, damit wir vor vier Uhr, zusammen aufbrechen könnten. Wir besuchten am ersten Tage das Dorf Buch, dessen merkwürdiges Grabgewölbe, wo sich die Leichname als natürliche Mumien seit Jahrhunderten wohl erhielten, uns sehr wichtig war. Auch die schöne Kirche und der Schloßgarten erfreuten uns. Von dort nahmen wir den Weg nach Bernau, um auf dem Rathhause die berühmten Hussitenpfeile zu beschauen und

ſetzten unſern Weg noch bis zu den dicht aneinander liegenden Dörfern Sydow und Grünthal fort, in welchem letzteren damals die treffliche Bierbrauerei, deren Erzeugniſſe es ſpäter ſo berühmt gemacht haben, noch nicht beſtand. Der zweite Tag wurde den Merkwürdigkeiten von Neuſtadt Eberswalde, der Papiermühle von Spechthauſen, dem Meſſingwerk u.ſ.w. gewidmet, der dritte und vierte Freienwalde und ſeinen anmuthigen Umgebungen, und am fünften kehrten wir heim. Wir hatten als rüſtige Fußgänger und Turner darauf gezählt, den Weg von faſt acht Meilen nach Berlin in einem Tage zurückzulegen, und hätten es auch entſchieden ausgeführt. Allein es trat Regenwetter ein, deſſen wir Anfangs freilich nicht achteten, aber deſſen überlegene Gewalt wir doch bald anerkennen mußten. Schon eine Meile von Freienwalde waren wir gezwungen auf einem Dorfe Schutz zu ſuchen, und traten in das Haus des Gutsbeſitzers ein. Wir hatten beſcheidentlich nur die Hausflur zum Obdach gegen den ſtrömenden Regen betreten; doch der freundliche Beſitzer lud uns ein näher zu kommen, und bewirthete uns mit einem Frühſtück. Eine Gaſtlichkeit die unſerer erſchöpften Reiſekaſſe ſehr zu Gute kam. Der Regen ließ nach, wir wanderten weiter. Doch immer wieder kehrten die kalten Schauer zurück, und allmählig empfanden wir trotz der raſchen Wanderung doch ein höchſt unbehagliches Fröſteln. Der Wind that auch das Seinige, um die bis auf die Haut durchnäßten Wanderer noch gründlich abzukühlen. Wir ſetzten daher faſt unſer Alles an ein warmes Mittagbrot in einem Dorfwirthshauſe, machten uns jedoch, weil die Zeit allmählig drängte, alsbald wieder auf, denn wir hatten Werneuchen noch nicht erreicht. Am Wege ſtanden lange Strohhütten oder Schuppen; ſie hatten den gefangenen Franzoſen zum Aufenthalt gedient, die an der im Bau begriffenen Chauſſee arbeiten mußten. Regen und Kälte trieben uns eine

Zeit lang in einer derſelben Schutz zu ſuchen. Doch unſeres Bleibens konnte freilich auch hier nicht ſein, und ſo kämpften wir denn mühſam weiter. Lebhaft entſinne ich mich noch, daß ich auf dieſem Wege keinen höheren Wunſch kannte, als den, die Sonne möge plötzlich hervorbrechen, und mit ſolcher Glut brennen, daß wir nur endlich wieder trocken würden. Ich konnte mir kein ſeligeres Gefühl vorſtellen, als Wärme. Jetzt verſtanden wir die Zeile Körner's:

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmes Pfeifen wachend vollbracht!

Endlich gegen fünf Uhr Abends erreichten wir ein Dorf, eine Meile jenſeits des Städtchens Werneuchen, das die Wegemitte bildet. Wir hatten noch drei Meilen bis Berlin zurückzulegen, allein unſere Kräfte waren erſchöpft, und wir mußten uns entſchließen, in den Krug einzukehren. Nicht ſeine märkiſche Armſeligkeit, Unrüſtigkeit und Unſauberkeit erſchreckten uns; ein Obdach vor dem Regen, wo wir uns am Feuer erwärmen, unſere naſſen Kleidungsſtücke mit den trocknen im Torniſter wechſeln konnten, dünkte uns ein Zauberpalaſt. Aber .... unſere Baarſchaft war zu Ende! Ich beſaß noch einige Groſchen, die allenfalls für ein ſpärliches Abendeſſen und Nachtlager gereicht hätten, mein Gefährte aber war ſchon mein Schuldner geworden! In ſolcher Lage waren wir noch nie geweſen, und wußten uns keinen Rath. Vor Froſt klappernd und hungernd ſaßen wir am Schenktiſch, und wagten nicht uns ein Nachtlager zu bedingen und etwas zu Eſſen zu begehren. Ich hegte immer die Hoffnung, die Abendſonne werde noch durchbrechen, und wir dann bei Nachtzeit den Reſt des Weges unter klarem Sternenhimmel zurücklegen. Dazu fühlte ich mir Muth. Doch der Himmel blieb bezogen und ergoß ſeine, wenn auch etwas milder gewordenen Ströme, fort und fort. Da erſchien uns ein Rettungsengel in Geſtalt zweier Berliner Fleiſcher, die

mit ihren offenen Wagen des Weges kamen, und Abends noch die Stadt erreichen wollten. Mit ihnen wurden wir einig. Sie nahmen jeder einen von uns neben ſich auf den Sitz, und ſo wurden wir aus unſerer peinlichen Lage erlöſt. Aber erfreulich war die jetzige auch nicht. Wir hatten nicht durchweg trockene Kleidungsſtücke anziehen können; der Regen fiel, wenn auch leiſe, noch immer; halb erſtarrt waren wir ſchon vor Froſt. Im Gehen erwärmte man ſich doch ein wenig; auf offenem Wagen und naſſem Sitz wurde die Kälte faſt unerträglich. In dieſer Noth war ein Feldfläſchchen mit Rum, das ich nach der damaligen allgemeinen Wanderſitte an einer Schnur über die Schulter trug, meine Zuflucht. Ich nippte, aber nur tropfenweiſe, von Zeit zu Zeit daraus. Es ſchien mir Pflicht meinem Nachbar auch etwas von dieſer Erquickung anzubieten, der ſie aber, auf gut berliniſch und fuhrmänniſch, in anderen Doſen zu ſich nahm als ich, und meinen Vorrath, der mir noch auf drei Tage gereicht hätte, mit zwei Schlucken dergeſtalt verminderte, daß ſelbſt für meine beſcheidenen Anſprüche ſo gut als Nichts in der Flaſche blieb. Der gute Nachbar hatte nach ſeiner Meinung und nach gewöhnlichem Maaßſtabe, allerdings nur ein ganz kleines Schlückchen genommen und war wohl der Meinung geweſen, ich biete ihm eben den Reſt an! Aber mir war traurig zu Muthe! Kaum daß der gelbliche Reſt noch beim Umkehren der Flaſche ſich in einigen Tropfen für meine Zunge ſammelte! Indeß ich benetzte dieſe doch noch einigemal, begnügte mich nachher mit dem kräftigen Geruch. Der Regen hörte auf, Berlin rückte näher und näher und endlich hielt ich Abends gegen 11 Uhr glücklich vor meinem älterlichen Hauſe, wo mir — noch waren die Meinigen nicht zu Bett, da ſie mich erwarteten, aber freilich ſchon ſo gut wie aufgegeben hatten, — der herzlichſte Empfang zu Theil wurde. Man löſte mich bei meinem Wagen-

wirth aus, es wurde mir auf der Stelle noch eine warme Speiſe bereitet, deren Kraft meine Mutter noch durch ein Glas Wein erhöhete, beſorgt, daß der ſchreckliche Regentag und die achtzehnſtündige Erkältung üble Folgen haben könnten. Sie hatte indeſſen nur die bei ſolcher Jugend und friſchen Kraft gewöhnliche, daß ich die Nacht hindurch deſto beſſer und anderen Morgens eine Stunde länger ſchlief, als gewöhnlich. Das war die ganze Krankheit, die ich zu überſtehen hatte, und nichts verkümmerte mir dieſe ſchöne erſte Frucht des Friedens, dieſes heitere Reiſebild, das mir aus der frühen Jugendzeit noch ſo hell nachſchimmert über das ſechſte Lebensjahrzehend hinaus! —

Endlich kam der Friede wirklich und mit ihm das Friedensfeſt. Es war voll ſeliger Trunkenheit. Lebendig ſteht mir der Augenblick vor der Seele, wo der König Friedrich Wilhelm der Dritte als ruhmgekrönter Sieger, umjauchzt von der Liebe ſeines treuen, muthigen Volkes, heimkehrte nach Berlin! Er kam von Charlottenburg. Der Weg vom Brandenburger Thor bis zum Schloß war in eine lange Triumphſtraße verwandelt. Weiße Candelaber, in Gips geformt, ſtanden, durch Kränze verbunden, auf beiden Seiten der Linden und ſollten Abends zur Illumination*) dienen. An der Brücke des Kupfergrabens, die Opernbrücke genannt, waren zwei hohe, runde Thürme, die in Abſtufungen emporſtiegen, aus Waffen errichtet, dergeſtalt, daß die unteren Abſätze als die tragenden, von aufrecht ſtehenden Kanonenröhren gebildet wurden, während die oberen mit Gewehrläufen, Lanzen, Säbeln und dergleichen bekleidet waren. Fahnen weheten von allen Abſtufungen herab

---

*) Die genauere Beſchreibung derſelben iſt in dem Aufſatz für das Schinkelfeſt vom Jahre 1857 enthalten, vom Baurath Knobloch zuſammengeſtellt.

und zierten die Thurmſpitzen. Schinkel hatte die Zeichnungen dazu gemacht. Vor dem Brandenburger Thor war ein Halbrund von Säulen gebildet, auf dem die Geſtalt der Victoria (die ſo berühmt gewordene Figur Rauchs) ſtand. Kränze und Feſtons ſchmückten und verbanden die ſchlanken Säulen. Alle dieſe Einrichtungen erſchienen mir zauberhaft, prachtvoll! — Rohe Nichtswürdigkeit bethätigte ſich aber auch hier, indem man noch vor dem feſtlichen Tage die Candelaber beſchädigte, die Fußgeſtelle zerſchlug und dergleichen mehr! — —

Doch an dem Feſttage ſelbſt vergaß ſich dies Alles. Als der König, umgeben von Hunderten von Offizieren, in ſeine Hauptſtadt einritt, nach ſo langer Entfernung, nach Kämpfen und Gefahren, als der Jubelruf des Volkes die Lüfte theilte, alle Glocken läuteten, die Kanonen — nicht mehr dumpf, ſchauerlich wie am Tage von Großbeeren, ſondern mit prachtvollem Donner — die Lüfte erſchütterten, da war kein Herz, das nicht in Entzücken, kein Auge, das nicht in ſeligen Thränen ſchwamm. — Abends war die Stadt ein Lichtmeer. Unzählige glänzende Lampenfronten wetteiferten miteinander. Allein den Sieg über Alles gewann die Beleuchtung der katholiſchen Kirche, auf deren Kuppel ein einfaches Kreuz errichtet und mit Lampen bedeckt war, das, da das ſonſt unbeleuchtete Gebäude im Dunkel dem Auge entſchwand, wunderbar und hehr in den Lüften zu ſchweben ſchien mit ſeinem milden Glanz. Ein Symbol des Friedens, das Gott ſelbſt aufgerichtet zu haben ſchien in ſeinem reinen Himmel.

Wer hätte geglaubt, daß dieſe Friedensfeier nur einer ſo kurzen Dauer gelten würde, daß ſchon im nächſten Halbjahr wieder ganz Europa in lohen Kriegsflammen aufleuchten ſollte!

Ein zweites Feſt, was nur den Charakter einer Volksbeluſtigung und Freudenveranſtaltung, keinen der Erhebung des

Gemüths trug, war aber doch eigenthümlich genug. Es wurde den in ihre Heimath zurückkehrenden Russen gegeben. Man bewirthete sie. Im Lustgarten und die ganze Strecke der Linden entlang waren gedeckte Tische aufgestellt, mit Speisen und Getränken im Ueberfluß, wo der Soldat nach Belieben zulangen konnte. Der Anblick war charakteristisch und überaus heiter. Die weißen Tischtücher glänzten unter den grünen Bäumen; die Soldaten in ihren Glanzuniformen bewegten sich bunt durcheinander, das Volk zog in Schwärmen jubelnd daneben und dazwischen her. Musik erschallte überall; es wurde getanzt, auch Schaukeln waren, als ein Lieblingsvergnügen der Russen, errichtet. Der Gesang ihrer Nationallieder ertönte. Dennoch veranlaßte dies Fest viele traurige Folgen. Daß der Russe, wo ihm geistige Getränke unentgeltlich in beliebiger Weise gespendet wurde, nicht nüchtern blieb, so wenig wie es der Deutsche, der Preuße, der Soldat aller Nationen geblieben wäre, liegt nahe. Man hatte zwar manche Vorsichtsmaaßregel getroffen, um dem Uebermaaß des Genusses zum eigenen Besten der Leute zu wehren: allein die Aufseher mochten wohl selbst bald die Fähigkeit der Beaufsichtigung verloren haben, genug, es trat ein Zustand der Trunkenheit ein, der sich bei Vielen bald bis zur völligen Bewußtlosigkeit steigerte. Sie wurden in Häuser und Höfe getragen oder sonst untergebracht. Man hätte sie gern den grausamen Mißhandlungen und Strafen entzogen, doch es war wenigstens nicht überall möglich. Die Trunkenheit hatte aber auch einen entsetzlichen Grad erreicht. Ich sah einige Gemeine in einen Hof unter den Linden tragen. Sie waren völlig bewußtlos. Der Unteroffizier, der ihnen folgte, war wüthend. Sie wurden unter den Brunnen gelegt und Ströme Wassers über sie ergossen; sie rührten sich nicht. Erbittert zog der Unteroffizier das Seitengewehr und hieb zwar flach, aber mit rasender Wuth

auf die am Boden liegenden ein, so daß sie ein gräßliches Jammergeschrei ausstießen, nichts desto weniger bewußtlos starr blieben, oder sich in wilden Schmerzzuckungen wälzten. Die Umstehenden wollten solchen Qualen Einhalt thun, doch der Wüthende ließ sich durch nichts abhalten, schleppte mit Hülfe einiger nüchternen Kameraden die Trunkenen immerfort wieder einen nach dem andern unter die unaufhörlich bewegte Wasserpumpe und begann ebenso immer auf's neue die furchtbare Mißhandlung durch Schläge mit der flachen Klinge. — Solche Schlußscenen, wenn auch vereinzelt, mußten den Gesammteindruck des Festes natürlich sehr verderben, und es konnte, wie heiter und freundlich der Anblick anfangs, wie herzlich der herrschende Ton eine Zeit lang war, doch keinen erhebenden Gesammteindruck machen und keinen guten Nachklang hinterlassen. —

Zwanzigstes Kapitel.

Flucht des Kaisers aus Elba. — Mein Entschluß den Kampf mitzumachen. — Eintritt in Colomb's achtes Husarenregiment. — Einmischung des Stallmeisters Schur. — Unterredung mit Colomb. — Rücktritt. — Tiefster Schmerz.

Ich schweige von den Interessen, Hoffnungen, Entwürfen, welche die Gemüther nach einigen Siegen erfüllten, da sie dem Knabenurtheil so fern standen. Ich berühre aus gleichem Grunde nicht die Stimmung und die Urtheile, welche der Congreß zu Wien hervorrief, und die sich in tausendfacher Vervielfältigung, mündlich wie in Broschüren und Journalen, verbreiteten. Solche Zusammenstellung wäre die Sache des Geschichtsschreibers, nicht die des Biographen. Ich bleibe immer nur so viel als möglich bei den persönlichen Eindrücken, die ich empfing, und die mir fest geblieben. Dahin gehört

denn natürlich auch der der Kataſtrophe, wodurch der Congreß aufgelöſt wurde, die Flucht Napoleons aus Elba. Es war im erſten Augenblick, als ſei die ganze Welt durch einen electriſchen Schlag plötzlich erſtarrt, als habe jeder gleichzeitig auf eine Klapperſchlange getreten, deren Anblick ihm Fuß und Glieder lähmte. Das Wort: „Napoleon iſt wieder in Frankreich“ war ein Meduſenhaupt, vor dem die Welt ſich in Stein verwandelte. Doch nur im erſten Augenblick. Im zweiten erkannte man, daß hier entweder gar keine Gefahr walte, da der einzelne Mann gegen das einige Europa nichts vermochte, oder die größte, falls ein Heer um ihn aufſtehe, und es ihm gelinge, ſich wieder an die Spitze Frankreichs zu ſtellen. Daß in dieſem letzten Falle nur das ſchnellſte und einigſte Handeln Rettung bringen könne, war eine Wahrheit, die zu leuchtend in's Auge ſprang, um nicht bei Allen ſofort zur That zu werden. Die Zwietracht, welche bis dahin den Congreß ſpaltete, wurde daher plötzlich zur energiſchen Eintracht. Und wer weiß, iſt dieſer coloſſale Schlag von außen nicht das heilſamſte Mittel geweſen, den innern Wurmfraß der Fäulniß und Vergiftung — woran beſonders die Gewandtheit Talleyrands, die ſich von ſeinem Standpunkte auch wohl rechtfertigen läßt, ihren Antheil hatte — zu vernichten, der vielleicht nachhaltig ſchlimmere Folgen gehabt hätte, als die, womit der vereinte und erneuerte Krieg nur irgend drohen konnte.

Daß er indeſſen von aller Welt als ein faſt zermalmendes Schreckniß empfunden wurde, daß ſich ſogar eine gereizte Erbitterung darüber ausſtrömte, iſt nur allzu begreiflich. Nach zwanzigjähriger Anſtrengung war der ſchwere Marmor des Siſyphus von den arbeitenden Völkern endlich die Höhe hinan gewälzt worden, und jetzt plötzlich entrollte er wieder den Händen, nicht ohne leichtfertige Schuld, und drohete Alles zu zer-

ſchmettern! Kaum hatte man aufgeathmet von dem ehernen Druck, kaum die erſten Knospen und Sonnenblicke eines neuen Weltfrühlings geſchaut, und plötzlich war der Himmel wieder voll ſchwarzer Gewitter und alle Luftſchlöſſer der ſeligſten Träume und Hoffnungen ſtürzten zuſammen unter einem ſchmetternden Blitz. Europa mußte dieſen Schlag mit doppelter Gewalt und Entmuthigung empfinden, denn

. . . . „Unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen ſein!"

Das Loos wäre zu furchtbar geweſen! Deshalb entflammte auch jedes Männerherz der Entſchluß, jede andere Empfindung wegzuwerfen, jeder Klage und Anklage, wie gerecht ſie ſei, zu entſagen, und nur den Arm nochmals und mit zwiefacher Kraft zur Rettung zu erheben.

So war die That. Daß ſich die Gefühle und Urtheile immerhin in Bitterkeit, und zuweilen in der ſchärfſten, ausſprachen, darf man vergeben. Sogar von Blücher wurde ein Wort der Art erzählt. Als von höheren Staatsmännern und Führern der öffentlichen Angelegenheiten über die neuen Opfer und unerſchwinglichen Summen geſprochen wurde, die der abermalige Krieg koſten müſſe, ſoll er geſagt haben: „Wenn Ihr auf mich gehört hättet in Paris, ich hätte die Kriegskoſten mit einem Groſchen beſtritten, denn mehr hätte der Strick nicht gekoſtet, um den zu hängen, der uns jetzt zum Kampfe nöthigt." Die geſchichtliche Wahrheit des in Umlauf geſetzten Wortes bleibe dahingeſtellt; einige Wahrſcheinlichkeit hat es aber, wenn man an die Weiſe des alten Helden überhaupt und an ſeinen Eifer gegen das allzu milde Verfahren der Mächte im erſten Frieden gegen Frankreich denkt, was beſonders der Kaiſer Alexander veranlaßte. — Andere drückten ſich anders in Formen und Wort, doch ähnlich im Gedanken, über dieſen zweiten Krieg aus.

Daß er aber den Flammen eines ſechszehnjährigen Jünglingsherzens als ein Ereigniß höchſten Glückes erſchien wird man ihm wohl vergeben, zumal wenn das Unrecht der ſubjektiven Empfindung ſo beſtraft wird, wie es für mich der Fall war.

In dem Augenblick, wo die erneute Aufforderung zum freiwilligen Dienſt im Heere erſchien, hatte ich mich auch dazu gemeldet. Es war der 1. April des Jahres 1815, wo ich mich im damaligen Tauentzien'ſchen Palais (das jetzige des Prinz-Regenten), wo die Meldungen angenommen wurden, ſtellte. Ich wurde ſofort zum Dienſt verwendet, freilich nicht zu dem angenehmſten, noch einem, der den Ehrgeiz beſonders ſtacheln konnte, nämlich als Ordonnanz.

In der Kaſerne am Kupfergraben, welche jetzt die Artillerie inne hat, war ein Bureau errichtet. Dorthin ſandte man mich mit einer Meldung, und ich begann die Laufbahn des Ruhmes damit, von acht Uhr Morgens bis zwei Uhr Mittags vor der Thür des Palais zu ſtehen, um Briefe zum Austragen oder ſonſtige ähnliche Aufträge zu empfangen. So wenig dies meinen Erwartungen und meiner glühenden Phantaſie von Kampf und Schlachten entſprach, ſo fügte ich mich doch darin und vollzog willig, was mir geboten wurde. Es mochte auch wohl ſchon an Leuten fehlen. In ungleich höherem Grade widerſtrebten mir aber die ſehr rohen Formen, mit denen dort verkehrt wurde, und wovon man ſich in dem heutigen, ſo viel gebildeteren und humaneren militairiſchen Verkehr, ſchwerlich einen Begriff macht. Daß man auch gar nicht wußte oder daran dachte, mit einem Jüngling aus gebildetem Stande, der es weder in der Vergangenheit, noch in der Perſpektive hatte, Thürſteher zu ſein, auch vorläufig noch zu nichts verpflichtet war, auf gebildete Weiſe umzugehen, ſondern roher mit ihm verfuhr, als mit einem Haus-

knecht, das war mir doch ſelbſt für den Rauſch der Begeiſterung etwas zu viel. Vielleicht mochte etwas von der Geringſchätzung gegen die Freiwilligen, die viele Offiziere des ſtehenden Heeres, und auch zuweilen nicht ohne Grund, hatten, ſich einmiſchen. Genug, der erſte Dienſt-Tag, wo ich meine Kräfte dem Vaterland widmete, war kein aufmunternder. Meine Abſicht war, in das Brandenburgiſche Huſaren-Regiment zu treten; in den nächſten Tagen fanden ſich viele meiner Kameraden, die daſſelbe wollten. Was eigentlich in jener Zeit Alles mit uns geſchehen, iſt mir nicht genau erinnerlich, doch weiß ich, daß wir von einem Kaſernenhof auf den andern, von einer Parole zur andern beſtellt wurden, und oft halbe Tage lang warten mußten, bevor wir irgend einen Beſcheid erhielten. Niemand konnte uns recht Auskunft geben, was wir eigentlich zu thun hätten, um am nächſten zu unſern Zwecken zu gelangen. Es trat daher eine wahre Noth und Beſorgniß bei mir ein, ob die geſchehenen Schritte auch wirklich zum Ziele führen würden; und Anderen ging es nicht beſſer. Da brachte mir eines Tages mein Vormund, der Prediger Catel, die Nachricht, daß der ſchon von den früheren Feldzügen her als Partheigänger ſo ausgezeichnete Major von Colomb (verſtorben als General der Cavallerie), ein Schwager Blüchers, in Berlin ſei, und ſich ein neues Regiment organiſire, in welches er namentlich freiwillige junge Leute aufnehmen wolle. Mein Vormund ſchlug mir vor, da alle die anderen Schritte ſo ermüdend und ſcheinbar vergeblich waren, mich dort zu melden, wenigſtens anzufragen. Ich war ſogleich bereit. Der Vormund nahm indeß ſchon vorläufig Rückſprache mit Colomb und brachte mir die Nachricht, daß derſelbe trotz der Bedenken, die über mich geltend gemacht wurden, bereit ſei, mich in ſein Regiment aufzunehmen. Dieſe Bedenken waren, erſtlich: Er iſt noch nicht ſechszehn Jahre (ich wurde

es erſt am 13. April). Die Antwort darauf lautete: „Das iſt zwar ein Fehler, aber einer, den er täglich verbeſſert.“ Zweitens: „Er iſt kurzſichtig! Das iſt übel! Für einen Huſaren, der immer auf Vorpoſten ſein muß, doppelt übel!“ — Inzwiſchen die Vorſtellungen meines Vormundes, der meinen brennenden Eifer kannte, das Auskunftsmittel eine Brille zu tragen und dergleichen, milderten die Bedenken. Ich durfte mich alſo vorſtellen und wurde angenommen! Jetzt war ich auf dem Gipfel des Glücks! Mit fürſorgender Einſicht wies Colomb, der mich überhaupt ebenſo durch ſeine Freundlichkeit, wie durch den Ernſt ſeiner militairiſchen Haltung gleich ganz gewonnen hatte, mich an, wie und wo ich mir die nöthige Equipage zu beſchaffen hätte. Für Alles Einzelne nannte er mir tüchtige Handwerker oder Verkäufer, die ich mir notirte, und die er ſchon angewieſen hatte.

Ich war — dies mag auch zu der willigen Aufnahme, die ich trotz meiner allerdings großen Mängel fand, beigetragen haben — ſein erſter Freiwilliger. Voll von meinem Glück eilte ich ſogleich zu meinen Schulgenoſſen und angehenden Kriegskameraden, die ſich alle in derſelben ermüdenden Unſicherheit und Rathloſigkeit befanden, wie ich noch geſtern, erzählte ihnen, was mir begegnet war, ſchilderte Colomb's Perſönlichkeit mit den feurigſten Farben, und beſtimmte dadurch die meiſten, zu meiner Fahne überzutreten. Am andern Morgen erſchien ich mit der ganzen Schaar bei meinem neuen Chef, und Alle wurden beſtens aufgenommen. Nun wußten wir, woran wir waren und was wir zu thun hatten! Nichts glich unſerer Freude, unſerer Begeiſterung. Für mich erhöhete ſie ſich noch dadurch, daß mein alter Jugendfreund Eduard Ludolff ſich demſelben Truppentheil zugeſellte. — Auch mein Vetter Häring, mein Freund Benecke ergriffen die Waffen, dieſe bei Jägerdetachements zu Fuß. Keiner meiner Jugendgenoſſen

blieb zurück; der Eifer, zum Kampf zu eilen, war faſt noch größer als 1813, denn jetzt ließ ſich das nachholen, um was uns das Schickſal zwei Jahre zuvor betrogen hatte. — Nun begann jene jugendlich freudige, noch mit kindiſcher Luſt gemiſchte Thätigkeit in der Beſchaffung der Waffen, der Uniformſtücke und, der Hauptſache, des Pferdes. Dieſes letztere war nicht leicht. Ein naher Verwandter meiner Mutter war der Königliche Stallmeiſter Schur; er ſtand mir mit Rath zur Seite bei dieſem Kauf, allein er ſchien mir viel zu bedenklich, und ich mußte wohl fünfzig Pferde beſehen, ihm zuführen laſſen, oder er begleitete mich dahin, und immer verwarf er ſie aus dieſem oder jenem, gewiß triftigen Grunde. Ich hätte friſch darauf losgekauft, um mich nur auf irgend ein Pferd ſchwingen zu können. Endlich war eines gefunden, das alle Bedingungen erfüllte, zu denen bei mir noch die ſehr ſchwierige kam, daß ich es nur einigermaßen reiten konnte, denn — ſo waren die jungen Kämpfer zur Zeit beſchaffen — ich hatte noch niemals ein Pferd beſtiegen! Das Reiten ſollte ich alſo erſt lernen, und zwar in der Königlichen Reitſchule unter Aufſicht meines Vetters ſelbſt. Doch von hier aus keimte mir ein Unheil, auf das ich nicht vorbereitet und kaum fähig war, es zu überdauern. Es ging nicht gut mit meinem Reiten; ich hatte wohl kein beſonderes Geſchick dazu; allein hauptſächlich waren auch die Schüler mit ſo geringer Vorübung allzu ſelten, als daß nicht übler über mich geurtheilt worden ſein ſollte, als ich es angeblich verdiente. Hauptſächlich aber war es meine große Kurzſichtigkeit — und eine Brille trug ich zu Pferde damals noch nicht — die meinem Lehrer und Verwandten das äußerſte Bedenken erregte, da ich mehrmals in den Uebungen dadurch grobe Verſtöße gegen die Mitreiter beging. Er begab ſich daher eines Tages zu meiner Mutter und erklärte ihr, er könne es mit ſeinem guten Gewiſſen und

mit dem Antheil an ihr und mir, nicht vereinigen, zu einer Angelegenheit zu ſchweigen, in der er doch ein ſachkundiges Urtheil habe. Es ſei unverantwortlich, mich jetzt als Huſar eintreten zu laſſen. Meine Ungeübtheit im Reiten und meine Kurzſichtigkeit bildeten Hinderniſſe, die nicht nur für mich, ſondern auch für Andere die größte Gefahr brächten. Ueberdies habe ich ja noch nicht einmal das geſetzliche Alter. Ich würde nichts ſein für die Armee als eine Laſt. Damit könne dem Staat nicht gedient ſein. Er als Freund und Verwandter und Sachverſtändiger in einem Fach, das die ganze Grundlage des Huſaren- und Cavalleriedienſtes überhaupt bilde, er müſſe reden, um Unrecht und Unheil zu verhüten. Und ſelbſt meine Vormünder dürften nicht zugeben, daß ich vor der geſetzlichen Zeit mich unverſtändig, Niemandem zum Nutzen, vielleicht Allen zum Nachtheil, Preis gebe.

Im Grunde hatte er vollkommen Recht. Meine Mutter, die ohnehin nur meinem heißen Drängen nachgegeben hatte, fühlte ſich auch ſo beunruhigt durch dieſe Vorſtellungen, daß ſie mir erklärte, ſie könne es nicht auf ſich nehmen, mir jetzt, wo noch keine geſetzliche Pflicht mich fordere, den Schritt zu geſtatten, wenn nicht Colomb ſelbſt ihr die Verſicherung gebe, daß die Bedenken unerheblich ſeien. Ich wehrte mich mit äußerſten Kräften gegen das Rückgängigmachen eines bereits zugelaſſenen Schrittes, und Jedermann wird es begreifen, daß ich in ſolchem Fall dem glühenden Gefühl das Alleinrecht der Entſcheidung gab, gegen alle Gründe des beſonnenen Urtheils. Indeß meine Mutter, die den Opfermuth gehabt hatte, ihren einzigen Sohn dem Dienſte des Vaterlandes zu weihen, obwohl ſie noch ſchmerzlich an den friſchen Wunden blutete, die ihr in ſo raſcher Folge der Verluſt einer geliebten Tochter und meines Vaters geſchlagen hatten, ſie hatte auch den Muth der Pflicht, in das richtige Geleiſe zurückzukehren, aus dem ſie

meinetwegen gedrängt worden war. Noch heut rührt mich dieſe Doppelgröße der Liebe und des Pflichtgefühls im Tiefſten.

So kam denn nach einer nicht zu ſchildernden aufgeregten Nacht der Morgen heran, wo ſie mit mir zu Colomb ging. Sie ſprach ſanft, liebevoll, klar, einſichtig; ſie wolle mir, war ihre ſchließliche Erklärung, meinen Wunſch, wenn auch mit Sorge und Bekümmerniß, gewähren, wenn ihr Colomb die Verſicherung gebe, daß ſie kein Unrecht damit begehe. Und ſiehe, dieſe Verſicherung gab er ihr nicht, konnte er ihr nicht geben. Er bekannte frei, im erſten Augenblick zu willfährig gegen mich geweſen zu ſein. Unmöglich ſei es freilich nicht, daß ich mit zu Felde ziehe; doch es ſei nicht räthlich, nicht vernünftig. Er ſtellte mir mit väterlichem Ernſt vor, daß, je feuriger meine Begeiſterung ſei, es mich um ſo tiefer ſchmerzen würde, vielleicht gerade in den wichtigſten Fällen meinen Pflichten nicht genügen zu können. Mit militairiſcher Einſicht führte er mir alle die Fälle an, wo von der Schärfe meines Auges das Schickſal aller meiner Kameraden, vielleicht das eines ganzen Corps abhängen könne. Wie er gezwungen ſein werde, mich von ſolchen Dienſtverrichtungen zurückzuweiſen, und wie es mir behagen würde, wenn er genöthigt ſei, mich am Tage der Schlacht vielleicht zur Deckung des Trains zu commandiren. Die Thränen ſtanden mir in den Augen. Ich fühlte die Wahrheit ſeiner Worte und hatte nicht die Kraft ſie zu tragen. Er ſagte mir geradehin, ſelbſt ſo junge Soldaten ſeien mehr eine Laſt als ein Vortheil für das Regiment, in zehn Fällen gegen einen ſei ihr Platz im Lazareth, ſtatt vor dem Feinde, da ſie die Beſchwerden nicht ertragen könnten. Ich führte zwar dagegen an, daß ſo mancher mit Kurzſichtigkeit Behaftete dennoch eingetreten ſei, allein er erwiederte: „Gut, ſo warten Sie das geſetzliche Alter ab! Dann fordert es Ihre Ehre, nicht zurückzubleiben und wäre

es Ihr ſicheres Verderben, dann verletzt auch Ihre Mutter die Pflicht gegen Sie nicht, wenn ſie den Schritt zuläßt. Allein jetzt darf ich Sie, ſtreng genommen, nicht einmal annehmen. Der Staat hat das ſiebenzehnte Jahr als die äußerſte Grenze feſtgeſetzt. So erwarten Sie denn das!“ —

Dies war die Endbeſcheidung. Ich war wie vernichtet! Ich ſah ein, daß man im vollen Recht gegen mich war, allein ich empfand die Ausübung deſſelben als die höchſte Grauſamkeit, als die Zerſtörung meines ganzen Lebens. Unter ſolchen Umſtänden erklärten natürlich nun auch meine Vormünder, ihre Pflicht geſtatte es nicht, mich ſelbſt bei einem anderen Truppentheile eintreten zu laſſen, vor der geſetzlichen Zeit. Und ſo waren mit einem Schlage alle meine Hoffnungen vernichtet, die Luftſchlöſſer meiner Ruhm- und Thatbegierde zerſtört, und es ſchien mir, als könne ich mich nie wieder von dieſem zermalmenden Schlage aufrichten. Wer den Sturm jener großen Zeit empfunden hat, wen ihre mächtigen Strömungen getragen haben, wem je ein begeiſtertes Herz in jugendlicher Bruſt ſchlug, der wird mir nachfühlen! Ich hatte den Verluſt meiner lieben Schweſter tief beweint, der Tod des Vaters hatte mich ſchwer erſchüttert, doch das waren leichte Stichwunden gegen dieſen Dolchſtoß mitten in's Herz! —

Meine Mutter, deren ächte, heilige, wahrhafte Liebe zu mir, vereint mit dem ehrwürdigſten Pflichtgefühl, allein ihre Handlungsweiſe beſtimmt hatte, empfand meinen Schmerz in innerſter Seele mit.

Von da an wurde ich ſtille, in mich gekehrt. Ich ſah meine nächſten Freunde und Altersgenoſſen hinziehen in den freudigen Kampf und mußte daheim bleiben! Meinem Vetter Häring gab ich noch am Tage des Ausmarſches das Geleit, brachte die erſte Nacht in Potsdam mit ihm zu, und ging den folgenden Morgen noch bis Baumgartenbrück mit. Mit welchem

Gefühl ich hier das Lebewohl ſagte, von dem Offizier des Detachements, den Kameraden (es waren noch manche Schulgefährten darunter) Abſchied nahm, das drücken Worte nicht aus. In träumeriſcher Schwermuth, oft in Thränen ausbrechend, ging ich allein, die Einſamkeit der Waldfußpfade ſuchend, den weiten Weg nach Haus zurück. —

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Meine Einſegnung. — Fahrt nach dem Grunewald. — Vorſtellung meiner Seelenkräfte. — Geſpräch mit meiner Mutter. — Rückkehr in's Gymnaſium. — Ferienreiſe nach Schleſien. — Aufforderung zum Beſuch der Kriegsſchule. — Zeugniß Bernhardi's. —

Nun war Alles ſtill und einſam um mich her; alle meine Kameraden waren fort, mein ſchönes Pferd hatte ich einem anderen Freiwilligen verkauft; ich ging, unfähig zu jeglicher Arbeit, ſtumm, in mich gekehrt, umher. Am 20. April war die traurige Wendung für mich eingetreten; auf den 3. Mai fiel meine Einſegnung. Unter ſolchen innern Bewegungen vermochte ich für dieſen ſo ernſten Akt des Lebens nicht die innere Sammlung zu gewinnen, die er gefordert hätte. Mein würdiger liebevoller Lehrer Wilmſen hatte die mildeſte Einſicht in meinen Zuſtand, und gedachte ehrend in den Worten, die er an mich richtete, der Kraft der Entſagung, die ich in einem ſchweren inneren Kampfe geübt habe. Auch ſprach ich das Glaubensbekenntniß im Namen Aller, dennoch war ich weit von der Stimmung, in der ich hätte ſein ſollen! — Ich glaube man wird es mir vergeben!

Mein Einſegnungstag war zugleich der des Ausmarſches meines Freundes Benecke. Ich wollte ihn noch am frühen

Morgen am Sammelplatz aufſuchen, eine Strecke begleiten; meine Mutter geſtattete es nicht, mit Recht, weil mich eine ſolche Bewegung noch weiter von dem Ereigniß des Tages abgezogen haben würde. Dennoch ſtörte auch dieſer Umſtand natürlich die Ruhe des Gemüths im Tiefſten. —

Nachmittags, an dem ſchönſten Frühlingstage, hatte meine Mutter, da ſie meine Neigung zu Wald und Feld kannte, eine Spazierfahrt nach dem Grunewald angeordnet. Die Erde grünte im reizendſten Schmuck, der Wald prangte im hellen Grün der Erſtlingsblätter, der Himmel leuchtete blau dazwiſchen. Wald und See waren ſonſt mein Entzücken; ſie blieben diesmal nur kalte Bilder, deren Schönheit ich mit dem Verſtande anſchaute, von denen aber nicht der leiſeſte warme Hauch in mein Inneres drang! — Es war vergebens durch irgend etwas meinen Antheil zu erregen; von dem einzigen Gefühl dumpfer Niedergeſchlagenheit war meine ganze Bruſt erfüllt, und nichts Anderes hatte Raum darin! —

Obwohl ich jetzt an eine kindiſche Vorſtellung meiner Seele, an einen knabenhaften Traum ſtreifen muß, den ich über meine Kräfte hegte, ſo glaube ich doch, daß eine Annäherung an die Wahrheit darin verhüllt iſt. Ich hatte nämlich bis dahin den innern Stolz, Hochmuth möchte ich es nennen, daß mir nichts unmöglich ſei; ja, wie ich von Mansfeld geleſen, daß er durch die Willenskraft dem Tode trotzen wollen, und ſtehend geſtorben ſei, ſo war ich nahe daran, anzunehmen, dies ſei doch wohl in der Möglichkeit, und es habe ihm zuletzt dennoch nur die ernſte Kraft gefehlt. Dies war entſchieden ein Spiel der Phantaſie bei mir, da ich nie und nirgend einmal recht energiſche Willenskraft gezeigt habe, im Gegentheil, das leichte Ermatten derſelben mir zum Vorwurf gemacht werden konnte, und noch heut gemacht werden muß, wo ich mich immer wieder aufzuſtacheln habe, daß ich nicht dieſem

unerſchöpflichen Hang des behaglichen Gehenlaſſens nachgebe. Allein ich fühlte meine geiſtigen Kräfte; ich vermochte es, einen ſtarken Anlauf zu nehmen und im kühnen Sprunge etwas zu erreichen, was vielen Anderen zu hoch ſei; darauf gründete ſich dies täuſchende Selbſtbewußtſein. Im übermüthigen Dünkel wähnte ich oft, wenn ich nur ſo und ſo viel Monde oder Jahre daran ſetzen wolle, müſſe ich es in dieſem oder jenem Gegenſtande des Wiſſens (wo ich kaum das Mittelmäßige leiſtete) meinen Lehrern gleich thun, genug, ich müſſe jedes noch ſo hohe Ziel erreichen können. Und deshalb hatte ich auch bei meinem Eintritt in den Kriegsdienſt die abenteuerlichſten Ziele vor Augen, von unglaublichen Thaten, die ich vollbringen würde. Wie geſagt, dieſes ſtolze Bewußtſein gründete ſich nur auf die Lebhaftigkeit meiner Phantaſie, die ſich Luftſchlöſſer als erſtürmte dachte. Mein Vertrauen war aber dadurch in einzelnen Fällen, kleinen Unternehmungen, Gefahren, ein faſt unbedingtes, und — es rechtfertigte ſich. Es kann dir nicht mißglücken, dachte ich, empfand ich ſogar, und meine kleinen Beſtrebungen glückten, meine kleinen Bedrohungen gingen vorüber. Allein von dem Tage an, wo ich bei dieſem, mir damals höchſtem Lebensziele, im Angeſicht deſſelben völligen Schiffbruch litt, von dem Tage an verlor ich dieſes Vertrauen gänzlich. Iſt dir das fehlgeſchlagen — ſo fühlte ich's in mir, — ſo wird dir nichts glücken! Vielleicht, hätte ich ein ſolches kühnes Vertrauensgefühl bewahrt, ſo würde ich Größeres im Leben erreicht haben, als mir gelungen iſt. In dieſem Sinne kann ich, wenn auch nur vermuthend, ſagen, daß mit jenem ſchweren Schlag das Mark meines Lebens geknickt war, und ich mich nie davon erholt habe! —

So waren meine inneren Zuſtände. Meine Mutter hatte lange, liebende, einſichtige Geduld mit mir gehabt. Jetzt aber mußte auch endlich etwas geſchehen. Sie ſprach ſanft mit mir

darüber; ich ſah es ein, ſo konnte es nicht bleiben. So hart es mir ankam, vorläufig mußte ich in's Gymnaſium zurück. Es kommt einem Jünglinge, der ſich ſchon in den Sattel eines kriegeriſch gezäumten Roſſes geſchwungen hat, hart an, ſich wieder auf die Schulbank zu ſetzen. Das klingt kindiſch; aber das Gefühl hat ſein unumſtößliches Naturrecht. Die einzige Hoffnung gab mir Kraft, daß das Jahr endlich doch vorübergehen, und mir dann dasjenige als Recht werden müſſe, was man mir als ein Glück nicht gewährt, als ein freiwilliges Opfer zurückgewieſen hatte. — So beſuchte ich denn nach langer, langer Unterbrechung, denn ein ſchweres Nervenfieber hatte mich ſchon in den Wintermonaten ſeit dem Januar zurückgehalten, die Klaſſe wieder. Ich darf ſagen, ich war von jetzt an ernſtlich fleißig. Ich hatte es einen Augenblick verſucht, ein Mann zu ſein; ich wollte nun durchaus nicht wieder ein Knabe werden. Mit Dank muß ich es erkennen, meine Lehrer kamen mir dabei ſehr wohlwollend, ſehr hülfreich entgegen. Ohne Zweifel war ihnen von meinen Begegniſſen etwas kund geworden, und ſie beurtheilten den Eindruck, den ſie auf mich gemacht, richtig, obwohl ich mich Keinem anvertraut hatte. Das fühlte ich zumal, wo es mir noch nicht gelang, meinen Vorſätzen mit der That nachzukommen; denn man wird nicht ſogleich ein guter, ein tüchtiger Schüler, aus einem gerade in den ſchwierigſten und ernſteſten Gegenſtänden vernachläſſigtem. So fiel es mir trotz meines Gedächtniſſes ſehr ſchwer, die Homerverſe auswendig zu lernen, weil ich es früher ſtets läſſig betrieben. Ich lernte unabläſſig, dennoch ſtockte ich bei der Prüfung, und verlor den Preis der Anerkennung, den ich ſchon ſicher gewonnen zu haben glaubte. Doch Spillecke, ſonſt ſehr ſtreng in ſolchen Fällen, ging nur zu meinem Nachbar über und ſagte nichts weiter, als: „Sie haben durch das lange Fehlen noch manche Lücke auszufüllen.“ In der nächſten

Stunde war ich ſicher, und bewies es. Was man gründlich lernt, ſitzt feſt; denn die Verſe, die ich damals inne hatte, weiß ich zum größten Theil noch auswendig.

So geſtaltete ſich mein Schulverhältniß beſſer, als ich zu hoffen gewagt. Meine Mutter, die theils dieſe innere Wendung mit ſcharf beobachtendem mütterlichem Auge erkannt hatte, ſie mit Freuden ſah, und ſie belohnen wollte, theils mir eine Art Entſchädigung zuzuwenden gedachte für meinen großen Schmerz, war ſo liebevoll mir eine größere Reiſe in's ſchleſiſche Rieſengebirge anzubieten, die ich allein, ſelbſtſtändig unternehmen ſollte. Mein romantiſcher Sinn zog mich ſtets nach fernern Gegenden (damals hielt man dieſe ſchon dafür) beſonders nach Gebirgen, und für das Rieſengebirge zumal, hatte ich eine, meine ganze Phantaſie anregende Vorliebe gewonnen, durch Zöllner's Reiſe, die ſich in der Bibliothek meines Vaters befand, und die ich auch ſchon als Knabe viel geleſen und die Abbildungen von Schreibershau, den Schneegruben und andern Gegenden ſtaunend betrachtet hatte. Meine Mutter hatte das, was mir das Liebſte war, liebevoll herausgefunden, und in mein jugendliches Gemüth fiel, trotz ſeiner inneren Trauer, doch ein Ereigniß, ein Genuß dieſer Art, wie ein heller Sonnenblick. Meine ganze Seele erhob ſich wieder daran, und ich war ſchon erquickt durch die Hoffnungen auf das bevorſtehende Glück. Es knüpften ſich zugleich verwandtſchaftliche Beziehungen und Verpflichtungen an dieſe Reiſe; ich ſollte dem Bräutigam meiner in Breslau verſtorbenen Schweſter Steinberg, der uns einen Winterbeſuch gemacht hatte, den Gegenbeſuch abſtatten, und mich zweien Oheimen, den Brüdern meiner Mutter, Wilhelm und Auguſt Richter, der erſte Landwirth, der andere Buchbindermeiſter und Kaufmann in Rudolſtadt bei Kupferberg, vorſtellen. Beziehungen auf die ich mich gleichfalls ſehr freute.

Mit den Hundstagsferien begann ich dieſen erſten, ganz ſelbſtſtändigen, gewiſſermaßen über das Knabenthum hinausgewachſene Rechte anerkennenden Ausflug in die Welt. Ich will ihn hier nicht ſchildern, ſo reichen Stoff der Erinnerung er mir bietet, ſo mannichfaltige Phaſen der Entwickelungen und Lebenswendepunkte, im Guten und Uebeln ſich daran knüpften, von denen ich des Hauptſächlichſten ſogleich näher gedenken werde. Ich bemerke nur, daß die kleinen Begebenheiten und Abenteuer, ſo wie die Bilder der Landſchaft ſich ſo beſtimmt in mir einprägten, daß ich nicht nur nach fünfzehn Jahren, wo ich einen Theil der Reiſe wiederholte, ſondern noch nach zwei und dreißigen, wo ich andere Gebiete derſelben wieder berührte, mit ſicherſter Genauigkeit meine mich begleitende Familie auf Einzelnheiten der Landſchaft, die der Weg ſogleich darbieten würde, aufmerkſam machen konnte, z. B. auf ein romantiſch gelegenes Haus, einen ſich abzweigenden Fußſteig, einen Felsblock an der Straße und dergleichen mehr. Selbſt einen meiner Oheime, den Buchbinder, (der Landwirth war inzwiſchen geſtorben) erkannte ich, als wir uns ſeiner Wohnung näherten und er uns zufällig begegnete, an Haltung und Sprache ſogleich wieder, obgleich ich ihn in der Zwiſchenzeit nie mehr geſehen. (Er iſt nun auch, in den achtziger Jahren, dahin gegangen.) So feſt hafteten die Jugendeindrücke, während ich jetzt, trotz vielfältiger Wiederholung, die Anſchauungen, ſelbſt des Unentbehrlichſten, des Wichtigſten in Perſonen, Namen, Thatſachen, Bezeichnungen, vergeblich feſtzuhalten trachte, und dadurch häufig in die übelſten Verlegenheiten gerathe.

Jener hervortretendſte Wendepunkt, der ſich an dieſe Reiſe knüpfte, und deſſen ich oben gedachte, war folgender: Während ich noch bei meinem Oheim, dem Bergmann und Landwirth, einem ſehr gebildeten, unterrichteten wohlwollenden Manne in Rudolſtadt verweilte, erhielt ich einen Brief von meiner Mut-

ter, der mir die wichtige Meldung brachte, daß nach einem Erlaß des Kriegsminiſteriums, es auch jungen Leuten, die noch nicht in den Militairſtand eingetreten waren, geſtattet ſein ſollte, nach beſonderer Prüfung die Kriegsſchule zu beſuchen, und ſich auf ſolche Art theoretiſch zu dem Stande vorzubereiten, den ſie nach vollendetem Curſus praktiſch ergreifen wollten. Ich hatte nämlich, einmal von der Zeitſtrömung ergriffen, darauf beharrt, Soldat, und nichts anders als Soldat zu werden. Selbſt der zum Heil der Welt durch die Schlacht von Belle-Alliance ſo raſch beendete Feldzug hatte dieſen Entſchluß nicht geändert; denn wir jungen Brauſeköpfe wehrten uns hartnäckig und thöricht gegen den Gedanken, daß Napoleon, wenngleich gefangen und nach St. Helena abgeführt, auf immer vom Schauplatz abgetreten ſein werde. War er einmal von Elba zurückgekehrt, ſo würde er auch von dort den Rückweg finden; wir hofften ſogar darauf und wünſchten ſeine neue Erhebung, nur um ihn ſelbſt nochmals zu bekämpfen und zu ſtürzen. Auch konnte man ſich, nach einem Jahrzehend ununterbrochenen Krieges nicht überreden, daß von nun an die Welt auch im Frieden beſtehen werde. Der romantiſche Traum, daß der gigantiſche Kriegsheld noch einmal irgend wie in wunderbarer Weiſe von Neuem auf den Schauplatz der Weltgeſchichte erſcheinen, und neue ſtaunenswerthe Thaten verrichten werde, ſpukte übrigens ſelbſt mehrere Jahre nachher noch in manchem älteren Gehirn und ſogar der Tod des Kaiſers wurde mit jenem Hang zum Myſtiſchen und Wunderbaren, der nie aus der Welt und Menge verſchwinden wird, oft bezweifelt, und die abenteuerlichſten Sagen darüber verbreitet, wie er heimlich entkommen ſei, im Orient lebe, nächſtens mit den Türken gegen Europa aufbrechen werde und dergleichen mehr. Was Wunder alſo, daß ein ſechszehnjähriger Phantaſt wie ich, nicht gleich in den erſten zwei Monaten nach der erneuten Beſiegung

Alles für abgeſchloſſen und beendet halten wollte, wo ſogar noch manche Thatkraft in Frankreich in Bewegung geſetzt wurde, den Kampf zu erneuern. Dieſe Kriegshoffnung, die mir Gelegenheit zu äußerlichen Thaten geben ſollte, war es, wie ich ſpäter einſah und jetzt klar weiß, die mich in die Laufbahn des Soldaten drängte; an und für ſich war ich für nichts weniger geeignet als für dieſe und meine Neigungen, ſelbſt der größte Theil meiner Fähigkeiten lagen in ganz anderen Richtungen. Dieſe falſche verfolgte ich aber nun einmal mit höchſtem Eifer. Meine Mutter, der im Soldatenſtande nur das Element der Unbildung, die bloß körperliche Richtung, der geiſtige Müßiggang mit Recht zuwider war, willigte in dem Brief in Dieſe Laufbahn für mich, aber nur auf dem wiſſenſchaftlichen Wege, der ſich mir jetzt eröffnete. Ich ergriff das Dargebotene mit feuriger Begierde, ſofort antwortete ich voller Dank und Freude, bat meine Mutter, die einleitenden Schritte zu treffen, und beeilte mich, dem Briefe ſo ſchleunig als möglich ſelbſt zu folgen. Kaum ließ ich mich von meinem Oheim überreden, noch einer Fahrt beizuwohnen, die er freundlich mit dem Bruder und all den Seinigen veranſtalten wollte, um mich einen Theil des Gebirgs, den ich noch nicht bereiſt hatte, Schreibershau, Zacken- und Kochelfall u. ſ. w., kennen zu lehren. Salzbrunn, Fürſtenſtein, Altwaſſer, Waldenburg, Adersbach, die Schneekoppe ſelbſt, hatte ich ſchon beſucht. Ich war von der Sorge getrieben, zu ſpät zu dem feſtgeſetzten Termin der Meldung und Prüfung in Berlin einzutreffen; doch mein Onkel überzeugte mich, daß ich volle Zeit habe, die Zwecke meiner Reiſe zuvor ganz zu erfüllen, und ſo machten wir denn die gedachte Fahrt in froher Gemeinſchaft, obgleich uns das Wetter nur in Hinſicht der Waſſerfälle begünſtigte, da es faſt unaufhörlich in Strömen regnete. In Hirſchberg nahm ich Abſchied von meinen Verwandten, und eilte mit der

Poſt, deren damalige Schreckens- und wahrhafte Marterzuſtände ich ſchon auf der fünf Tage und fünf Nächte dauernden Fahrt nach Breslau kennen gelernt, nach Hauſe zurück. Hier, wo bei dem minder frequenten Gebirgspaſſe nur unbedeckte Wagen in Gebrauch waren, litt ich auch, von dem entſetzlichen Regen beſonders die Nächte hindurch und um ſo mehr, als ich, ein Fußreiſender und miles expeditus, keinen Mantel hatte, ſondern nur ein dünnes Sommerröckchen über das andere zog. Ich borgte mir einmal, da es gar zu arg war und mir die Zähne vor Froſt und Näſſe zuſammenklappten, eine alte Pferdedecke von einem Poſtillon gegen ein Trinkgeld, und hüllte mich in dieſe. — Doch die Jugend überwindet dergleichen leicht, ohne alle Folgen. Ich langte rechtzeitig und geſund in Berlin an, und beeilte mich ſogleich die nothwendigen Schritte zu thun, wozu zunächſt eine Meldung bei dem Inſpekteur der Kriegsſchule, dem damaligen Obriſt-Lieutenant von Steinwehr, erforderlich war, und demnächſt die Beſchaffung eines Schulzeugniſſes über meine bisherigen Leiſtungen und meine Führung. — Dieſes letztere machte mir doch einige Sorge; denn die wenige Wochen angeſtrengten, aber noch nicht erfolgreichen Fleißes konnten die lange nicht allzulöbliche Vergangenheit doch meines Erachtens nicht auslöſchen, noch aufwiegen. Und ein nachtheiliges Zeugniß hätte mich vielleicht ganz von der Bahn ausgeſchloſſen, die ich einſchlagen zu dürfen hoffte. Nie werde ich daher das Gefühl des Dankes vergeſſen, welches mir des Direktors Bernhardi eben ſo einſichtiges, als wahrhaft würdiges und edles Verfahren einflößte. Ich zeigte ihm meine Abſicht, das Gymnaſium zu verlaſſen, an, und unterrichtete ihn von dem erforderlichen Zeugniß. Er war ernſt aber freundlicher als ich erwartete. Nach einigen anderen Fragen that er mir auch die, wie es komme, daß ich mich ſeit einiger Zeit ſo zurückgezogen, ſo finſter, ſo mürriſch (er legte entſchieden

abſichtlich einen tadelnden Accent auf das Wort, um meine Verantwortung herauszufordern) ganz meinen ſonſtigen zu leichtſinnigem und vorlautem Weſen entgegen gezeigt habe? Da ich mich bisher Niemandem mitgetheilt, entſchloß ich mich ſchwer, mein Schweigen über die innere Seelenſtimmung, die mich beherrſchte, zu brechen. Doch ich überwand mich, und that es; ich vertraute ihm, daß keineswegs eine gehäſſige Empfindung irgend einer Art gegen Lehrer oder Mitſchüler die Urſach ſei, ſondern nur die Trauer, die ich noch immer nicht zu überwinden vermöge, daß ich von dem Kampf für das Vaterland, in den alle meine Altersgenoſſen und nächſten Freunde gezogen waren, ausgeſchloſſen worden ſei. — „So? Alſo das iſt es?“ ſagte er mit eigenthümlichem Ton der Stimme. „Nun, ich werde Ihnen das verlangte Zeugniß ausſtellen!“ — Er ſetzte ſich und ſchrieb; ich erwartete kein günſtiges. Wie groß aber war mein Erſtaunen, als ich es ſo gefaßt fand, wie es nur dem trefflichſten aller Schüler gegeben werden konnte. Die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, ich faßte warm die Hand des ſonſt ſo ſtrengen Mannes: „Nun, ſind Sie zufrieden?“ fragte er mich. Ich vermochte nichts zu antworten. Er aber umarmte mich und ſagte: „Sie haben früher Manches verſäumt, aber ich weiß es, auch von Ihren Lehrern, Sie haben ſich zum Guten umgewendet, und Ihre Geſinnung macht Ihnen Ehre! Sein Sie glücklich in Ihrem neuen Stande! Gott mit Ihnen!“ — Und ſo entließ er mich, mit ſolcher Anerkennung, ſolcher Erhebung meiner ſelbſt, mich, der ich es ſo wenig verdient hatte! Es bethätigte ſich aber in dieſem Verfahren nicht nur die würdigſte, liebevollſte Geſinnung, ſondern auch der klarſte pädagogiſche Blick. Denn dieſes Zeugniß erhob meine ganze Seele, gab meinen erſchlafften Willenskräften neue Spannung, erfüllte mich mit Muth und wurde mir ein edler Sporn, zu verdienen, was ich als ein ſo großmüthiges Geſchenk empfing.

Und ich darf ſagen, für die Zeit, die ich auf der Kriegsſchule zubrachte, habe ich wenigſtens redlich dem Vertrauen entſprochen, durch welches das Schulzeugniß mich ſo hoch ehrte, aber auch ſo heilig verpflichtete.

Ich beſtand die vorgeſchriebene Prüfung glücklich, und beſuchte vom September des Jahres 1815 an die Kriegsſchule. Damit darf ich meine Knabenzeit als beſchloſſen betrachten. —

Dem gegenwärtigen Bande ſei jetzt noch ein Anhang hinzugefügt, der den Zuſammenhang meiner inneren Entwickelungen in jener Periode umfaſſen ſoll, die Geſchichte meiner Seele und meines Herzens, die ich nicht wohl geben konnte, ohne zuvor die Erlebniſſe und Thatſachen als den äußerlichen Rahmen hingeſtellt zu haben, welcher dieſe inneren Richtungen begrenzte und bedingte.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Rückblick. Liebe zu Eltern und Geſchwiſtern. Henriette. Ihre Nervenkrankheit. Meine Freunde Ludolf, Magnus, Häring. — Liebesregungen. — Schluß.

Im Einzelnen habe ich, was dieſes Kapitel enthalten wird, ſchon in dem Vorhergehenden mehrfach berührt und angedeutet. Das Herzensverhältniß meinem Vater und meiner Mutter gegenüber, das zu meinen Geſchwiſtern, die erſten ahnungsvollen Keime der Liebe, im eigentlichen Sinn des Wortes, die ſich faſt immer ſchon früh, in der Seele des Kindes mit tiefer Lebenskraft, wenn auch dem Leben ſelbſt gegenüber nur als ein träumeriſcher Anhauch, entwickeln; endlich Einiges über meine Altersgenoſſen, die Neigung und Freundſchaft zu dieſen.

Doch dies Alles knüpft ſich zu einem pſychiſchen Geſammtgewebe, in welches ich noch die Fäden der geſchwiſterlichen und ſonſtigen verwandtſchaftlichen Beziehungen einzuflechten habe, deren ich im Bisherigen nur leichthin berührend gedachte. —

Ich beſaß ein weiches, und ich darf wohl ſagen ein reiches Herz; ich vermochte nach allen Richtungen mit wärmſter Innigkeit zu lieben und empfand tiefen Schmerz, wenn dieſe Liebe zurückgeſtoßen oder verkannt wurde. Ich liebte meinen Vater warm, aber ich fürchtete ihn doch mehr; er war ſehr heftig, hatte ſtets redliche, ehrenhafte Zwecke und Ziele für uns Kinder im Auge, verfolgte ſie aber auch mit zu eifriger Erregung, und verlor dadurch wohl öfters das richtige Maaß in der Art und Weiſe, wie er uns darauf hinleitete und nach Umſtänden drängte; vorzüglich meinem ſtarren Sinn und lebhaftem Selbſtbewußtſein gegenüber. Daher vermochte er ungleich weniger über mich als meine Mutter, die mit großer Energie des ſittlichſten Wollens zugleich die weichſte Liebe verband. Wenn ich meine ſchlechten Zeugniſſe nach Haus brachte, laſteten die Thränen meiner Mutter viel ſchwerer auf meiner Seele, als die Furcht vor der ſtrengen Beſtrafung durch den Vater. Meine Liebe zu ihr wuchs in dem Maaße, wie ich heranreifte, während ſich die Spaltungen zwiſchen mir und dem Vater ſtets erweiterten. So ſchmerzlich ich daher auch ſeinen Tod empfand, ſo fühlte ich mich doch dadurch, wie wenig rühmlich auch das Bekenntniß für mich ſei, von einer Feſſel, einem Druck befreit, der oft meine wärmſten Seelenaufſchwünge gehemmt hatte. Von dieſer Seite betrachtet habe ich keine ganz glückliche Jugend gehabt; wie auch das Verhältniß zu der Mehrzahl meiner Lehrer in dieſer Hinſicht ſich entwickelte, habe ich bereits erzählt.

Wir Geſchwiſter lebten einig untereinander, und liebten

uns mit natürlicher Empfindung. Mit den Jahren ſchloß ſich das Band immer inniger, und iſt mir eine Wohlthat geworden, die mich, ich erkenne es mit wärmſtem Dank, durch mein ganzes Leben begleitet hat. Nichts als der Tod hat ſeine löſende Kraft daran geübt. In dem Unverſtand der Jugend, unter den geiſtigen Entwickelungsprozeſſen, die ich durchging, blieb indeſſen das Verhältniß doch nicht ſo ungetrübt. In den kindiſchen Jahren fügte meine wilde Unart den Schweſtern manche Unbill zu. Ich war der einzige Knabe im Hauſe, alle Schweſtern, bis auf eine, älter als ich. Mit dieſen älteren, deren Herrſchaft, die ihnen zuweilen ſogar ausdrücklich übertragen wurde, ich nicht dulden wollte, war ich öfters im Kampf. Die jüngere dagegen, Henriette, liebte ich ſchon als Kind vorzugsweiſe. Nicht in dieſem Abſchnitt meines Lebens aber iſt es, wo ich ſo von ihr ſprechen will, wie mein Innerſtes mich drängt; von ihr, die als eines der reinſten Ideale edler Weiblichkeit vor mir ſteht, in der das tief empfindende Herz ſich der Klarheit des Geiſtes gleichſtellte, beide auf ſeltenſter Höhe. Wir ſchloſſen ſpäter einen Verein der Seele, ſo innig, wie er ſelten gefunden werden mag; allein auch ſchon als Kinder gehörten wir innig zuſammen durch freie Neigung, wie durch das Verhältniß des Alters. Henriette theilte faſt alle meine Spiele, und ward ſchon in dieſem erſten Lebensabſchnitt der Gegenſtand jenes brüderlichen Stolzes, den eine hold aufblühende Schweſter zu wecken pflegt, und der damit verknüpften zarteren Aufmerkſamkeit. Ein für uns wichtiges Ereigniß, das ich oben übergangen habe, weil es ſich nicht wohl in die Kette der ſonſtigen und der öffentlichen Begebenheiten einfügt, hatte uns einander beſonders nahe geführt. Es war eine ſchwere Krankheit, die uns beide traf. Im Beginn des Winters von 1815 hatte ſie ein heftiges Nervenfieber, das damals überhaupt ſehr ausgebreitet war,

auf's Krankenlager geworfen. Der rührende Anblick des lieblichen, vierzehnjährigen Mädchens, das mit von der Krankheit gerötheten Wangen und irr blickenden Augen in ſchweren Fieber-Phantaſieen lag, und aus deſſen Seele ſelbſt in dieſen ſchweren, verworrenen Träumen nur Bilder der Unſchuld und Holdſeligkeit auftauchten, denen ſie mit anmuthigem Wort Geſtalt gab, ergriff mich in innerſter Tiefe. Die Krankheit wurde ſo ſchwer, daß Heim täglich dreimal, zuletzt immer am ſpäten Abend kam. Ich hatte damals ſchon in früher Morgenſtunde bei meinem Vormund Catel Unterricht im Franzöſiſchen, und ging bei Dunkel und Schnee um ſechs Uhr Morgens bis zum franzöſiſchen Hospital am Oranienburger Thor, von wo ich um acht Uhr ſchon im Gymnaſium ſein mußte. Auf dieſer Wanderung durch die noch ganz einſamen Straßen, wo ich mir den Weg durch den tiefen Schnee meiſt erſt ſelbſt bahnen mußte, war mein Auge oft voll Thränen, und mein Herz voller Gebete für die Kranke! —

Da warf mich das Uebel ſelbſt darnieder. Nicht ſo ſchwer wie die Schweſter, doch war ich ſo krank, daß Gefahr befürchtet wurde. Indeſſen ging Henriette der Geneſung entgegen. Wir waren Wochen lang in verſchiedenen Zimmern gebettet, von einander getrennt. Wir hörten aber von einander, ſandten uns durch die Mutter Botſchaften, und dieſe ſaß öfters in der Thür um beiden Kranken zugleich vorzuleſen. Der Augenblick aber, wo wir uns auch wieder ſahen, war ein mit unbeſchreiblicher Macht ergreifender für mich. Es dünkte mich, als habe der Himmel uns beide für einander gerettet! Da traf meine Schweſter ein Rückfall. Jetzt ſchien ſie ohne Rettung verloren! Denn wie ſollte der erſchöpfte Körper des noch halben Kindes das Uebel ertragen können? Herzzerſchneidend war der Anblick der lieben Leidenden, wenn die Eisumſchläge, oder ähnliche unerläßliche Verordnungen, ihr ein Jammerge-

ſchrei auspreßten, das, wenngleich bewußtlos ausgeſtoßen, doch das Ohr mit zerreißendem Laut traf. Der treue ſcharfblickende Arzt Heim hatte die jugendliche Kranke lieb gewonnen; er widmete ihr die ausdauerndſte Sorgfalt, und ſo gelang es ihm, ſie zum zweitenmale der Geneſung zuzuführen. Durch das mondenlange Krankenlager war ihr ſchönes Haar ſo in Verwirrung gerathen, daß der Verſuch es allmälig zu entwirren und zu ordnen, den gereizten Nerven ſo unerträglich wurde, daß es abgeſchnitten werden mußte. Das Köpfchen behielt ſeinen lieblichen Ausdruck. Noch heut fühle ich, wie in jenen Tagen die Liebe zu meiner Schweſter wuchs! Zu meinen glückſeligſten Stunden und Erinnerungen, obwohl ſie in die Zeit meiner tiefen Niedergeſchlagenheit fielen, zähle ich die, welche ich, da endlich im Frühjahr die Schweſter zur Förderung ihrer Kräfte eine Gartenwohnung mit der Mutter beziehen konnte, dort mit ihr zubrachte. Der Garten in der Kommandantenſtraße, den jetzt die Freunde der Waſſerheilkunde beſitzen, war es, der dieſe reine Blüthe der Geſchwiſterzärtlichkeit ſich entfalten ſah! —

Nun meine jugendlichen Freunde. Zwei darf ich ſo nennen; die anderen waren mehr Spielgefährten, mit denen mich bald dieſe bald jene Vergnügungsrichtung zuſammenführte oder von ihnen trennte. Indeß hingen wir doch mit Treue aneinander, und wie es zu gehen pflegt unter Knaben, einige liebten mich viel mehr und bedeutender als ich ſie. Ein Paar Nachbarsſöhne, Louis L.... und Eduard N...., entfernten die Lebensverhältniſſe ſpäter ganz von mir. Mit den anderen, die zu meinem näheren, faſt täglichen Umgange gehörten, bin ich, auch erwachſen, noch in freundlichen Verhältniſſen geblieben, obgleich uns das Leben früher oder ſpäter nach verſchiedenen Richtungen zerſtreute. Jene zwei, für die ich das ganze heiße Gefühl der Knabenfreundſchaft hegte,

waren die schon bei einzelnen Anlässen genannten Eduard Ludolff und Eduard Magnus. Den letzten kennt die Welt als einen der trefflichsten Künstler; den ersten deckt das Grab schon seit vielen Jahren. Er war der ältere Freund; von der frühesten Jugend an waren wir, da die Wohnungen unserer Eltern dicht nachbarlich aneinander grenzten, Genossen gewesen; in der Meissow'schen Schule, auf dem Werderschen Gymnasium, in allen unseren Spielen. Das Haus seiner Eltern, die bei weitem wohlhabender waren und demgemäß lebten, als die meinigen, zog mich mächtig an, durch Glanz und Wohlbehagen. Mehr aber noch dadurch, daß ich immer freundlich empfangen war. Die schönsten Kindestage verlebte ich dort. Lange waren wir beide unzertrennlich. Doch als ich etwa das zwölfte Jahr erreicht hatte, entstand, wie ich schon oben gelegentlich angedeutet, ein Bruch dieser Freundschaft, der mich mit Leid und Eifersucht erfüllte. Mein Vetter Häring hatte das Herz meines Freundes mehr gewonnen als ich; sie und einige andere, sonst gleichfalls meine näheren Gefährten, trieben ihre Spiele gemeinsam, sonderten sich von mir ab, und schlossen mich sogar von manchen Dingen absichtlich aus. Sie hatten, wie Knaben pflegen, eine Art Orden, ein Bündniß gestiftet, zu dem ich nicht gezogen wurde. Dies verletzte und bekümmerte mich tief. Mein Freund Ludolff wurde dadurch schon von mir getrennt; vergeblich fragte ich oft in seinem Hause nach, — er war stets bei diesen bevorzugten Genossen. — Die Pein, die ich dadurch erlitt, konnte aber, eine eigenthümliche Vergeltung, später auf meinen Freund kommen. Und zwar dadurch, daß ich mich, durch die nachbarlichen Sommerwohnungen unserer Eltern veranlaßt, näher an Eduard Magnus anschloß. Als ich, ohne die Absicht Freund Ludolf zu verlassen, fast nur mit diesem lebte und verkehrte, wandte sich die Liebe des älteren Freundes mir wieder

zu. So machten schon die Knaben unwillkührlich die Erfahrung, daß die verschmähete, oder vielmehr nicht beachtete Neigung zu höherer Flamme auflodert. Lebhaft erinnere ich mich eines Sommernachmittags, wo ich, ich weiß nicht wie veranlaßt, Freund Ludolff, der mit seinem Lehrer und Hofmeister in der Stadt wohnte, dort vom Thiergarten aus besuchte. Ich wurde so herzlich empfangen wie nie zuvor. Er erwies mir die eifrigsten Dienste und Gefälligkeiten, sorgte für meine Freude auf jede mögliche Weise. Deutlich empfand ich es in meiner Seele, daß ich als ein Wiedergekehrter begrüßt wurde und nun erwachte auch meine Neigung mit aller Stärke wieder. Ich warf mir innerlich mein Mißtrauen vor, und schloß mich seit jenem Tage dem älteren Freunde wieder näher an. Dennoch war das Band zwischen ihm und meinem Vetter das dauernde, welches sie auch bis in die männlichen Jahre in enger Verknüpfung erhielt, während mich andere Verhältnisse und Persönlichkeiten näher anzogen. In befreundeten herzlichen Verhältnissen aber sind wir, Ludolff und ich, geblieben, bis der Tod den Freund nach mancherlei traurigen Schicksalen abrief. — In ähnlicher Weise bildete sich mein Verhältniß zu E. Magnus weiter aus, und hat sich bis zu der Stunde, in welcher ich dies schreibe, wenn auch nicht als eines der steten innigen Gemeinschaft, doch als eines der wärmsten Achtung und Neigung erhalten. Ich darf wohl sagen, daß es eins meiner ältesten und empfundendsten Freundschaftsbündnisse ist.

Mit meinem Vetter Häring stand ich im Ganzen gut, doch blieb unser Zusammensein, wie dies unter Knaben noch kaum anders möglich, nicht ohne Reibungen. Unsere Individualitäten waren höchst abweichend, einander oft geradezu widerstrebend. Mein Vetter, nur unter einer weiblichen Erziehung aufgewachsen, war lange nicht so wild, roh, aber auch nicht so keck als ich; deshalb dünkte ich mich oft weit

über ihn, und machte ihn zum Ziel meines Spottes. Er dagegen siegte auf viel bedeutenderem Felde über mich; er war fleißig, von den Lehrern geliebt, brachte nur gute Zeugnisse, Prämien sogar, ich von alle dem nichts, sogar das Gegentheil! Er wurde mir stets als Vorbild hingestellt, und ich hielt ihn auch in meinem Innern dafür. Diese von mir verschuldeten, für mich so nachtheiligen Unterschiede, erzeugten natürlich öfters auch Erbitterung. Dabei glaubte ich mich nicht nur körperlich, sondern auch geistig ihm überlegen, und war ersteres auch unbedingt, letzteres in gewissen Beziehungen, z. B. durch meine überaus glückliche Gedächtnißkraft. Ich lernte leicht, spielend, was ihm große Mühe kostete. Um so größer mußte meine Beschämung sein, mich von ihm überflügelt zu sehen. Er saß anfangs eine Klasse unter mir im Gymnasium; bald war er mir gleich, und in Kurzem war ich um eine Klasse zurück! Er ging aus Prima ab zum Feldzuge, ich habe das Gymnasium überhaupt aus Sekunda verlassen! Doch vergab ich ihm alle diese Siege leichter, als die auf dem Felde des Herzens. Hier war ich mehrmals tief verletzt, doch ohne seine Schuld. Einmal durch das oben erzählte Verhältniß zu meinem Freunde Ludolf, auf den ich ein älteres Recht zu haben vermeinte; dann aber auch, und hier viel tiefer, dadurch, daß meine Schwester Henriette ihm eine Zeit lang den Vorzug gab, mich gegen ihn im Herzen zurückstellte. Das ertrug ich schwer. Es war aber nur ein vorübergehender Zeitraum im eigentlichsten Knabenalter.

Trotz der kleinen Spaltungen indeß, deren ich hier erwähnt, hielten wir doch im Herzen zusammen; Verwandtschaft, gemeinsames Aufwachsen unter einem auf unsere Einigung gerichteten älterlichen Einfluß, webten ein natürliches Band, das immer inniger, zu einem der Treue, der Achtung und der Theilnahme wurde und geblieben ist, bis heut. — —

Nun zu jener zarteſten und heiligſten aller Empfindungen, die in einem ahnungsvollen Vorfrühling der Zukunft oft ſchon in den jüngſten Herzen die Blüthen entfaltet; Blüthen, aus denen freilich keine Frucht für das Leben reifen kann, und die ſomit, trotz ihres Duftes, ihres holden Farbenſchimmers, als taube betrachtet werden müſſen. Nein, doch nicht! Denn ſie erziehen das Herz; ſie füllen es mit Ahnungen, Träumen, die auf die ſpätere Verwirklichung vorbereiten. Und ſie ſind ſo reine, heilige! — Wenn auch die Sinne, das Auge zumal, das die Geſtalt, die Züge des geliebten Gegenſtandes auffaßte, wie bei allem, was den Menſchen berührt, dabei thätig ſind, ſo ſind ſie es doch nur in einem untergeordneteren Verhältniß, nur als die äußeren Werkzeuge, mittelſt deren die Seele die Erſcheinungen aufnimmt. —

Jede Jünglingsbruſt iſt die Stätte dieſer ſüßen, heiligen Erregungen; jedes Herz, das zum Leben heranreift, legt ſeinen Weg durch dieſe Traumwelt zurück, die wie ein roſiger Morgenſchimmer ſich um die Tage der Jugend breitet. Es bedarf keiner Schilderung dieſer Zuſtände!

Einige leichte Andeutungen habe ich gegeben, von dieſen früheſten Strahlen, die von der dem Leben ſpäter ſo beſchützend aufſteigenden Sonne in die Kindesbruſt fallen. Ich könnte vielleicht Näheres, könnte Einzelnes nicht ohne Intereſſe darüber erzählen, wenn ich jemals das Glück genoſſen hätte, ein Gefühl der Erwiederung zu wecken. Doch meine Liebesregungen blieben viel zu ſchüchtern, verbargen ſich viel zu tief in ihren Knospen, um nur erkannt, geſchweige erwiedert zu werden. Natürlich mußte ich manchen tiefen Schmerz dabei durchkämpfen, allein er war nicht verbitternder, nicht herabdrückender Art, ſondern veredelnd und erhebend. Er lähmte, er brach nicht die Schwingen der Seele, ſondern er trieb ſie zu höherer Entfaltung. Dieſer jugendliche Kummer, dieſe Thränen ſind

der netzende Thau und Regen, der den von der flachen Alltäglichkeit der Lebenssonne ausgesogenen Boden neu erfrischt, seine Triebkräfte mächtig erweckt. Vorsätze, Entschlüsse, Hoffnungen, Lebensziele, Alles erhöht sich unter diesem Segen! Auch ich habe ihn empfunden! Und Dankbarkeit dafür füllt noch jetzt am späten Lebensabend mein Herz, trotz der Schmerzen, die seinen frühesten Frühling eben dadurch oft gewitterschwer verhüllten und erschütterten! —

Mit diesem Wort schließe der Blick auf meine Jugend ab! Die Entwickelung des Jünglings mit ihren stürmischen Bewegungen, die Ergebnisse und Erfahrungen des reiferen Mannes, in ähnlicher Weise öffentlich darzulegen, sei die Pflicht folgender Abschnitte.

Vierter Abschnitt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Besuch der Kriegsschule. — Lehrer derselben. — Meier Hirsch. — Eintritt in die Brigade. — Bardeleben und v. Holzendorf. — Ludwig Bergers erste Bekanntschaft. — Minna Wagner und meine Harmonika. — Ludwig Devrient. — Verhältniß zur Brigade.

Es eröffnete sich jetzt diejenige Zeit meines Lebens, die ich die der reiferen Jugend nennen muß, welche ganz der Periode des Militärlebens anheim fällt. Es ist die, in der sich Alles zusammendrängt, was meine jugendlichen Triebe gereizt, und sie zur späteren, schriftstellerischen Thätigkeit entwickelt hat.

Ich besuchte, nach glücklich bestandener Prüfung, die Kriegsschule. Die gebildeten Jünglinge, die sich dem Kriegsstande widmen wollten, denen man die Aufnahme gewährt hatte, ohne daß sie bereits Soldat waren, fanden sich selten vor. Der einzige mir davon lebhaft erinnerliche war ein Herr von Rohr, von dessen späteren Verhältnissen ich ganz abgeschieden worden bin. Der Besuch des Instituts war für uns, die wir noch keine Art der praktischen Vorbildung gehabt hatten, in vieler Beziehung ein äußerst schwieriger. Wir mußten die militärischen Wissenschaften erlernen, ohne die Grundbegriffe inne zu haben, auf deren Anwendung sehr

Vieles beruhete, wie namentlich bei der Artillerie und Fortification, wo oft die Ausdrücke uns ſogar ganz fremdartige waren. Indeſſen guter Wille, das Beiſpiel der Kameraden, einzelne Handbücher und Fragen halfen mit, und in Kurzem darf ich ſagen waren dieſe Schwierigkeiten überwunden. Dagegen liefen andere mit auf dieſer Bahn, die in der Bewältigung eine größere Anſtrengung forderten. Es mußten mehrere Wiſſenſchaften als ganz neu betrachtet werden, deren Anfänge nicht als leicht angeſehen werden konnten. Dies waren einmal Artillerie und Fortification, und dann alle diejenigen, welche zwar nicht unbedingt zum Militärſtande, aber doch weſentlich zu deſſen wiſſenſchaftlicher Begründung gehörten. So wurde die Mathematik aus ganz anderen Standpunkten durch den alten Hobert, der Profeſſor derſelben war, aufgefaßt, die Naturwiſſenſchaften durch Erman (den Vater des ſpäter berühmten Reiſenden) und mehrere Andere. Das fühlte ich wohl nach den erſten Tagen des Verſuchs ſchon, daß ſich mir hier eine ganz andere, ſchwierigere Aufgabe zu löſen ſtellte, als diejenige, welche ich bisher in dem Gymnaſium gehabt hatte. Ich konnte nichts Anderes thun, als meine ganze Kraft zuſammennehmen, und that es wirklich in redlichſter Weiſe. Nur gerieth ich in den Fehler, die bisher eifrig verfolgten Studien etwas zu ſehr hintenan zu ſetzen, und die Vorträge in deutſcher Sprache, Geſchichte und andere zu vernachläſſigen gegen die der eigentlichen Militärwiſſenſchaften. Namentlich gegen den Lehrer der Geſchichte, Profeſſor Woltmann, dem ich nachträglich ſo Vieles ſchuldig geworden, habe ich damals mehrfach gefehlt, was mich denn auch einem verdienten Tadel Preis gab. Im Uebrigen fiel meine Prüfung am Schluß des Vortrages, der mit dem April des Jahres 1816 eintrat, gut aus, und mußte mir von vornherein einen wiſſenſchaftlichen Ruf bei dem Eintritt ins Militär begründen.

Bevor ich aber zu diesem komme, habe ich noch Einiges aus dieser Uebergangsperiode zu erwähnen. Die Lehrer, denen ich meine erste Ausbildung für den nunmehr festgewählten Stand dankte, waren folgende: In der Artillerie und Fortifikation ein Major Wehrmann, ein Mann, der das militairische Talent kurzen, deutlichen, klaren Vortrags im hohen Maaße hatte. Er schied im Laufe des Cursus aus andern Gründen aus, und wurde durch den Hauptmann Decker (späterhin als General-Lieutenant verstorben) vollständig ersetzt. Ein Lieutenant der Ingenieurs hatte außerdem noch die Funktion uns im Zeichnen zu unterrichten und richtete für zwei Nachmittage zu Privat-Uebungen für uns ein. Seinen Namen habe ich leider vergessen. — In der Taktik war es der Obrist Rühle von Lilienstern, der späterhin einige Vorträge derselben hielt. In der Geographie empfingen wir den Unterricht des Professor Stützer, der zugleich diese Wissenschaft am Kadettencorps lehrte, eines alten würdigen Mannes. In der Mathematik war es der Professor Hobert, ein sehr geschätzter Lehrer, der den Unterricht in derselben leitete. Allen diesen bin ich zu hohem Dank verpflichtet, da sie die Vorträge sämmtlich mit kundigem Wissen und sicherem Eifer belebten. Des Geschichtsvortrages durch Woltmann habe ich schon gedacht; nur noch eines Lehrers aber muß ich Erwähnung thun, weil er der einzige war, der auch schon früher auf meine Studien gewirkt hatte, Professor Spillecke. Er lehrte deutsche Sprache und Literatur. Es war mein Lieblingsgegenstand. So wenig derselbe auch mit dem neuen Berufe parallell lief, so mächtig fesselte er mich doch, und ich enthüllte bald genug, wohin meine eigene innerste Laufbahn ging. Ich darf sagen, daß ich zu jener Zeit, geradehin der beste Schüler in dieser Richtung war.

Den Unterricht in der Mathematik befestigte ich noch durch

eine Verſtärkung mittelſt Privatunterricht, und zwar bei einem der ausgezeichnetſten Mathematiker, die Berlin jemals beſeſſen, Meier Hirſch. Ich konnte bei ihm ſein berühmtes Beiſpielbuch durchnehmen und war zu jener Zeit in allen Aufgaben deſſelben völlig zu Haus. Er war der geborene Mathematiker, der die ſchwierigſten Aufgaben mit einer wahrhaft ſtaunenswerthen Leichtigkeit zum Vortrag brachte, und ſie ſo klar auseinander ſetzte, daß Niemandem der da aufmerkte, irgend ein Bedenken dabei Anſtoß geben konnte. Wenn mir in der Klaſſe irgend etwas nicht vollkommen klar war, theilte ich es ihm mit, und empfing ſofort ſeine thätige, wirkſame Hülfe. Er war ein Muſter in der Enthaltſamkeit von andern Dingen, wenn er dieſelben von ſich abweiſen wollte. So erinnere ich mich, daß er einen Prozeß, der ihm damals wegen einer Erbſchaft angehängt war, mit einer ſolchen ſtoiſchen Ruhe ertrug, daß er den angeblichen Executor, der ihm wegen des Betrages einer Schuld oder Rechnung auf das Zimmer kam, ruhig die Execution an ſeinen herrlichen Büchern vollziehen ließ, während er ſelbſt den Vortrag über den Lehrſatz gegen mich ganz ungeſtört fortſetzte. Als ich jedoch einige Tage ſpäter wieder zu ihm kam, fand ich das Zimmer verſchloſſen und verſiegelt; erſt für nachfolgende Beſuche ſahe ich dieſe Schranken wieder weggenommen, und, ohne daß er ſelbſt, der im Gefängniß geweſen war, nur den Vorgang entfernt berührt hätte, gingen unſere Stunden fort.

Die Kriegsſchule, welche meine Zeit außerdem faſt unbedingt in Anſpruch nahm, ſetzte inzwiſchen ihren Gang eben ſo unbehindert fort. Es vereinigten ſich damit einige kleine militairiſche Maaßregeln, die auf uns Civilbeſucher mit ausgedehnt wurden, z. B. das Erſcheinen an Sonntagen zur Parole und Aehnliches; Dinge die mir nicht gefielen, denen ich mich aber doch anſchließen mußte. Am wenigſten aber konnte

ich mit den Besuchern der Schule übereinstimmen. Nur zwei oder drei waren Offiziere, sie schieden sich ganz von uns ab. Den einen habe ich später noch öfter wieder gesehen, da er nach einer kurzen Dienstzeit in der Artillerie, eine juristische Laufbahn einschlug. Von den übrigen Besuchern hatte ich mich mit einigen, die mir auch wissenschaftlich näher traten, aber bedeutend älter waren, wohl vereinigt, inzwischen währte dies nicht länger als die Monate der Schule, und endete somit im April des Jahres. Alle Uebrigen blieben mir gänzlich fremd, und ich konnte keine nähere Verbindung mit denselben anknüpfen, weil sie jedes geistigen Bandes, damals wenigstens, dafür entbehrten. Das Gespräch dieser Leute drehte sich um nichts Anderes als um das Avancement, um die Uniformen, um diese oder jene Art dem Vorgesetzten einen Possen zu spielen, und Aehnliches. Wissenschaftlicher Geist war in den Wenigsten; doch lernten sie das, was vorgeschrieben war, mit äußerlicher Genauigkeit.

Für mich selbst hatte die Sache nun noch einen anderen Verlauf. Es wurde mein Eintritt in die Artillerie-Brigade, welche damals der Obrist-Lieutenant von Bardeleben befehligte, durch Einmischung einer Freundin meiner Mutter, die sich an den General von Holtzendorff wandte, vermittelt. So leistete ich am 9. März des Jahres 1816 meinen Eid als Mitglied der königlichen Artillerie, und mein dienstlicher Anfangspunkt war somit bestimmt. Ich war damals noch nicht voll 17 Jahre alt (wurde es erst am 13. April) trat mithin noch immer über einen Monat vor meinem eigentlichen Dienstalter ein. So war ich denn nun was ich werden wollte, Soldat!

Bevor ich auf diesem Wege weiter fortschreite, muß ich noch erzählen, was mir anderweitig im Leben gerade in dieser Zeit entwickelt wurde. Mit dem Jahresschluß war mir eine

äußerſt merkwürdige Bekanntſchaft geworden, die Ludwig Bergers. Er war damals von England wiedergekehrt, und nahm ſeinen Aufenthalt im Vaterlande wieder. Er übte den beſten Einfluß auf mich, und machte, daß ich mit neu erwachendem Eifer die Muſik trieb, und bald auch Unterricht bei ihm nahm, etwas, das ich damals nicht für ſo wichtig erachtete.

Ferner knüpfte ſich mir in dieſer Zeit eine alte Bekanntſchaft wieder neu an. Es war die Tochter eines Kaufmanns aus Frankfurt an der Oder, Minna Wagner, deren Verwandter einer meiner Jugendgenoſſen war. Ich hatte ſie bei dieſem kennen gelernt, wo ſie an einer Krankheit darniederlag. Jetzt erſchien ſie bei mir, um ein Inſtrument zu ſehen, das ich ſeit Kurzem mit Lebhaftigkeit ſpielte, — die Harmonika! Ich hatte nur eine ſehr untergeordnete Fertigkeit darauf erworben, allein ſie wurde mir durch dieſen Beſuch vom höchſten Werth. Derſelbe geſchah in Begleitung einer Tante und Nichte auf meinem Zimmer. Wie ſorgfältig hatte ich daſſelbe, — es war noch in unſerm Hauſe, Jägerſtraße Nr. 18 — mittelſt alles deſſen, was ich damals an Studien trieb, aufgeſchmückt! Voller Eifer für mein Inſtrument ſetzte ich mich daran, um einige kleine Accordſätze zu ſpielen, doch in mir regte ſich noch lebhafter eine heftige Flamme für die Beſucherin. Allein ihre Hand war verſagt; der General von Zielinski aus Königsberg war ihr Verlobter; freilich für einen Kriegsſchüler, der noch nicht einmal den Eid geleiſtet hatte, ein gefährlicher Gegner! Eine unausſprechliche Beklemmung bewegte mich während des Beſuchs. Oftmals habe ich ſpäterhin, — denn unſere Wege berührten ſich noch vielfach, — des Augenblicks gedacht, der ſich damals nur als ein ſchmerzliches Liebesweh auf meinen Pfad legte! Sie verheirathete ſich und lebte mit ihrem Gemahl in Königsberg. Nur dreiviertel Jahr hindurch währte dieſe Ehe. Der General ſtarb. Minna von Zielinski lebte

im Wittwenſtand lange in ihrer Heimath, Frankfurt, wo ich ſie ſpäter wieder antraf.

Von meiner Harmonika will ich indeſſen das endliche Schickſal erzählen. Ich ſpielte dieſelbe, wiewohl nachläſſig, noch fort. Späterhin übergab ich ſie dem Muſiker Bernhard Klein, da ich Berlin auf einige Zeit verließ. Dieſer hatte ſie auch bald überdrüſſig, und übergab ſie, wie er mir erzählte, einem Freunde. Ich habe nicht wieder darnach gefragt. Sie blieb verſchwunden!

Noch eine andere Angelegenheit machte ſich bald in meinem Leben wichtig. Es war das Theater. Nicht die Oper, wie man leicht glauben dürfte, — für dieſe war ich noch nicht reif genug herangebildet, — ſondern das Schauſpielhaus durch die unvergleichliche Kunſt Ludwig Devrients. Es war im April des Jahres 1815, wo er in Berlin zum erſtenmal die Bühne als Franz Moor betrat; ich hatte ihn geſehen und war durch ſein noch heut nicht wieder erreichtes Talent völlig wie geblendet. Alles was er gab, war groß; ich brachte ganze Nächte damit zu, mir die Rollen, in denen ich ihn geſehen, zu zergliedern. Und immer war das Reſultat das, er gab ſie ſo einzig wahrhaft, daß jede Entfernung von ſeinem hingeſtellten Typus als ein entſchiedenes Unrecht erſchien. Wenn ich mich recht erinnere, war er der einzige Künſtler, dem ich zuweilen einen Abend opferte. Aber dieſer war auch in ſeiner Art ſo reproductiv, wie keine andere, an der Bahn deſſen, was ich mir als Lebensziel vorgeſetzt, nur irgend anſtreifende Thätigkeit.

So ſchied denn die Zeit der Kriegsſchule dahin, der ſchöne Traum des Lebens, vor dem Erwachen oder Erwecktwerden dazu. Dieſes lag in dem militäriſchen Eid, den ich, nur von einem Unteroffizier unterſtützt, abgeleiſtet hatte. Ich war mittleſt deſſelben zur reitenden Artillerie gekommen, und mit Uniform und den nöthigen Waffen dazu, ganz verſehen worden.

Diesen Schritt hatte, wenn ich mich recht entsinne, der General Holzendorf vermittelt, bei welchem ich einen Besuch abgestattet hatte, und hierauf freundlichst zu Tisch geladen worden war. Diese kleine Gunst — es war die einzige, die ich erlangte, — hatte ihn indessen mit dem Chef meiner Brigade etwas entzweit. Mochte derselbe sich den Eingriff eines höher gestellten Militairs nicht wohl gefallen lassen oder waren andere kleine Zwischenträgereien vorgekommen, genug, ich wurde plötzlich, ohne ein Wort davon zuvor zu erfahren, versetzt, und zwar zur 9. Compagnie der Garde-Fuß-Artillerie. Ich ging zum General, der mir anrieth, mich an den Commandeur zu wenden; ich that es. Allein dort wurde mein Erscheinen in voller Uniform, nach langem Harren, mit einem bloßen, scharfen „Nein" abgemacht; er könne so gelehrte Personen als ich sei, nicht in der reitenden Artillerie gebrauchen. Dies war der Anfang meines Verkehrs mit einem später so hochverehrten Offizier! Und es war auch zugleich das Ende meines Verhältnisses zum General Holzendorf. Ich ging noch einmal zu ihm, wurde kurz empfangen und entlassen, und sein Wohlwollen für mich war zu Ende! Ich war Soldat!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ansichten von Frieden. — Erster Capitain. — Unteroffiziere. — Charakter der Soldaten. — Wilhelm Schindelmeisser. — Feldwebel Gröner. — Bombardier Parlows Hochzeit. — Lehramt an der Brigadeschule. — Beförderung zum Offizier. — Lieutenant Teichert, Laue, von Vincke, von Gerschow, Stein.

Vieles ließe sich, wenn man nur von sich selbst sprechen wollte, von dem Stande und seinen Eigenschaften, die ich nunmehr genauer kennen lernte, erzählen. Ich will es auf das

Weſentlichſte reduziren, damit man erfahre, wie ich zu dem Entſchluß kam, das mit ſolcher Lebhaftigkeit ergriffene Verhältniß ſchon in den erſten Wochen unendlich kühler zu betrachten. Die ganze Jugend Europas war damals von dem ſehr natürlichen Gedanken durchdrungen, der Krieg müſſe in möglichſt baldiger Friſt wieder ausbrechen. Vom Jahre 1792 an hatte er gedauert; er hatte die Völker bis aufs Blut ausgeſogen, und doch waren ihre mächtigen Anſtrengungen immer in gleicher Weiſe wieder lebendig geworden. Die jung Nachgewachſenen hatten dieſelben nicht empfunden und hielten ſie auch nicht für ſo aufreibend als die älteren Generationen. Nun ſaß Napoleon, den die Phantaſie immer als den unbezwinglichen Helden betrachtete, freilich zu St. Helena, aber ein einziges Schiff konnte ihn ja, wie von Elba aus, von dort zurückführen, um Alles, was friedlich feſtgeſtellt war, umzuſtürzen. Ja die Mehrzahl glaubte damals noch nicht einmal recht an ſeine Gefangenſchaft, ſondern der Wunſch ihn nochmals zu bekämpfen, zauberte ihn immer wieder in die bedenkliche Freiheit zurück. Da jedoch die öffentlichen Einrichtungen des Staates nichts davon verlauten ließen, und Alles auf den endlich gewährten Friedensſchluß hindeutete, ſo konnten ſolche Jugendträume nicht eben ungeſtört bleiben, ſondern die Wirklichkeit ſchob ſich dazwiſchen. — Der Soldatenſtand bedarf einer großen Menge kleiner Dienſte und Geſchicklichkeiten, für die Alles in demſelben zu- und vorbereitet wird. Dies iſt eine langſame weitumfaſſende Schule; aber ſie iſt keineswegs ſehr geeignet, die Befriedigung für einen dichteriſch jugendlichen Heldenmuth zu gewähren. Das war aber der Sinn, in welchem ich ihn gewählt, was ich mir davon vorgeſtellt hatte. Alles ging unter in dieſer ungemeinen Wichtigkeit, die uns, und mit Recht allein unter dieſe ſcheinbaren Kleinigkeiten ſtellte. Ein junger Menſch, der nur an große Thaten dachte, nur

Krieg wünſchte, — fand ſich daher ſehr ſchlecht in das vorbereitende Räderwerk der Kriegsmaſchine! Ueberdies ging es mir perſönlich noch beſonders übel. Ich war reitender Artilleriſt geweſen, und trug dieſe Uniform noch, war aber, wie gemeldet, zur Fuß-Artillerie verſetzt. Welche Rückſicht dabei obwaltete, daß man mir zu der alten Uniform den Säbel und das Gewehr des neuen Dienſtverhältniſſes gewährte, weiß ich nicht mehr. Indeſſen dauerte dies einige Zeit ſo, und machte mich zum Gegenſtand der Beſpöttelung. Auch trug ich eine Brille um meiner Kurzſichtigkeit aufzuhelfen, und dieſe gab einen neuen Anlaß mich mannichfach zu necken. Dazu kamen die Vergnügungen des Rekrutenexercirens, mit dem ich Vor- und Nachmittag erfreut wurde. Genug es war im Ganzen und Großen wie in allen Einzelnheiten nirgend recht wohl mit mir beſtellt, und da ich eine ganz andere Laufbahn berechnet hatte, ſank mir der Muth gewaltig.

Indeſſen, da ich nun einmal Soldat war, wollte ich auch vorwärts in dieſer Bahn. Somit ſtreifte ich den üblen Anſchein von der Bekriegung des franzöſiſchen Kaiſers ab, verſöhnte mich mit dem Linksum und Rechtsum, und vergalt Neckereien mit Neckereien.

Mein erſter Capitain war der Hauptmann Erhardt; (gegenwärtig Generallieutenant a. D.) ein freundlicher Mann, der indeß den Dienſt doch ſtreng nahm. Ich wurde zum Feuerwerker Burgius geſchickt, der mich zum Rekruten heranbildete. Auch dieſer war leutſelig, und richtete mich zum Diener des Heeres mit Geſchicklichkeit ab. Er hatte den Vorzug, der älteſte Unteroffizier in der ganzen Brigade zu ſein, und rühmte ſich deſſen ſtets. Die übrigen Bombardiere und Unteroffiziere waren gute Leute; Einige davon ſogar höchſt merkwürdige Charactere. Ich habe Mehrere derſelben in meiner Novelle „die Artilleriſten“ mit einigem poetiſchen Auf

ſchwung gezeichnet. Dabei bin ich das Bekenntniß dem Stande ſchuldig geworden:

„Ich habe nirgend, in keinem Verhältniß des Lebens, ſo feſte Charaktere gefunden, ſo getreulich die alten kameradſchaftlichen Rechte und Verhältniſſe beachten ſehen, als gerade im Soldatenſtande.“

Dies Lob iſt nach meinen Erfahrungen ein allgemein gültiges, und trifft den oberen Offizier eben ſo wohl als den Mann der untergeordneten Verhältniſſe. Es liegt etwas darin mit Einem unter derſelben Herrſchaft des Dienſtes geſtanden zu haben! Er kennt keinen Unterſchied, ſondern verpflichtet jeden mit ganzer voller Strenge und dieſe Gemeinſamkeit iſt es, welche den Soldaten hebt. Man mag ihm ſeine Standes-Eigenſchaften, ja ſeine Standes-Rohheiten laſſen; unter dieſen wird ſtets etwas bleibendes Gute ſich feſtſetzen, das auf die Dauer doch den wahren Werth und Gehalt des Mannes macht. Unter den Unteroffizieren, die ich des erſten Preiſes werth erachte, nenne ich Burgius, Hoffmann, Witte und Opitz. Der letzte war ein Mann ganz nach dem Kern. Ich will von ihm eine einzige Anekdote erzählen. Ich hatte im Lauf der Dienſtjahre beim Bau einer Batterie den Bau eines Kaſtens zu leiten; bei meinem Mangel an Praxis mißrieth derſelbe. Zum Glück ſollte die Prüfung erſt andern Tages um Mittag durch den Obriſtlieutenant von Bardeleben geſchehen. Mein Opitz, ohne mir ein Wort zu ſagen, nahm ſeine Corporalſchaft zuſammen, ging Nachmittags hinaus nach dem Wedding, riß das fehlerhafte Gebäude ein, und ſtellte die Batterie vollkommen gut, wohlberichtigt her. — Erſt lange Zeit nachher ſagte er mir, was er für mich gethan. Aehnliche Geſchichten könnte ich noch manche erzählen. —

Allein es blühete mir ein anderes Glück der Kameradſchaft und Freundſchaft in dieſer Zeit des Aufſtrebens. In

der Compagnie des Hauptmann Fiedler (jetzt längst General a. D.) diente ein Mitgenosse, Wilhelm Schindelmeisser. Er wurde mir ein recht liebevoller, inniger Freund; wir machten die Laufbahn zusammen, legten gemeinschaftlich das Fähndrichs-Examen, wie späterhin das Offizier-Examen zurück. — Uns Beiden jedoch war ein anderes Ziel des Lebens bestimmt. Schindelmeisser trat ein Vierteljahr früher als ich aus, ging nach Königsberg, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen, heirathete dort, und gelangte nach mannichfachen sehr ernsten Erlebnissen auch dort an das Ende seines Daseins, 1858. Er war wahnsinnig geworden und verstarb in einer Irrenanstalt! — Im Militair war er mir warm und herzlich zugethan, und verkehrte eben so oft und viel in meiner Mutter Hause, als ich in dem seinen aufgenommen war. Die zwei Jahre, bis ich Offizier war, konnte ich unmöglich einen besseren Gefährten haben. Alle unsere Dienstverhältnisse glichen sich leichter aus, da wir sie zusammen durchmachten. Nachdem wir das Fähndrichs-Examen zurückgelegt, gingen wir nach dem Dorfe Tegel miteinander, und trieben uns dort einen ganzen Tag müßig umher, mit allerlei Jugendspiel und Jugendkurzweil. Gegen vier Uhr kehrten wir vergnügt zurück, um bei seinen Eltern das Mittagsmahl zu genießen. Es war ein Tag, rein der Freude gewidmet. Wie wir unsere sonstigen Tage des Dienstes zubrachten, bedarf kaum eines Beleges. Wo die Compagnien beisammen waren, waren auch wir es. Alles was der Dienst uns brachte, trugen wir gemeinsam, und mittelst der Spenden, die wir an Unteroffiziere und Kanoniere vertheilten, hatten wir überall die besten Tage. Zumal war dies in der Zeit der Fall, wo wir in großen Massen ausgeschickt wurden, um Faschinen zu bearbeiten. Hier genossen wir für sechs Pfennige ein köstliches Mittagsmahl zusammen, aus Kartoffeln und Salz bestehend, da man sich zu diesem Preise dar-

auf abonniren konnte. Nur mußte man geſchwind dabei ſein, denn der Eſſer waren ſo viele, daß man Alles mögliche thun mußte, um nicht über die Gebühr benachtheiligt zu werden.

Ich hatte nur einen Mann, den ich mehr ſcheute als alle Vorgeſetzten, dies war der Feldwebel der Compagnie Gröner. Er beſaß von der allgemeinen Gutmüthigkeit zu wenig, die den Soldaten charakteriſirt, und ſo mochte er auch meiner nicht beſonders gedenken. Eines Tages nahm er mich recht ernſthaft aufs Korn. Ich wurde zu ſeinem Dienſt, mit dem Titel „du jour“ zu ihm hin commandirt. Es war Sonntag, und ich bat einen anderen Unteroffizier mich zu vertreten. Natürlich meldete ich ihm dies pflichtmäßig, er aber ging nicht darauf ein, ſondern ſagte nur mit ziemlich mürriſchem Ton: „Ich ſei commandirt, und er könne keinen andern Unteroffizier gebrauchen!“ So mußte ich denn am Sonntag Nachmittag, während die Meinigen im Thiergarten wohnten, hinaus zum Feldwebel; er ließ mich ſtundenlang vor ſeiner Thür ſtehen, gab mir dann einige weite Wege auf, und beſtellte mich zum Abend 9 Uhr wiederum vor ſeine Thür, um den Nachtdienſt abzuthun. Auf dieſem waren denn einige ſehr gewandte Burſchen meine Führer; wir durchkrochen eine Menge von Gaſthäuſern und Bierkneipen in der damals wenig angebauten Frankfurter Vorſtadt, jagten die Tänzer hinaus, kehrten auf Umwegen wieder dahin zurück, machten einige Gefangene, die wir auf der Gaſſe wieder frei ließen, und hatten endlich nichts von dem Dienſt als die Mühe in der Nacht.

Indeß als ich Fähndrich geworden war, hörten dergleichen kleine unangenehme Berührungen mit dem Feldwebel auf; er hatte auch in der Sache faſt immer das unbedingteſte Recht, und wenn ich gefehlt hatte, mußte ich es wohl auch empfinden. Im Uebrigen war er ein ſehr brauchbarer Mann und tüchtiger Soldat. Bei einer fröhlichen Angelegenheit war aber

ich ſein Sieger. Ein Bombardier der Compagnie, Parlow, feierte ſeine Hochzeit. Unter den geladenen Gäſten befand auch ich mich. Es ging ſehr luſtig zu auf dem Feſt, und ich insbeſondere hatte einen äußerſt glücklichen Platz erhalten, dadurch, daß ich der Nachbar eines allerliebſten Mädchens wurde, welches mit ihren Eltern dort war. Mit den Küſſen nahm man es nicht ſo gar genau, und es wurden ergötzliche Spiele geſpielt, die mir den niedlichen Mund der anmuthigen Nachbarin entgegenführten. Ich küßte ſie nach Herzensluſt und ſo feurig, daß ſie ſelbſt einmal ſcheu zurückbebte, und einen ſolchen Kuß zu viel bedeutend fand. Wahrlich aber auch, es gehörte die ganze Unſchuld eines ſiebzehnjährigen Menſchen dazu, um einen ſo brennenden Kuß zu geben und ihn doch nicht anders zu empfinden, als ich ihn empfand. Einige Tage darauf hörte ich, daß mein Feldwebel ſich um das hübſche Mädchen beworben habe, und bald darauf waren beide ein Brautpaar. Allein ich hatte die Erſtlingsküſſe der friſchen Roſe doch geſchmeckt, und mochte mich dieſes Triumphs über den Feldwebel wohl erfreuen. — Noch manchen ähnlichen, muthwilligen Zug könnte ich aus dieſer Zeit meines Soldatenſtandes erzählen. Indeß es ſei genug.

Eines Mittags bei der Parole überraſchte mich plötzlich ein Befehl. Er lautete: „Da der Premierlieutenant Laue erkrankt iſt, wird der Portepeefähndrich Rellſtab den Unterricht in der Mathematik auf der Brigadeſchule übernehmen.“ Niemand war überraſchter und verſteinerter als ich. Plötzlich ſollte ich hier den ſchwierigſten Gegenſtand des Unterrichts übernehmen! Für einen äußerſt thätigen, in dieſer Wiſſenſchaft bei Weitem vorgeſchritteneren Mann als ich ſelbſt war! Indeß, der Befehl war gegeben, er mußte vollzogen werden! Nachmittags war ſchon die erſte Stunde. Ich eilte demgemäß nach Hauſe, warf mich mit Haſt auf mein Penſum, und er-

ſchien in der Klaſſe, um meinen Unterricht zu beginnen. Was ich auch für Mienen zog, um meine Unwiſſenheit zu entſchuldigen, ich fühlte doch, daß nichts dazu ausreiche. Die erſte Stunde brachte ich mit der Prüfung meiner Schüler zu, indem ich ihnen verſchiedene Aufgaben zur Löſung ſtellte. Dann folgte ein Sonntag, den ich zum Studiren benutzte, und eine Conferenz mit dem erkrankten Offizier hielt, der mich des Weiteren anwies. So gelang es mir, zwar mit großer Mühe, und unter mannichfaltigen Sorgen mich doch hinein zu arbeiten, und ich brachte die Aufgabe glücklich zu Stande. Dadurch aber war meine Stellung eine viel beſſere geworden. Ich erhielt zwar keine Zulage, aber das ganze Verhältniß meines Dienſtes war ein ungleich behaglicheres. Ich hatte eben nur mit der Schule zu thun, nichts mit den praktiſchen Dienſtangelegenheiten, und da die Parole bei den geregelten Stunden mich nichts anging, ſo war ich auch von dieſer, mir die allerwenigſt angenehme Beſchäftigung, befreit. — Der Anfang machte Glück. Meine Schüler waren ſo gut, beſtanden ſo vorzüglich am Schluß ihr Examen, daß ich von der Zeit an ihr beſtändiger Lehrer wurde. Ich avancirte im Sommer nach dieſem kleinen Verſuch zum Offizier und erhielt den Auftrag, im Winter den Unterricht zu ertheilen. Dies war mir ein viel willkommneres Feld als die Bethätigung im Dienſt, des Vortheils nicht zu gedenken, daß ich ſelbſt dadurch immer feſter in meinen Kenntniſſen wurde. Ich hatte Mathematik, deutſche Sprache und Geſchichte vorzutragen, und mit dieſen drei Wiſſenſchaften, die auch ſonſt ganz in meine Neigung und in mein Streben einſchlugen, ließ ich mich vollkommen befriedigen.

Inzwiſchen war ich, wie ich erzählt habe, zum Offizier befördert worden. Mein Patent lautete vom 18. Auguſt des Jahres 1818, das ich gleichzeitig mit einem Lieutenant Nickau

und mit Schindelmeiſſer empfing, ſo daß ich nach dem Datum zwiſchen beiden ſtand. Von der Zeit ab geſtaltete ſich zwiſchen mir und einigen Mitgliedern der Brigade ein gemeinſchaftliches Leben, das ſeine Verbindungen bis in das ſpätere Alter hinaus erhalten hat. Möchte ſich die heutige Jugend einſt ſo reicher Erinnerungen erfreuen, als mir die meinige gewährt hat. Von den Offizieren, mit denen ich ein näheres Freundſchaftsbündniß ſchloß, waren es vorzüglich fünf, die ich zu nennen habe. Einmal jenen erſten Freund Schindelmeiſſer, dann die Lieutenants Teichert, Laue, von Vincke, von Stein-Kochberg und von Gerſchow, mit denen die vertrauten Beziehungen bis in unſere letzten Lebenstage hinaufreichen. Aeußere Stellung im Leben ſchied uns oft, ja faſt immer von einander; innerlich blieben wir treu, wie unſere Bahnen ſich auch von einander ſchieden. Es ſei mir erlaubt, auf das Leben dieſer Männer im Lauf meiner biographiſchen Skizze zurückzukommen, während ich hier nur ihre jugendlichen Geſtalten in meine Erzählung einverleibe. Teichert, von uns Allen der älteſte, war derjenige, der die mindeſt glückliche Laufbahn machte. Er war Adjudant des Majors von Glaſenapp, und regierte dieſen mit ſeinem Thun und Laſſen völlig. Talentvoll für ſein Fach, war er auch zugleich damals des leichten Sinnes, der die Ereigniſſe nahm wie ſie kamen. Er war der ſchnellſten doch nicht immer der richtigen Anſicht, wäre aber zuverläſſig einer der tüchtigſten Offiziere geweſen, wenn man ihm den Spielraum gewährt hätte, deſſen ein ſo eigenthümlicher Geiſt wie der ſeinige bedurfte. Allein ihm geſchah ſchon in der Brigade ein großes Unrecht; er wurde wegen einer etwas leichthin gemachten Aeußerung verklagt, und deshalb nach Glogau verſetzt. So ſchied er aus unſerm kaum vereinigten Kreiſe. Der nächſte an ihn war Laue, der die größte Kraft der militairiſchen Bildſamkeit beſaß. Er verlobte ſich

in unſerer beſten Zeit des Zuſammenſeins mit Fräulein von Arnim, und machte die möglichſten Anſtrengungen, um von ſeiner Premier-Lieutenantſtelle in den Generalſtab zu kommen. Doch die einfache Erklärung des Generals von Müffling, daß er dieſen Offizier nicht dahin befördern werde, weil er im Generalſtab nur Leute von Kenntniſſen, Vermögen und geſellſchaftlichem Rang brauchen könne, brachte ihn dahin, den Abſchied zu nehmen. Die Kränkung war um ſo empfindlicher, als Laue, der von uns Allen für den Tüchtigſten gehaltene Offizier, in äußerlicher Beziehung, wie innerlich, ſeine Schuldigkeit auch in einer Zeit that, wo ſeine Geſundheitsumſtände ihn einer ſtrengen Kur unterwarfen. Heim war es, der alte, berühmte Arzt, der ihn von der Schwindſucht, wozu ſich die Vorzeichen in Folge eines Wettſchwimmens von Berlin nach Spandau einſtellten, — er machte es mit Schindelmeiſſer, — gründlich geheilt hat.

Nächſt ihm nenne ich von Vincke, der nach dem Zeugniß ſeines Chefs, das beſte Examen von uns Allen gemacht hatte (ein halbes Jahr ſpäter als ich) und uns Allen der liebſte Freund war. Er verheirathete ſich früh mit einem reichen Fräulein von Schulz, einer Stieftochter des berühmten viel angefeindeten Kabinetsrath und Juſtizminiſters, Kanzler von Beyme. Dadurch ſchied er ſeine Laufbahn von der unſrigen; er gelangte in den Generalſtab, der ihm ein ſchnelles Avancement ſicherte.

Von Stein-Kochberg, aus der Nähe von Weimar, war der ritterlichſte aller unſrer Kameraden; bei den Frauen entſchieden der Beliebteſte. Er ritt wundervoll. Früh nahm er ſeinen Abſchied, vermählte ſich mit einer Engländerin, und ſtarb in Folge ſeines etwas zu leicht genommenen Lebens bald danach an der Waſſerſucht.

Endlich habe ich von Gerſchow genannt. Im Anfang

seiner Laufbahn gehörte er besonders mir an, indem ich ihm zunächst Unterricht in der Artillerie und einigen anderen militärischen Gegenständen gab. Er war aus Paris zu uns gekommen, wo er in Folge früherer Verhältnisse seine Jugenderziehung genossen hatte. Sein offenes, liebevolles Herz schloß sich eng an mich, und wir sind bis auf den heutigen Tag die innigsten Freunde geblieben.

Unser gemeinschaftliches Leben war das heiterste in der Welt.

Zu den näheren Bekannten gehörten: der Lieutenant Klipfel, Perle, v. Podevils, Schulz, (der Rechnungsführer der Brigade,) Julius, und andere mehr. Fast mit Allen habe ich freundschaftliche Beziehungen behalten.

Dies waren die Genossenschaften des Militär-Verhältnisses.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Nicht militärische Verhältnisse. — Ludwig Berger. Oper Orest. — Bernhard Klein. Oper Dido. — Eduard Wolff. — Gustav Reichardt. — Carl Wünsch. — Stiftung der Liedertafel. — Erinnerung an Andreas Hofer. — Oberstlieutenant Bardeleben.

Anderer Art waren die Verbindungen dieser Zeit in Betreff meiner sonstigen Entwickelung. Ich empfand es nämlich bereits ganz klar, daß ich nicht Soldat bleiben würde. Mein ganzes Innere entfernte sich, wie warm ich ihn auch ergriffen, von diesem Stande. Es ist sehr schwer, einen vernünftigen Haushalt einzurichten zwischen einem Manne, der mit dichterischen und schriftstellerischen Kräften begabt ist, und der zugleich die Pflichten eines eingeborenen Staatsbürgers erkennt, und sie zu üben Lust und Kräfte hat. Die Thore, welche uns die gewerblichen Verhältnisse, das Beamtenwesen und andere Standeseinrichtungen eröffnen, sind zu schmal für das, womit der Literat auftreten möchte. Nur derjenige, welcher

ganz auf der ersten Höhe steht, wie Schiller z. B., vermag sich eine eigene Bahn zu öffnen; alle anderen haben der wohlwollenden Hülfe oder des Glückes nöthig, wenn sie nur halbweges in ihrem Beruf frei schaffen und gedeihen sollen. — Was die Poesie für Felder düngen könne für den nothwendigen Acker des Lebens, darüber hatte ich nicht sorgsam nachgedacht! —

Die Freundschaftsbeziehungen, die mich in jener Zeit beglückten, waren auch noch anderer Art, als bloß militärische. Es waren zunächst musikalische. Des Unterrichts von Ludwig Berger habe ich schon gedacht. Der hochausgezeichnete Mann wurde für mich der älteste Freund meines Lebens. Meine ganze Seele erfüllte sich mit dem Plan, ihn, den ich für den Bedeutendsten halte, der mir in der Kunst begegnet ist, auf diejenige Höhe der Anerkennung zu stellen, die er seinen geistigen Anlagen nach durchaus einnehmen und behaupten mußte, wenn sich nicht eine Menge feindseliger Richtungen dagegen in ihm selbst und in seinen Verhältnissen aufgelehnt hätten. Woher dies mißglückte, habe ich in einer Biographie Berger's geäußert, und muß auf diese, die auch in meinen gesammelten Werken dem Wesen nach, übertragen ist, hinweisen. Aber einige kleine Züge bleiben davon noch für meine Biographie übrig. Der Unterricht, den ich von ihm erhielt, hatte längst aufgehört, allein es hatte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen uns hergestellt, das mir außerordentlich werth und von Nutzen war. Die Kraft meiner Muse, die sich damals an zu regen fing, verweilte besonders im Gebiet der Oper. Ich weiß noch sehr gut, daß ich die Pausen, welche die Landwehr-Exercitien mir damals ließen, nur damit zubrachte, Verse zu der ersten Oper, die ich für Ludwig Berger dichtete, Orestes, zu machen. Hier erzähle ich davon nur so viel, daß ich mich mit Berger ganz darüber geeinigt hatte, und daß nur er selbst damit zerfiel, und in seinem Nachlaß die mancherlei Anfänge und einige

Ausführungen dieſer und einer anderen Oper, die ich ihm ſpäter gemacht, mit dem überſchriebenen Worte: „ins Feuer" verurtheilte.*)

Viele Lieder dichtete ich für Berger, und ſpäter für Bernhard Klein, in einem eben ſo nahe zu dieſem anwachſenden Verhältniß. Berger war die erſte Liebe in meiner geiſtigen Entwickelung. Sein wundervolles Klavierſpiel — damals! ſeine herrliche Anlage zur Compoſition, trug ich als fremdes Heiligthum in mir. Er wurde in jenen Tagen der Vertreter meiner ganzen Kunſtbildung. Erſt ſpäter klärte ſich das Verhältniß zu einer inneren, warmen Freundſchaft heraus.

Der zweite, den ich aus jener Zeit nennen muß, war Bernhard Klein. Noch heut erfüllt kein Name eines Mannes mich ſo mit tiefſter Ehrfurcht, als dieſer. Ich glaube auch, daß die Höhe, die er einnimmt, noch erſt zur Geltung kommen muß, ſo bedeutend ſind ſeine künſtleriſchen Leiſtungen in allen Richtungen. Er war mir nächſt Berger (der aus-

*) Ueber das fernere Schickſal der Oper „Oreſt" will ich nur noch hinzufügen. Bei einer Reiſe nach Wien hatte ich ſie, nebſt einer Anzahl meiner Gedichte, Beethoven übergeben, und ſie demſelben gelaſſen. Die kleinen Dichtungen, das Ständchen, Aufenthalt und Anderes, übergab er Schubert, der ſie auch componirt hat, bevor ſie im Druck erſchienen. Die Oper mochte Beethoven vergeſſen haben. Allein viele Jahre ſpäter brachte ſie mir Kapellmeiſter Lachner aus München mit nach Berlin, zu der Zeit, wo er hier die Aufführung ſeiner Oper Catharina Cornaro betrieb! — So wanderte das Manuſcript von Ort zu Ort. — — Auf ähnliche Weiſe erhielt ich das Manuſcript der Oper Dido, für Bernhard Klein gedichtet, welche Jean Paul mit den mir unvergeßlichen Worten: „Sub Apollinis auspiciis" bezeichnet hatte, und die ich in meiner tiefen Verehrung Tieck überreichte, nach dem Tode deſſelben aus der geordneten Bibliothek des Dichters durch Profeſſor Köpke zurück. — Beide Manuſcripte beſitze ich noch, als merkwürdige Andenken.

übend nicht ſo reif dafür wie Klein war, aber ihn im Einzelnen der Erfindung übertraf) der liebſte unter allen ſchaffenden Muſikern. Die Jahre vereinigten uns Beide näher, meine Richtung kam der ſeinigen entſchieden entgegen; er übte ferner die Thatkraft, die des augenblicklichen Erzeugens. So kam es denn, daß ich mit ihm ungleich näher zuſammenrückte, als mit Berger, obgleich dieſes Näher dennoch einen großen Unterſchied zeigte, denn mein Weſen erfüllte von Bernhard Klein's außerordentlicher Beſchaffenheit nur einen ſehr geringen Theil. Allein was uns berührte gedieh zur That. Er ſchlug mir vor, ihm eine Oper Dido zu dichten; ſie wurde fertig — unvollkommen natürlich — aber ſie wurde fertig, und iſt zur Aufführung gekommen. — Ja nach dreißig Jahren der Ruhe hat ſich die Aufführung in einem Conzert wiederholt, und ſolche Bedeutung gewonnen, daß bei nur einigermaßen angemeſſener Mitwirkung der Familie des großen Mannes, die Veröffentlichung hätte erfolgen müſſen. Indeß gehört dies in andere Scenen meines Lebens. Damals war es hauptſächlich die mächtige Perſönlichkeit, die ſich durch Künſtlerthum gehoben, in noch viel größerer Bedeutung vor mich hinſtellte, die mich anregte, ganz mit ihrem Reiz erfüllte, wahrhaft verlockte. Sie übte einen ausnehmenden Einfluß auf mich, und ich darf ſagen, daß dieſer noch im Stillen und in der Tiefe der Gewalt fortdauerte, als ich mich ſchon längere Zeit weit zurückgezogen von ihm hielt.

Ein Dritter, den ich noch heut nach langer Reihe von Jahren mit Stolz und Liebe nenne, war Ludwig Fehmer. Er iſt jetzt Profeſſor in Zeitz. In ihm ging mein ganzes Herz zu jener Zeit auf; ich war ihm Alles, er mir eben ſo. Ich verkannte nicht, was Andere Bedeutenderes, wenn man will, in ſich trugen; aber er war mir damals derjenige, deſſen Saitenſpiel des Lebens am harmoniſchten mit dem meinigen

übereinſtimmte. Er war eine edle, wohlwollende Natur! Nur daß eine düſtre Melancholie ſich zuweilen ſeiner bemächtigte, die ihn in dunkle Unſicherheit wiegte, in welcher er ſeinem Thun ungleich weitere Grenzen ſtellte, als ich. In Folge dieſer, ihn beherrſchenden Gewalt geſchah es, daß wir uns ſpäter trennten, und ich ihn erſt lange Zeit nachher in völliger Uebereinſtimmung wiederſah.

Zu dieſen nächſten Freunden traten andere, die im Augenblick der damaligen Zeit ein wenig aus meinem Kreiſe geſchieden waren, Ludolff und Magnus; und ferner verſtärkte er ſich durch mehrere, die wechſelnd tief in mein Weſen eingriffen, als z. B. Eduard Wolff (der jetzt ſo berühmte Arzt), Guſtav Reichardt, der Componiſt des Arndt'ſchen Liedes „Wo iſt der Deutſchen Vaterland," und anderer, ſehr volksthümlich gewordener, Wünſch, der treffliche Tenorſänger und ſpätere Ueberſetzer des Philoktet, der zu Berlin als Kammergerichtsrath ſtarb, und mehrere andere. Von Wünſch werde ich noch ausführlicher reden.

Mit dieſen Allen verkehrte ich; mögen dieſe Blätter ſie erinnern an das, was wir damals träumten und ſannen, wie wir Poeſie und Muſik in ihren reinſten Höhen verehrten, und uns mit ihnen das Leben ſchmückten.

Eins muß ich als Thatſache herausheben, bevor ich dieſen Abſchnitt ſchließe; denn in ihren ſchwachen Spuren hält dieſe noch feſt bis an den heutigen Tag. Es iſt die Stiftung der Liedertafel. Die Zelter'ſche war damals in Berlin die einzige. Kaum wird man es glaublich finden, daß neun Jahre lang vierundzwanzig Mitglieder als die einzigen Vertreter des Männergeſanges in unſerer Hauptſtadt dominirten, wenn man nicht zugleich den ganzen Zuſtand der damals noch weniger als halb ſo großen Reſidenz in Betrachtung zieht.

Uebrigens ist das Personal der Theilnehmer nirgend in dem Maße gewachsen, als in der Musik. Während wir jetzt fünfhundert Sänger aus den verschiedenen Gesangsvereinen wie mit einem Griff zusammenfassen, und sie ohne Schwierigkeiten größere Werke ausführen lassen, vermochte damals die Akademie nur vierundzwanzig aus ihrem Schooß herbeizuschaffen, unter denen nicht einmal Alle den Gesang wirklich und wesentlich vertraten. Diese aber waren allerdings bessere Stützen, als wir heut zu Tage stellen könnten! — Genug, diese vierundzwanzig Sänger waren für eine Reihe von Jahren gerade das hinreichende Material, dessen der Gesang bedurfte, um sich in der neuen Weise des männerstimmigen Chorgesanges geltend zu machen. Allein die Sache blieb nicht so. Die wenigen Jahre des Friedens, welche eingetreten waren, hatten die Lage der Dinge schon sehr verändert. Es fanden sich eine Menge junger Freunde des Gesanges vor, welche in die Liedertafel zu treten wünschten, denen es aber durchaus mißlang. Ludwig Berger war schon von mehreren Freunden dazu aufgefordert worden, einen neuen Verein der Art zu stiften. Allein mittelst seiner etwas zu sorgsamen Bedenklichkeit wollte es zu nichts Rechtem gelangen. Bernhard Klein war im Herbst des Jahres 1818 nach Berlin gekommen, und erregte durch seinen wundervollen Gesang, ohne irgend bedeutsame Stimme, wie durch sein musikalisches Talent überhaupt, allgemeines Aufsehen. Ihn brachte Berger mit in Vorschlag, und an einem Abende, den er nebst Gustav Reichardt und Klein bei uns in einem sogenannten Singe-Thee zugebracht, that Bernhard Klein, in seiner feurigen Lust und Laune den Vorschlag, daß wir uns sofort aus der Gesellschaft in eine Weinstube begeben, und dort dem Vorsatz Genüge leisten sollten. Es geschah. Wir gingen in die Schulz'sche Weinhandlung am Gensdarmenmarkt, damals in demjenigen

Lokal, welches jetzt Steheli zu seiner Conditorei inne hat. Dort entwarfen wir den Plan. Ein Jeder schrieb die Namen derer auf, deren Beitritt er vermitteln wollte, und wir erhielten ein ansehnliches Quantum von Männern, die wir durch Ausmerzung einiger, auf die runde Zahl dreißig beschränkten. Mit Champagner wurde der neue Bund besiegelt. Von meiner damaligen Unschuld in schwelgerischen Dingen mag es noch ein Zeugniß geben, daß ich zum Oeffnen der Champagnerflasche einen Korkzieher verlangte! Genug, wir hatten das Bündniß eingeweiht und Bernhard Klein, solcher Weinfreuden vom Rhein her sehr gewohnt, bestimmte uns noch, spät in der Nacht, zu Fehmer zu gehen, um ihn durch diese außergewöhnliche Aufforderung zum Bunde zu werben. — Dies Alles geschah! Der nächste Morgen weckte uns freilich einige andere, kühlere, aber würdigere Gedanken über die Lage der Dinge. Indessen die Jugend weiß sich rasch genügenden Rathes, und so fanden denn auch wir bei unserer nächsten Zusammenkunft, wo wir die in der Nacht entworfenen Papiere ordneten, bald den richtigen Weg. Der wahrhafte Führer dieser Angelegenheit war dennoch Ludwig Berger, denn er war der einzige, der eine genügende Kasse besaß, um das Nöthige voraus zu spenden. So geschah es denn, daß wir eine recht zahlreiche Zusammenkunft bei Berger hatten, wo wir mehrere der schönsten Lieder von ihm einstudirten, und demnächst endlich der 27. April des Jahres 1819 als der erste Tag, wo die Liedertafel zusammentraf festgesetzt wurde. Im Kometenjahr trat die Gesellschaft zusammen, und der günstige Wein, den dasselbe erzeugte, so wie die auch sonst vortreffliche Witterung, mögen ihr zu Gute gekommen sein, denn sie gedieh zusehends. Wir hatten absichtlich nicht die geringste Feindseligkeit, sondern nur die natürliche Wetteiferschaft betrieben, und diese kann in der Kunst nur zum Besten führen. Es waren

nicht nur viele Mitglieder der älteren Zelter'schen Liedertafel auch ordentliche Theilnehmer der unsrigen, sondern wir ernannten auch Zelter, als Erfinder der Gattung und würdigen Vertreter derselben, zum Ehrenmitgliede bei uns. Heut freilich ist die Tafel nur von äußerst mäßigen Kräften besetzt; damals waren aber die Theilnehmer unter den besten der ganzen Residenz zu suchen. Nicht nur Mitglieder wie Berger und Klein führten dieselbe, sondern auch Andere von erster Bedeutung schlossen sich daran; so waren E. T. A. Hoffmann, der Staatsrath Körner, der Geh. Ober Regierungs-Rath Streckfuß, und viele Andere von wissenschaftlicher Bedeutung und ächtem künstlerischen Bestreben von Anfang an, oder etwas später, die steten Theilnehmer der Gesellschaft. Unter den Musikern waren auch Rungenhagen, Braun (der Hofoboist), Hofrath Moritz, W. Bach, und zahlreiche andere der späteren Zeit; und die edelsten Gäste verweilten dort, als Hummel, Ferdinand Ries, Carl Arnold, Drouet, und Andere. Dazu kamen die schönen Stimmen G. Reichardt's, Hendeß und Weppler's (im Tenor) und späterhin Mantius, Zschiesche und andere wesentliche Stützen des Gesanges. — Ich meines Theils als Mitstifter betrachte mich in sofern für ein wahres ächtes Mitglied, als ich der Gesellschaft damals durch mannichfaltige Dichtungen nützlich war, die uns mit zu den besten Liedern in der Composition verholfen haben. Ein störendes Element darin aber war eine politische Richtung, welche ich durchaus anerkenne, die indessen der reinen Poesie und den Freuden des Tafelgesanges öfters unbequem wurde. Andererseits aber hat diese Richtung auch die schönsten Lieder ins Leben gerufen, wie denn z. B. Andreas Hofer, nach Max von Schenkendorf's schönem Gedicht, ein Lied dieser Richtung ist. Berger hatte das herrliche Lied im Anfang April des Jahres 1819 schon componirt, und ließ es versuchsweise in einem kleinen,

bei mir verſammelten Kreiſe, wo auch Bernhard Klein ſich befand, von dieſem ſingen. Es ergriff uns mit einer mächtigen Gewalt der Rührung, als Klein die Worte wahrhaft erhebend ſang:

„Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt wie's ſtehe."

Für ſolche Dinge und Stimmungen hatte er eine Kraft, die ich noch nie wieder durch den Geſang empfunden habe. Es war dieſes am Abend des 13. April, an meinem Geburtstage. Unter den Liedern, die am 27. geſungen wurden, bei Einweihung der Tafel, befand es ſich jedoch noch nicht. Am Abend dieſes Tages waren in unſern Büchern nur ſechs eingetragen, und unter ihnen eines von mir für Bernhard Klein gedichtetes, der Einnahme von Paris gewidmetes, welches ebenfalls zum Theil jener Stimmung folgte. Indeß die ſechs Lieder erhoben uns den Tag zu einem der ſchönſten, deſſen ich mich aus meinen jungen Tagen erinnere.

Nun muß ich aber noch der größten, zu meiner Freude bis auf den heutigen Tag fortdauernden Beziehung gedenken, welche meine Militärzeit für mich gehabt hat. Es war die zu meinem Chef, dem jetzigen General der Infanterie a. D., von Bardeleben. Er war unbedingt einer der größten Männer, mit denen die Verhältniſſe mich zuſammengeführt. Für den Krieg von 1813 und 1814 war er zu jung geweſen; nur als Capitain hatte er in demſelben gewirkt. Aber ſchon im Feldzuge von 1815 trat er als Major ein, und war eine Zeit lang Adjudant des Generals Gneiſenau geweſen; ſpäter wurde er Chef der Artillerie-Brigade, die nach dem Frieden in Berlin ihre Stellung erhielt. Somit trug ihn nicht der Rang, nicht das Maß des Verhältniſſes, ſondern er einzig dieſes. Drei Männer, pflegte ich als Jüngling dieſer Zeit zu ſagen, habe ich kennen gelernt, die dem bloßen Blick beſtändig

etwas Bedeutendes darböten; es waren Ludwig Tieck, Bernhard Klein und der Obriſtlieutenant Bardeleben. Letzterer natürlich nur für die praktiſche Gattung. Wo ich ihn aber damals, es ſei im Dienſt oder ſonſt in irgend einer eingehenden Beziehung geſehen, überall erſchien er mir als das wahre Muſterbild ſeines Standes. Seinem Auge entging nichts. Wo er hinblickte, ſah er das Gute, wie das Schlechte, und über das Letztere ging ſein eifriger Wille mit aller Strenge hin. — Dennoch war er geliebt von Allen, die ſich nicht ſo weit vergeſſen hatten, um ſein ſtrenges Richteramt zu erfahren. Ich war manchmal im Dienſt von ihm bemerkt worden. Er hatte mich öfters mit Einſicht getadelt und mit Strenge auf meine Pflicht verwieſen. Das wurde mir aber der Grund, dieſelbe mit doppelter Genauigkeit in Acht zu nehmen. Zumal bei der Schule, an welcher ich den Unterricht ertheilte. Bis ich Offizier wurde, hatte ich nur aus der Ferne ſeine Einwirkung erfahren. Von dieſem Tage an aber war ich ihm näher getreten. Wir hatten, etwa ſechs Offiziere, gleichzeitig einen Beſuch bei ihm gemacht, und wurden mit äußerſter Artigkeit empfangen. Er hatte die geiſtvollſte Unterhaltung auch über nicht militäriſche Gegenſtände, denn er war ſehr beleſen in Allem, was die Zeit Bedeutendes gebracht hatte. Buttmann, Schleiermacher, Reimer und Andere waren ſein naher Umgang geweſen; in der Montags-Geſellſchaft hatte er mit dieſen Männern ein ernſtes, tiefes Bündniß geſchloſſen. Ueberall, wo ſich Geiſt regte, war er zugegen, und überall nahm er entweder die Spitze ein, oder ſtand an einer Stelle, die ihn höchlich auszeichnete. — Für meine perſönlichen Zwecke, die ſich ſchon damals ſicher darlegten, hatte er ein aufmerkſames Betragen und gönnte mir ſeinen wohlwollenden Rath. Er war wie jeder Militär es ſein mußte, dagegen, daß ich meinen Abſchied nahm; jedoch konnte er die allgemeine Bildung, die

ich anderweitig in Geltung zu bringen hoffte, nicht wohl auf andere Weiſe beſtreiten. Man mochte glauben, ſein Anſehen, ſein Einfluß ſei die Folge ſeines gegen uns allerdings weit überlegenen Ranges geweſen, aber das war es nicht. Wir hatten andere Offiziere bei der Garde, die militäriſch viel ungehobelter waren, und beſtändig mit dieſem ungebildeten Trotz gegen Untergebene auftraten. Allein ſie hatten nichts in ſich, wodurch ſie ein ſolches Verfahren rechtfertigen konnten. Man ließ ſie ſchelten, toben, ja furchtbar toben, — damit aber war ihre Macht gebrochen. Ihre heftigen Strafandrohungen wußten ſie nicht ſo anzubringen, daß dieſelben auch hätten vollzogen werden können, und ſomit wurden ſie als im völlig nutzloſen Lärmen gegen ihre Untergebenen gering geſchätzt, ja verlacht. Eine ganz andere Wirkung hatte Bardeleben's gerechter Tadel. Er drückte den Betroffenen bis zur Verzweiflung nieder; irren konnte auch er ſich, denn er war ein Menſch. Uns gegenüber war er zwar immer ſtreng, aufmerkſam auf Alles, raffte ſo unſere äußerſten Kräfte ſtets zuſammen — aber ich kann nicht ſagen, daß ſeine Ueberſtrenge mich ein einziges mal getroffen hätte. Und das muß man ihm wenigſtens nachrühmen: wenn wir den Boden des Dienſtes verlaſſen hatten, und uns ihm auf dem der Geſellſchaft näherten, ſo hatte er das Uebergewicht, das ihm ſeine Stellung gab, völlig vergeſſen, und war nur der gebildete, höfliche Mann der feinen Geſellſchaft. Wehe aber auch denen, die das Umgekehrte von ihm verlangten! Ein Stabsoffizier, mit dem er in der Loge Brüderſchaft getrunken hatte, fand ſich ſo befreundet mit ihm, daß er das Verhältniß im ſtrengen Dienſt fortſetzen wollte. Er konnte einmal beim Manoeuvre eine Aufgabe nicht ausführen, und nachdem ihm Bardeleben zwei Adjutanten geſchickt hatte, ritt er ſelbſt auf ihn zu. „Herr Bruder!“ tönte die Stimme ſeines Freundes ihm entgegen. „Herr Major!“

unterbrach ihn die des Brigadiers, „ich werde Sie in Arreſt ſchicken, wenn ſie nicht ....“ u. ſ. w. Genug, die Furcht und die Ehrfurcht wußte er in gleicher Kraft zu erhalten, und wenn er ſagte: „Ich werde das und das thun“ ſo wußte Jeder, daß es ſchon ſo gut als geſchehen ſei. — Bei einer Special-Revue, die er abhielt, kam er an den letzten Capitain der Brigade. Er revidirte deſſen Compagnie ſehr genau, und äußerte nichts darüber. Der Capitain freute ſich unendlich, und flüſterte ſchon dem mit ihm nachgehenden Offizier freudig zu: „Er ſchweigt, — er iſt ganz zufrieden!“ Denn allerdings hatte er den früheren Capitains die Wahrheit mehr als ſtreng zugewogen. Da aber ſtand er plötzlich ſtill und ſagte: „Herr Hauptmann! Wenn ich zu dem Zuſtande Ihrer Compagnie nichts ſage, ſo liegt es nur darin, daß ich, hätte ich einmal angefangen, nicht aufzuhören wüßte mit Tadel.“ — Der Unglückliche ſtand wie vernichtet vor dem Chef — denn dieſer Tadel griff durch! — In ſolcher Weiſe regierte er die Brigade, hatte Kenntniß von Allem und übte eine unbeſtochene Gerechtigkeit.

Allein auch in höheren Verhältniſſen machte ſich ſeine geiſtige Unabhängigkeit geltend. Er trat dem Chef der Artillerie, dem Prinzen Auguſt von Preußen mit außerordentlicher Freiheit gegenüber, und widerſprach ihm, wo die Pflicht es forderte, mit aller Ehrerbietung aber mit Entſchiedenheit. Dafür war er ſeiner Sache noch höher hinauf völlig ſicher. Seine Vorgeſetzten hatten zu ſeinen Maaßregeln die größte Zuverſicht. Sie bewährten ſich ſtets als praktiſch. Ein Fall iſt mir noch erinnerlich. Bei einer Brigade-Aufſtellung wurde vom Könige Friedrich Wilhelm III. urplötzlich der ganze Plan des Manoeuvres geändert. Er ließ durch die Adjutanten alle Commandeure von Regimentern benachrichtigen und anweiſen, wie ſie ſich zu ſtellen hätten. Bardeleben empfing nur die

Notiz, ſich ſelbſt zu orientiren. „Obriſt Bardeleben wird ſich ſchon ſelbſt helfen," ſagte der König. Und wahrlich, er hatte dies ſchon am zweckmäßigſten zu thun verſtanden; die Artillerie war überall in ihren Punkten auf dem rechten Fleck.

Daß eine ſolche prädominirende Stellung Unannehmlichkeiten für ihn mitbrachte, war gewiß; doch er wußte auch dieſe zu ertragen und ließ die Zeit entſcheiden. Sie entführte ihn ſpäter der Brigade, er wurde Inſpekteur der Artillerie zu Coblenz, und ſchied aus, nachdem er längſt ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum gefeiert hatte, als General der Infanterie. Nie hatte ihn ſeine Stellung zu etwas Höherem geführt; man muß bedauern, daß die Zeit feindlich an ihm vorübergegangen iſt. Nur im Jahre 1848 gewann er auf kurze Friſt ein Anſehen, was ihm geſtattete, ſeinen Charakter im Großen zu entfalten. Er erhielt das General-Commando in Coblenz in den Zeiten der Unruhe und Gefahren. Sein unerſchrockener Muth, ſeine kaltblütige Haltung gab ihm den Anſchein bürgerfeindlicher Geſinnung, und er wurde ſeines Poſtens enthoben. Er hatte ſich unter dem unruhigen Pöbel in jeder Stunde blicken laſſen, gewährte ihm ſo viel als möglich unſchädliche Freiheit. Aber er drohete: „Wenn Euer Verkehr dem großen Ganzen an Ruhe und Ordnung Schaden bringt, dann geb ich ein einziges Signal nach dem Ehrenbreitenſtein hinauf, und Eure Stadt liegt in Trümmern!" — Die Volksmaſſe fürchtete ihn, denn ſie wußte, er hielt Wort.

Dieſe einzelnen kleinen Züge, welche den entſchiednen militairiſchen Charakter des Mannes zeigten, habe ich herausgehoben; leider ſchreibe ich nicht ſeine Biographie, ſondern die meinige, und ich darf daher nicht zu weit ausſchweifen.

Gegen uns junge Männer war ſein Benehmen ausgezeichnet liebenswürdig. Wir ließen uns bei ihm anmelden zu drei, vier, ſechs Mann hoch, und waren ſtets aufs Beſte

von ihm aufgenommen. Es gab einen sehr fröhlichen Tisch, wenn wir jüngere Leute zu seiner damals noch jungen anmuthigen Frau kamen. Er spielte sogar zuweilen gesellschaftliche Spiele unter meiner Leitung mit uns, und war auch darin so behaglich, daß er sich jede Anspielung gefallen ließ. Wie ich später noch in Verbindung mit ihm blieb, ihn in Coblenz, das seine Garnison geblieben war, aufsuchte, davon kann ich vielleicht in künftiger Schilderung meines Lebens sprechen. Es ist hier nur zu sagen, daß sich meine Ehrfurcht vor dem Mann und Charakter stets gesteigert hat. Er gab ein Beispiel, wie viel das Glanzvolle auf der Erde durch die Ungunst der Umstände in gewöhnlichen Verhältnissen bleibt, und zum Glück bleiben muß. Darum aber mag es eben so hoch anerkannt werden, den Charakterwerth eines Napoleon zu besitzen, den Niemand höher schätzte, als Bardeleben selbst.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mein Verhältniß zur Landwehr. — Desgleichen zur Brigadeschule. — Thörichte Feuerwerksstörung. — Brigadeschule in Danzig. — Reise mit Teichert und Lane. — Tod meiner Mutter.

Es bleibt noch Einiges aus dieser Zeit des Militairlebens, das ich, als einzelne Momente meines Lebens für sich, wichtig halte; es sei Scherzhaftes oder Ernsthaftes, seine Stelle wird es einnehmen.

Dazu muß ich bis auf meine Fähndrichszeit zurückgehen. Ich hatte, wie es Sitte war, bei der Landwehr einen Theil der Artillerie zu exerciren, und dünkte mich nicht wenig stolz auf dieses Amt. Allein ich beleidigte dabei, ganz ohne Absicht, eben in thörichter Weise, einige ältere Artillerie-Unter-

offiziere, welche bei der Truppe ſtanden, und dieſe ſuchten ihre Rache an mir zu üben. Während der Zeit des Exercirens waren unſrer drei zu dem Dienſte der Offiziere verwendet und brachten die Zeit recht angenehm zu. Da die Hauptübungen bei Moabit ſtattfanden, hatten wir in einem der Gaſthäuſer des damals ganz uncultivirten Fleckens eine Stelle zum Mittagseſſen geſucht. Dort ſpeiſten wir, der Lieutenant Molière, der Portepeefähndrich Schleiermacher (ein Neffe des berühmten und gleichfalls ein ausgezeichneter Kopf) und ich. Von den mancherlei kleinen Thorheiten, die wir dort verübten, will ich ſchweigen. Allein ich muß mir's noch heut vorwerfen, daß ich die Leute mitunter hart quälte; in anderer Weiſe aber war ich ihnen auch eben ſo behülflich wie es mir irgend möglich war, zu ihren Zwecken zu gelangen. Ich theilte nicht nur mein Frühſtück mit ihnen, ſondern kaufte für die einzelnen Geſchütze von den Marketenderinnen mehrfachen Stoff an, um für ihr Wohl zu ſorgen. Bei den größeren Verſammlungen, wo Vorträge gehalten werden ſollten, war, meinem einfachen Urtheil nach, endlich die Aufgabe ſo erſchöpft, daß jeder meiner Leute auf's Haar alle Antworten wußte. Daher ließ ich ſie dort auf eine Seite des Raums treten und einen Kreis bilden, während die übrigen ſich gegenüber ruhen konnten. Aehnliche kleine Abweichungen vom Dienſt und Geſetz kamen mehrfach vor. Dies faßten die Unteroffiziere auf, und als das Ende der Uebung da war, als meine Abtheilung vortrefflich beſtanden hatte, traten ſie mit einer Klage wider mich auf. Mein Capitain war ſehr kurz, er befahl die ſogenannte Species facti aufnehmen zu laſſen und dann die Beſchwerde einzureichen. Ich war im Begriff Offizier zu werden; die Anklagepunkte waren mit großer Auswahl und ſehr geſchickt geſtellt, ich konnte darauf hin ſechs Monat Feſtungsarreſt erhalten. Ich ſehe wohl jetzt klar meine Fehler ein, allein ich

wußte nun nicht mehr, wie dieſelben ungeſchehen machen. Da trat ein wackerer Mann für mich auf, ein Lieutenant Camphauſen. Er war von lebhaftem Eifer für mich, und erkannte nichts Schlimmeres in meinem Verfahren, als die momentane Luſt, meine Gewalt zu überſchreiten. Bei näherer Prüfung hatte auch ich empfunden, daß dieſe Schwäche gegen den eigenen Willen nur in der Macht lag, die ich durch das ausgedehntere Commando erhalten hatte. In eben dem Maaße würde dieſe Schwäche gewachſen und zur wirklichen Grauſamkeit geworden ſein, wenn ich einen höheren Grad des Gebrauchs gefunden hätte. Ich habe mir das ſpäterhin ſo klar dargelegt, daß es keines Zweifels mehr bedarf; auch die Geſchichte ſpricht für mich, denn alle durch Grauſamkeit berüchtigte Tyrannen derſelben, ſind urſprünglich von feiger Sinnesart geweſen, oder haben wenigſtens Züge der Art mit in ſich getragen, wenn ſie auch bisweilen durch entgegengeſetzte Eigenſchaften gehoben wurden. Darum iſt die Grauſamkeit weiblicher Herrſcherinnen ſo viel größer, als die männlicher Gebieter. —

Camphauſen war vom franzöſiſchen Militair als Rheinländer zu uns in die Brigade eingetreten; ein tüchtiger Praktiker und ein beſonders lebhafter Mann. Er fuhr die alten Unteroffiziere an und ſagte ihnen die Wahrheit derb heraus. Ich hätte den Leuten ſo viel Gutes erzeigt und jetzt wollten ſie Klage führen? Was ſollte das heißen, Species facti aufnehmen? Da würde Alles zuſammengeſtoppelt und mir das größte Unrecht angethan! Hätte ich in dem Eifer das Gute zu thun auch einmal ein Wort zu viel geſagt, ſo könne mir das Niemand übel nehmen. Es ſollte von den Leuten einer, der ſchwer beleidigt wäre, doch einmal auftreten und mir's ſagen. — Er forderte nun die Mitglieder der Compagnie auf, ſie möchten heraustreten und ihre perſönlichen Klagen anführen. Es wollte Niemand recht heran. Sie zögerten,

die Unteroffiziere ſchwiegen; und da nun Niemand mit Etwas herausrückte, ſagte er: „So iſt die ganze Geſchichte denn nichtsnutz. Wenn Euch der junge Mann hier um Verzeihung bittet, wo er einem zu viel gethan, iſt Euch das recht?“ — Viele bejaheten es. „So kommen ſie her, Herr Portepeefähndrich! Sagen Sie das den Leuten und der Handel iſt abgemacht!“ Ich trat mit wenigen kurzen Worten auf, worin ich erklärte, daß es mir leid thue, wenn ich Einen oder den Andern gekränkt hätte. Sie wüßten doch wohl ſelbſt am beſten, wie ich immer das Gute und Beſte für ſie gewollt habe. — Alle machten eine frohe Miene, ich reichte ihnen die Hand und die Sache hatte auf dieſe Weiſe ein glücklicheres Ende als ich irgend vermuthen konnte. — Camphauſen aber trat zu mir heran und ſagte mir halb vertraulich: „So iſt's ja zehnmal beſſer! Wenn die verwünſchten Federfuchſer, der Auditeur und was damit zuſammenhängt, daran kommen, dann weiß der Teufel, was ſie herausſpinnen; Sie könnten mir nichts dir nichts ein halbes Jahr Feſtungsarreſt bekommen, und das wäre kurz vor'm Offizierwerden doch eine ſchlimme Geſchichte!“

Ohne mein Unrecht in dieſem Fall abzuläugnen, denn ich hatte Manches gegen das Geſetz gefehlt, erkannte ich doch, wie ſchwer die Dinge durch eine ſolche geſetzliche Abrechnung gemacht werden können. Und zeitlebens fühlte ich mich dankbar verpflichtet gegen den wackeren Camphauſen, der nun wohl längſt dahingegangen iſt, daß er mir ſo rechtlich und gutmüthig geholfen hatte.

Bei einem zweiten Fall war es allerdings ſchlimmer, und ich habe mich ſchwer anzuklagen. Er betraf die Verhältniſſe in der Brigade-Schule. Ich wirkte in denſelben meinem Beruf ſehr treu, aber, wie immer die Jugend, etwas zu ſtreng. Nachmals ſind mir alle Schüler dankbar dafür geweſen, und

haben mir die Verſicherung gegeben, ſie hätten meinem Unterricht ihr glückliches Fortkommen zu danken gehabt. Unter anderen Arbeiten ließ ich die Schüler auch Tabellen in der Geſchichte anfertigen, dieſe dann wieder zuſammenſtellen, und verſchaffte ihnen ſo den Geſammteindruck einer ganzen Zeitperiode. Allein der Arbeiten wurden etwas viele, ich aber hielt immer ſtreng auf die rechtzeitige Ablieferung. Eines Tages aber war es den Schreibern doch zu viel, und ſie wollten beſchließen, daß ſie die Arbeit insgeſammt nicht machten. Hatte ich mich im Maß vergriffen, oder war die Meinung der Schüler irrig, ich weiß es in der That nicht mehr. Allein die Sache nahm eine üble Wendung, dadurch, daß der erſte in der Claſſe, Porteepeefähndrich D...., der als älteſter verantwortlich geweſen wäre, ſich dem Beſchluß widerſetzte. Dies reizte den Zorn eines anderen jungen Mannes, K..., gegen ihn, und er verging ſich ſo mit Worten gegen D...., daß die Sache dienſtlich werden mußte. Beide jungen Leute kamen zu mir; D.... bat um eine Anzeige der Sache, K... zeigte ſich reuig. Ich hätte es nun wohl, wäre ich ein vernünftiger Mann geweſen, ſo einrichten können, daß der Porteepeefähndrich D.... die Klage zurückgenommen hätte, gegen eine Abbitte des ſonſt ſo trefflichen K..., allein es kam der böſe Geiſt der militairiſchen Autorität über mich! Ich blieb feſt, d. h. ich war ſo ſchwach, die ſcheinbare Vernunft und Unerſchütterlichkeit meiner Meinung aufrecht zu erhalten, und erklärte dem jungen K..., die Sache würde zur Anzeige abgehen. So meldete ich den Fall an den Vorſteher der Brigade-Schule, Hauptmann Erhardt, und dieſer machte dem Brigadier die Anzeige. Der aber nahm in ſeinem Standpunkte die Sache in der Schwere des vollen Ernſtes. Er kam in die Klaſſe, hielt den Schülern eine furchtbare Rede, verordnete nochmals die Ablieferung der Arbeit und ſagte dem K... unter anderm:

„Und Ihr, wißt Ihr wohin Ihr gehört? Auf den Sandhaufen, wer ſo ſeinen Dienſt vergißt!“ Er ließ K... ſofort verhaften! Es ſind ſeitdem vierzig Jahre verſtrichen, und mein Gedächtniß iſt nicht ganz treu geblieben. Doch kann ich mich auf daſſelbe verlaſſen, ſo wären es zwei Perſonen geweſen, die in Folge dieſes Vorganges verhaftet wurden. Jetzt ſahe ich nun wohl, was ich gethan hatte, und ſahe es um ſo bedauerlicher ein, als ich keine Mittel beſaß, das Geſchehene zu ändern, oder wenigſtens zu mildern. Denn der Fall trat gerade am Schluß meiner Militairlaufbahn ein, indem ich mit dem erſten Mai des Jahres 1821 ausſchied. — Die Unterſuchung hat, ſo viel mir bekannt geworden, die Strafe von drei Monat Feſtungs-Arreſt gegen K... ergeben, der darauf vom Militair abgegangen iſt, und ſich der Laufbahn als Architekt gewidmet hat. Möchte er in dieſer den Lohn ſeines ſo wackeren, und im Ganzen ſo verdienſtlichen Benehmens gefunden haben. Ich habe niemals wieder ſeinen Namen nennen hören, und es iſt ſogar möglich, daß ich ihn hier durch das K... unrichtig angebe. Aber die Genugthuung kann ich ihm nicht verweigern, ihm in dieſen Blättern nach langen Jahren eine Reue über mein Verfahren auszudrücken, falls er vielleicht noch irgendwo in einem von der Welt abgeſonderten Privatſtand lebt. Der Porteepeefähndrich D.... iſt ſpäterhin verſtorben.

Ein anderer Zug aus meiner militäriſchen Jugendzeit hatte ebenfalls eine äußerſt gefährliche Seite. Meine Mutter wohnte im Thiergarten; die Wohnung war in dem eigenthümlichen Gebäude, an der jetzigen Ecke der Bendlerſtraße. Nur ältere Bewohner werden ſich erinnern, wie gänzlich anders die Gegend geſtaltet war. Neben dem jetzigen Gebäude, das nur zu Sommerwohnungen benutzt wurde, liefen in der Richtung der Bendlerſtraße kleine Gärten hin, deren letzterer abgeſchloſſen war, und an ein Quergebäude ſtieß, welches zu dem

Nachbarhofe gehörte. Die Mauer war in kläglichen Umſtänden; man konnte jedes Wort vernehmen, was im Hauſe geſprochen wurde. Es wurde aber daſelbſt geſpielt, und zwar Lotto, indem man auf die Quinterne zog. Nach der andern Seite war das Haus offen, und durch den daranſtoßenden Hofraum und Garten mit unſern Wohnungsgebäuden verbunden. Es gehörte aber zu der Tabagie von Blankenhorn, woſelbſt damals täglich großer Verkehr war. Im Uebrigen war dieſes Gehöft ganz getrennt von dem bewohnten. Wir Offiziere der Artillerie hatten von unſern Arbeiten in der Feuerwerksoffizin öfters kleine Proben mitgebracht. Der mich eines Sontags beſuchende Lieutnant S.... war im Beſitz einiger Fröſche und anderer Feuerwerkskörper. Uns jungen Leuten kam der Gedanke, dieſe zu benutzen, um die Spieler bei ihrem ſehr ernſthaft betriebenen Geſchäft zu ſtören. Wir begaben uns in den verſchloſſenen Garten durch Ueberklettern des Zaunes, wo wir durch ein leichtes Durchgraben gerade unter den Stuhl des vorſitzenden Ausrufers im Lotto gelangen konnten. Dort ſollte unſere Mine angelegt werden, und die dabei zu erwartende Luſt beſtand darin, den Tumult zu beobachten, der entſtehen würde, wenn die knatternden Fröſche und Schwärmer angezündet wären, und die Spieler auseinander geſprengt hätten. Geſagt, gethan. Der tolle Vorſatz wurde ausgeführt; wir hatten mit der Hand eine Grube unter der Mauer gemacht, und eine Anzahl der Feuerwerkskörper auf dem Boden zerſtreut. Nun ſollte nur noch ein Zünder das Feuer dahin leiten, und Alles wäre dann in herrlichſter Ordnung in die Luft gegangen. Allein es kam anders! Lieutenant S.... wollte noch etwas in der Anordnung revidiren, griff unten hindurch und faßte in der Uebereilung einen Tabacksbeutel, der an der Pfeife des Ausrufers hing. Dieſer fühlte den Ruck, ſah hinunter, erblickte eine fremde Hand, und ſchrie, in der Meinung, man

wolle ihn berauben: „Diebe, Diebe!“ Kaum hatte S... das Wort gehört, als er auf der Stelle aufſprang, kopfüber über den Zaun ſetzte, und mir nur das Nachfolgen überließ. Wir ſtürzten windſchnellen Laufs, ohne von irgend Jemand geſehen zu ſein, bis vor die Thür hinaus. In dieſem Augenblick drangen aber die durch den Ruf Diebe ärger Erſchreckten, als durch das Feuerwerk geſchehen wäre, aus dem Spielſchuppen hervor, von hinten her in das Gehöft, um die Thäter zu fangen. Als wir nun von vorn in das Haus zurückkehrten, hielt man uns für völlig unſchuldig, und wir konnten nichts Anderes thun, als uns mit möglichſtem Bedauern über den verſuchten Handſtreich ausſprechen. Die Freude aber hatten wir dennoch, die Geſellſchaft in den höchſten Grad der Aufregung verſetzt zu ſehen. Denn die Ziehung der Quinterne war nahe geweſen; die Vorgänger des Hauptgewinnes, Ambe, Terze, Quarte waren bereits heraus und bezahlt. Und nun waren durch den Tumult Karten, Nummern und Kaſſe durcheinander gekommen! Die, welche gewonnen hatten, zogen ſich mit der guten Beute zurück, und die Quinterne konnte nicht bezahlt werden! Der Ingrimm dauerte noch lange fort, und erſt die ſpäteren Abendſtunden endigten das heftige Parlamentiren, dem auch andere Actionen, die außerhalb der Redefreiheit lagen, ſich geſellten. Uns aber war ein ſehr ernſtlicher Wink gegeben, nie wieder Aehnliches zu wagen, wobei die Uniform auf das Gröblichſte beleidigt werden konnte. Wir dankten alſo dem Himmel, daß die Sache noch ſo günſtig abgelaufen war, und vertrauten es ſelbſt erſt in ſpäteren Tagen den Hausgenoſſen, wie nahe unſer Antheil an dem Vorfall geweſen war. Nichtsdeſtoweniger konnten wir es doch nicht unterlaſſen, ſpäter oftmals zu äußern: „Schade iſt's doch, daß der Brandſchaden nicht das Unheil gemacht hat!“

Soll ich nun meine Lebensthätigkeit als Soldat noch

weiter genau ſchildern, ſo iſt in den fünf Jahren, die ich darauf zubrachte, nur etwa noch Folgendes geſchehen. Ich blieb treuer Lehrer der Brigadeſchule, und zog dort verſchiedene Schüler, die mir ſpäterhin Ehre und Ruhm gebracht haben. Der Beſte unter ihnen war indeß ein kleiner, wohlbegabter Bombardier, der unter allen ſtets die beſten und ſauberſten Hefte hatte, Namens — Kirchfeld. Er iſt als General im Jahre 1858 verſtorben, durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde (zu Brandenburg). Man wollte wiſſen, daß ihm noch eine bedeutungsvolle Zukunft bevorgeſtanden haben ſoll. Mir genügt es, daß er den Rang eines Generals erreicht hat. Andere meiner damaligen Zeitgenoſſen, als: Laue, Dannhauer, Teichert, Vinke, Gerſchow, gingen einen rühmlichen Stufengang aufwärts. Ob General Dannhauer die Schule beſucht hat, weiß ich nicht mehr mit Beſtimmtheit zu ſagen. Im Ganzen hat mir der Wirkungskreis als Lehrer ſehr zugeſagt. Auch die jährlichen Examina in der Gegenwart des Prinzen Auguſt liefen immer vortrefflich ab, und ich habe ſtets die löblichſten Zeugniſſe davon getragen.

Es ſtand auch mit unſerm ſonſtigen kameradſchaftlichen Leben ſehr gut. Wir machten die Uebungen gemeinſam nach beſten Kräften; einer leiſtete dem andern dankbare Hülfe; noch vom Feldzuge her hatte ſich der gute Geiſt bewahrt, der in tüchtigen Soldaten leben muß. Die Manoeuvres waren uns trotz der Anſtrengungen die liebſte Anwendung der jugendlichen Kraft. Dort, im Freien, ſchloß ſich das kameradſchaftliche Band deſto enger. Wenige ſind, die eine Ausnahme davon machten.

Wir, die wir uns ſpeziell geſellt hatten, waren auch ſonſt mehrentheils beiſammen, wenn uns die Art des Dienſtes nicht trennte. Einer ſchönen Excurſion, zu der Laue, Teichert und ich ſechs Wochen gebrauchten, muß ich hier gedenken. Es war

eine Reiſe, die wir im Jahre 1819 machten. Der Plan rührte von mir her. Wir gingen von Berlin nach Dresden, durch die ſächſiſche Schweiz, nach Prag, Karlsbad, Eger, Hof, von dort nach Weimar, Caſſel und durch den Harz zurück. Dazu hatten wir ſechs Wochen feſtgeſetzt, eine Reiſe, die man nach dem Maaßſtabe des heutigen Tages allerdings in dem vierten Theil der Zeit macht. Allein wir legten den größten Theil des Weges zu Fuß zurück. Ich könnte von dieſer Reiſe faſt noch jeden Tag angeben, ſo aufmerkſam war ich auf die Dinge um mich her, und ſo prägten ſie ſich meinem Gedächtniſſe ein! Hier ſei nur erwähnt, daß wir erſt von Dresden aus gemeinſam die Reiſe fortſetzten, weil Laue uns eines ſpeziellen Dienſtes halber, erſt zu Fuß dorthin nachkam. Er war in drei Tagen und einer Nacht von Spandau aus, wo er damals ſtand, nach Dresden gegangen. — Von dort pilgerten wir mit einander über Loſchwitz, wo wir die Nacht bei dem Vater unſeres Kameraden, dem Schauſpieler Julius zubrachten, nach Pillnitz; nicht ohne den Vormittag einen Augenblick bei Karl Maria von Weber in Oſterwitz vorzuſprechen. Ich ſuchte dieſen auf, da ich ihn ein wenig aus ſeinem Beſuch bei meinem Vater kannte. — Bis Pillnitz hatte uns der Schauſpieler Julius in Dresden das Geleit gegeben; dort ſchieden wir von einander. Wir beſtiegen den Porsberg, und gingen hinunter nach Lohmen, wo wir bei der hübſchen Chriſtel unſre erſte Aufnahme fanden. Andern Morgens beſuchten wir die vielbeſprochenen Gründe, die Baſtei, den Rathenauer Grund bis zum Amſelfall, und ſpeiſten Mittags in Rathen; Nachmittags gingen wir über den Lilienſtein nach Schandau, wo wir uns mit einem köſtlichen Bade erfriſchten. Andern Morgens führte uns der Weg über den Kuhſtall, die Winterberge und das Prebiſchthor bis nach Tetſchen; und am dritten Tage marſchirten wir von dort bis

Teplitz, während wir vielfach zur Seite ausgeschweift hatten, weil wir nach Rollendorf wollten, um das Bild von der Höhe zu genießen.

Von Teplitz nach Prag fuhren wir, und hätten fast einen Streit mit den Bauern bekommen, die wir jedoch durch zwei kleine Pistolen, die wir mitgenommen, so in Schrecken setzten, daß sie mit ihren Wagen weit hinter uns zurückblieben. Das lustige Abentheuer gab uns nachmals viel zu lachen, hätte jedoch sehr ernstlich ablaufen können. — In Prag besuchten wir den Literaten Gerle, Professor am Conservatorium, der uns viel Freundliches erzeigte. Er hat sich zwanzig Jahre später selbst entleibt! — Fahrend legten wir auch den Weg nach Carlsbad zurück, erfreuten uns dort an der schönen Lage des Orts, wanderten zu Fuß nach Eger, über das eben aufblühende Franzensbad, nach Hof und Gesell, nicht ohne der Spuren Jean Pauls vielfach zu gedenken, die hier mehrfaltig hervortreten. Von dort gingen wir mit einander nach Saalfeld und in das Schwarzathal hinauf; späterhin nach Rudolstadt. Von hier machte ich den Weg allein nach Weimar, in der Hoffnung, dort Göthe zu sehen, die andern Beiden gingen über Kahla nach Jena, und trafen mich dann in Weimar wieder. Mein Vorsatz war gescheitert; Göthe war vereist. Ein Bekannter, den ich daselbst hatte, der Schauspieler Deny, zeigte mir indessen Viel des sonst Merkwürdigen, und ich trat auch in nähere Beziehungen zu dem berühmten Gelehrten daselbst, der als Schwiegersohn Bertuchs der großen buchhändlerischen Anstalt vorstand, Professor Froriep.

Von Weimar gingen wir nach Ankunft meiner Gefährten weiter nach Erfurt, Gotha, Eisenach auf die Wartburg, dann den schönen Weg nach Cassel, und von dort in den Harz. Diesen begannen wir von Gieboldishausen an zu bereisen, drangen über die Burg Scharzfels nach Lauterberg, und

gingen von dort nach Stolberg, über die herrliche Ruine des Kloſters Walkenried nach Nordhauſen und nach Alexisbad, durchzogen das Selkethal bis zum Schloß Falkenſtein, und wendeten uns dann nach dem freundlichen Ballenſtädt und nach dem Stubenberge. Hier übernachteten wir, und ich hatte das Glück, den berühmten Kometen des Jahres 1819 einen Tag früher zu entdecken, als ihn die Aſtronomen in ganz Deutſchland geſehen, da ich ihn Abends zuvor in der Nähe der untergehenden Sonne, mitten im Abendroth wahrnahm. Die nächſte öffentliche Nachricht lautete erſt vom folgenden Tage an. Von dort aus ſtiegen wir noch auf die Roßtrappe, beſuchten die Baumanns- und Bielshöhle, commercirten tapfer auf dem Brocken, und kehrten dann über Halberſtadt und Magdeburg mit der erſten Schnellpoſt, in einer uns wunderbar dünkenden Schnelligkeit nach Berlin zurück.

Die Reiſe hatte uns ſehr erfriſcht, und die drei Theilnehmer waren durch die Gemeinſchaft des Vergnügens noch viel innigere Freunde geworden. —

So war denn die Zeit des Soldatenſtandes, der ſich noch viel geſellige Erheiterungen anfügten, eine durchaus glückliche; denn diejenigen Dinge, die mir in demſelben nicht ſo erſchienen, hatte ich ſchon überwunden, durch den Entſchluß, meinen Abſchied zu nehmen. —

Die Zeit deſſelben kam heran, um den ich ſchon ſeit dem Tode meiner Mutter gebeten hatte. Hier mag die Gelegenheit ſein, den Fall einzuſchalten.

Meine Mutter war die treuſte Hausfrau, die trefflichſte Erzieherin, die gebildeteſte Lebensgenoſſin. Wir durften in der That in all und jeder Hinſicht ſtolz auf dieſelbe ſein. Schon im verwichenen Jahre hatten ſich Krankheitsſymptome bei ihr gezeigt, die ſtärker und ſtärker ausgeprägt, Heim veranlaßten, ſeine Heilung ihrer Krankheit mit Ruſt zu theilen.

Ich bekam, noch erinnere ich mich deſſen mit Beſchämung, Winke und Briefe von meinen Schweſtern, namentlich einen von meiner jüngſten, die mir das Wahre von der Sache darlegten, und mich zu einem ernſteren Leben und ſanfteren Benehmen gegen die Mutter aufforderten. Ich wollte ganz unterrichtet ſein und fragte eines Morgens Ruſt, ob eine Hoffnung ſei, ſie zu retten. „O bewahre, nicht daran zu denken," war ſein kurzer Beſcheid. — Mir gab er viel zu denken!

Von nun an begann ein neuer Lebenswandel in mir. Ich begegnete meiner Mutter mit aller Ehrfurcht und drängte meine Kräfte zu meinen nach damaligem Maaß beſten dichteriſchen Leiſtungen zuſammen. Mich belebten die größten Hoffnungen, ich träumte von Triumphen! Für die Liedertafel hatte ich einige Gedichte gemacht, die Beifall gefunden hatten; für Ludwig Berger eine Oper geſchrieben, für Bernhard Klein endlich, mit ernſter Zuſammenraffung meiner Kräfte, die Oper Dido gedichtet, welche mir von meiner Mutter den ſchönſten Lobſpruch eingebracht hatte: „Ich danke Dir für Deine ſchöne Oper Dido!" hatte ſie geſagt. Das Werk war bei einem Freunde und ſpäteren Schwiegervater Kleins, dem Buchhändler Parthei, in Gegenwart des Fürſten Radziwil und Grafen Brühl mit großem Beifall aufgeführt worden, ſo daß die Hoffnung, es auf der Bühne dargeſtellt zu ſehen, ſich ſchon lebhaft in uns regte. — Auch ſonſt war in meinem Kopfe und auf dem Papiere mancherlei fertig geworden. Dies Alles ſchlug ich in mir an und meinte damit den zweifelhaften Weg der literariſchen Laufbahn mit feſtem Erfolg betreten zu können. Allein ich verſchwieg dieſen Plan aller Welt, weil ich mich noch beſſer dazu vorbereiten wollte und um meiner Mutter auch die ſchwere Lebenserfahrung zu erſparen, daß ich von meinen friſchen, jugendlichen Jahren fünf verloren hatte! So lebten wir denn in einem, im Ganzen durchaus guten Verhältniß,

neben einander hin. Unſer Haus wurde damals verkauft. Die Mutter bezog eine Sommerwohnung, von der man heut nur noch einen Theil in der Luiſenſtraße erblicken kann, wo gleich am Eingang derſelben zur rechten Hand ein Haus ſchräg hineinſpringt. Der kleine vorliegende Garten, der bis an den der Charite ſtieß, hieß der Ephraimſche. Zwei große Häuſer im Innern nach altfranzöſiſchem Styl eingerichtet, aber ſehr veraltet, bildeten die Wohngebäude; in dem einen nach der jetzigen Luiſenſtraße hin liegenden hatte meine Mutter ihre Sommerwohnung. Sie war ſchon ſehr ſchwach, konnte aber doch noch von ihrem Gartenſtuhl aufſtehen, einige Schritte ins Freie thun und ſo die Sommerluft unter den ſchönen Bäumen des Gartens genießen. Wir durchlebten einen ſanften, freundlichen Sommer hierſelbſt; ich wohnte noch im Hauſe der Stadt bis Anfang September, wo ich in die Kaſerne am Kupfergraben zog. Hier nun traf mich die Todesnachricht der Mutter. Es war am 20. September 1820, Morgens in der Frühe, als ein Bote meiner älteſten Schweſter Julie mir die traurige Nachricht überbrachte. Auf der Stelle eilte ich nach dem Sterbehauſe und hing in der Umarmung der drei in Thränen zerfließenden Schweſtern! —

Die Mutter hatte mit überraſchender Schnelligkeit geendet; noch am Abend zuvor, wo ich ſelbſt nicht zugegen war, hatte ſie ſich ziemlich wohl gefühlt. In der Nacht war ihr übler geworden. Und am Morgen hauchte ſie ihren Athem mit den Worten aus: „Ich ſterbe in Euren Armen!“

Wie die erſten Tage bis zum Begräbniß verſtrichen, etliche unſerer Freunde uns mit dem liebendſten Antheil beſuchten, mag in dem Herzen Derer bleiben, die die wehmuthsvollen Augenblicke theilten. Das Begräbniß war ganz ſo einfach, wie das meines Vaters. Die Prediger Wilmſen und Catel und der damals treuſte, innigſte Freund unſeres Hauſes,

Ludwig Berger, waren die einzigen, die das Geleit zum Parochialkirchhofe, wo ſie an der Seite meines Vaters ruht, gaben. Unſer Schmerz war tief in die Seele gedrungen!

Ich machte meinem Chef, Oberſtlieutenant von Bardeleben die Anzeige des Todesfalles, der ſie mit herzlicher Theilnahme aufnahm. —

Den Winter über blieb ich noch im Dienſt; erſt zum Frühjahr erhielt ich den Abſchied.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Ereigniß mit Fehmer. — Unterhaltungen mit den Militairfreunden. — Leſe-Abende mit Bernhard Klein. Sein Singetalent. — Lieder für die Altſtimme von ihm und Berger. — Carl Arnold. Das Kiſting'ſche Haus. — Starke und Wilhelm Klütz. — Mein Reiſeplan. — Frau v. Zielinski. — Polterabendfeſt des Dr. Hecker.

Ich muß dazu aber Manches aus meinem Berliner Leben nachholen. Meine Verbindungen in der Stadt waren vielfältiger Art. Zunächſt nämlich mit Fehmer, der damals von hypochondriſchen Zuſtänden geplagt, mehrfach meine Hülfe in Anſpruch nahm, die ich ihm durch Verbindung mit verſtändigen Aerzten leiſtete. Dann mit den Freunden aus der Brigade, mit Bernhard Klein, Ludwig Berger; endlich mit einem Hauſe, das ich bisher noch nicht genannt, dem des trefflichen Inſtrumentenbauers Kiſting.

Die Verhältniſſe Fehmer's zu mir mögen die erſten ſein, welche ich kurz berühre. Er war mir ſo nahe getreten, ging mit unſerm Hauſe ſo viel um, daß eine Neigung meiner jüngſten Schweſter, Henriette, zu ihm mir als Vermuthung aufſtieg. Dagegen kehrte er im Frühjahr des Jahres 1821 zu mir von einer Ferienreiſe zurück, und berichtete mir, daß er ſich mit

einem Mädchen in Wismar verlobt habe. Dieſe Nachricht theilte ich zu Haus mit. Ich ſahe meine Schweſter erbleichen, Thränen drangen ihr ins Auge, ihr Geſtändniß war unverkennbar. Doch nicht ein Wort entfloh der Lippe des edlen Mädchens. Es wird die ſpätere Aufgabe meines Buches ſein, ſich ihrem Andenken zu widmen, und dieſen edelſten Charakter, den ich unter den Frauen kennen gelernt, in einem Bilde zu zeichnen. Das darf ich ſchon jetzt ſagen, daß ein bedeutungsvollerer als der ihrige, mir nie vorgekommen iſt, wie viele ich auch gekannt habe, die die geiſtigen Eigenſchaften zweiter Art in weit höherem Maaße beſaßen, als ſie. — Natürlich bewirkte das Verhältniß einen gewiſſen ſtillen Rückhalt meiner drei Schweſtern, Julie, Amalie und Henriette, die eine ganz nahe Wohnung bezogen hatten, in welcher ſie bis zum nächſten Sommer blieben. Hier hatte die Lage ihres Lebens während des Winters ſie zu dem Entſchluß geführt, ſie wollten alle drei, obwohl ihr Vermögen ſie hinreichend ernährte, ſich auf einige Jahre trennen, und ihre Kräfte dem Erziehungsfache widmen. Zum Frühling indeſſen zerſtreuten und milderten ſich ihre trüben Gedanken, und der lichte Sommer mit veränderten Lebensverhältniſſen führte ſie vollends zur froheren Auffaſſung des Daſeins zurück.

Von den Freunden in der Brigade hatte ich mit zweien, die mir die nächſten und liebſten waren, Laue und Vinke, angefangen, zu einer Vorbereitung für die Studien, die ich machen wollte, wieder lateiniſch zu lernen. Wir hatten einen Lehrer angenommen, und in den Nachmittagsſtunden trieben wir zunächſt Grammatik und laſen den Livius mit einander. Doch darauf beſchränkte ſich unſere Thätigkeit nicht allein. Schon in früheren Wintern hatten wir philoſophiſche Unterhaltungen gehabt; wir kamen zu Disputationen zuſammen. Andere Freunde nahmen Theil daran. Dazwiſchen fielen mit-

unter Abende, die wir durch eine Bowle Punsch erheiterten, wobei ich hauptsächlich derjenige war, der das Amt des Bereitens, überhaupt die Pflichten der Bewirthung übernahm. Bald sammelten wir uns im Picknick, und genossen einen frohen Abend, bald gab einer oder der andere ein Abendessen zum Besten. Zumal war dies der Fall bei Vinke, der um diese Zeit durch den Tod seiner Großmutter in Westphalen zu einer ansehnlichen Erbschaft gelangte.

Aber die Krone meiner Unterhaltungsabende bildete entschieden Bernhard Klein. Er hatte mit mir und einem Freunde, einem Herrn von Freymann aus Curland, einen Abend verabredet, zu welchem, wenn er bei diesem oder jenem statt fand, auch von dem Wirth einer oder ein paar Freunde hinzugebeten waren. Bernhard Klein las so schön, als er sang, und es war unser hoher Genuß, ihn eine Rolle, wie den Orest, oder einen ähnlichen Charakter lesen zu hören. Ein junger Offizier, der aber den Dienst schon verlassen hatte, um auf die Bühne zu treten, Finck mit Namen*), war damals als Vorleser berühmt; ich zog ihn einmal zu einem solchen Abende, und er übernahm es, den Brutus in Shakespeares Julius Cäsar zu lesen. Allein er fiel völlig ab gegen Bernhard Klein, der nächst Tieck, den ich damals noch nicht kannte, entschieden am vortrefflichsten las. — Diese Leseabende, so interessant sie waren, lösten sich doch aber nach kurzer Zeit wieder auf, woran Bernhard Klein's unstätes, geniales Wesen Schuld war.

Ich habe hier einer Beziehung zu Bernhard Klein gedacht; es ist aber nöthig, daß ich auch sonst unser Leben mit- und zu einander, worin das von Ludwig Berger sich bedeu-

*) Er führte dies Unternehmen aus, mit Glück, da er auch eine schöne Baßstimme besaß; allein er trat wieder zurück, und beschäftigte sich später mit antiquarischem Buchhandel.

tungsvoll miſchte, beſpreche. In beiden Männern hatte ich, wie wohl in abweichender Beziehung, die Brennpunkte meines Daſeins erkannt. Ich war ſo weit als Muſiker, meiſt durch ſie ſelbſt gebildet, daß ich den ungemeinen Werth Beider zu ſchätzen wußte. Es iſt mir bis auf den heutigen Tag nicht zur entſchiedenen Klarheit gekommen, welchen von Beiden ich den Vorzug vor einander in muſikaliſcher Beziehung geben ſoll; ſoviel kann ich indeſſen im Allgemeinen ſagen, daß ſie zu den Beſten des Jahrhunderts gehörten, und ſelbſt Berühmtheiten vor ihrem gediegenen Werth und Glanz erbleichen mußten, wie wohl der eine faſt gar nicht mehr in der muſikaliſchen Welt gekannt iſt (bei einigen ſeiner Schüler ausgenommen), der andere kaum noch in einigen Kreiſen in ſeiner Bedeutung genannt wird. Ich habe die Muſiker ſtets ſo eingetheilt, daß ſechs der erſten Klaſſe zugehörten, Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, und ſechs der zweiten, Cherubini, Spohr, Weber, Ludwig Berger, Bernhard Klein, Mendelsſohn; daß meine beiden Freunde wenig oder gar nicht gekannt ſind, thut nichts zur Sache. Ihre Stellung war der Art, daß ſie die meinige bedingte; was ich in der Muſik jemals an Urtheil gehabt, danke ich dieſen beiden Männern. Bei Berger hatte ich ſeit Jahren Klavierſtunde gehabt, ich nahm ſpäter theoretiſchen Unterricht bei Klein, mit G. Reichardt und einem gewiſſen Stein gemeinſchaftlich. Auch Geſangs-Unterricht erhielt ich durch Bernhard Klein, in der Art, wie man ihn überhaupt nehmen ſollte. Das heißt, ich hörte immer neu ſtaunend ſeine wundervolle Art zu ſingen, die über Alles das hinausging, was ich ſpäter jemals Eingelerntes und ſelbſt in höchſtem künſtleriſchem Sinn Gebildetes, von Meiſtern vernommen. Das Uebergewicht des männlichen Durchdringens und Beherrſchens war ſtets auf ſeiner Seite. Damals unterrichtete ich ſchon

im Geſang; meine jüngſte Schweſter und ein junges Mädchen, deſſen Namen ich leider vergeſſen, waren es, an welchen ich meine erſte Prüfung ablegte. — Bernhard Klein, faſt ohne Stimme, blieb indeſſen der erſte, größte Sänger, den ich jemals gehört, und alle Berühmtheiten, ſo Verdienſtliches ſie haben, ſcheiterten an ſeiner Hoheit in der Kunſt. Es ſei für den Augenblick hier genug geſagt, daß meine ganze poetiſche Richtung durch Bernhard Klein und Berger eine muſikaliſche wurde, indem ich ſie Beide ſtets zum Schaffen drängen wollte, und daher für beide Opern und Gedichte ſchrieb, wovon viele der letzteren ſich günſtiger Aufnahme zu erfreuen hatten. In dieſer Zeit hatte ich drei Lieder für die Altſtimme gedichtet, die ich meiner Schweſter Amalie zum Geburtstage beſtimmte; ſie wurden von Berger und von Klein componirt, und ſind mit den nachgelaſſenen Arbeiten Bergers durch Kapellmeiſter Taubert und mich edirt, erſchienen.*) So verkehrten wir beſtändig mit einander, und dieſes Zuſammenwirken war eins, das tiefere Wurzeln ſchlug, und meine künftige Exiſtenz geſtaltete.

Unter den Muſikern, die ich bei dieſer Gelegenheit kennen lernte, war auch einer, mit dem ich ſchon auf anderm Wege aneinander geſtreift war, Carl Arnold. Berger wurde die Vermittlung, daß wir im Kiſting'ſchen Hauſe näher bekannt wurden, wo damals die jüngſte Tochter Henriette ſich durch eine ausgezeichnet ſchöne Geſangsſtimme und ein ſinnvoll ausgebildetes Talent auszeichnete. Ein Conzert, welches einer der Schüler Bergers, Töche, veranſtaltete, brachte mich näher zuſammen mit der Familie und mit Kiſting's Tochter, die darin als Sängerin mitwirkte. Es verſchmilzt ſich damit die

*) Ganz neuerdings, im Jahre 1860, iſt das eine derſelben, „Liebesbotſchaft", in der Compoſition von Bernhard Klein, von dem trefflichen Tenorſänger, Herrn von Oſten, öffentlich geſungen und ſogleich ein Lieblingslied der Hörer geworden.

Erinnerung an eine reizende Fahrt nach Potsdam, die ich in Begleitung Bergers, des damaligen Conzertmeisters Hennig und der Familie Kisting machte. Später indeß gewann ich auch die Bekanntschaft und Freundschaft Carl Arnold's, der sehr gründlich durchgebildet, und damals entschieden in äußerlicher Fertigkeit der beste Klavierspieler, viel mit uns lebte, und mir späterhin einer meiner liebsten Freunde geworden ist. Wir Alle erfreuten uns lebhaft, daß er der Verlobte Henriette Kisting's war. In Kisting's Hause nun trafen wir vielfältig zusammen, und ich darf sagen, daß ich von dorther sehr schöne Erinnerungen von musikalisch gemeinsamen Ergüssen meines Lebens bewahrt habe. Arnold trat als Spieler, Henriette Kisting als Sängerin öffentlich auf; sie gaben gemeinschaftlich eine Reihe von Soireen im Saal des Gouvernementshauses (jetzt wegen Durchbruchs der Passage von der französischen Straße nach dem Schloß niedergerissen). Später traten sie, als junges Ehepaar in einem Conzert im Opernhause auf, und verließen am nächsten Tage Berlin, um nach Warschau und Petersburg zu gehen. — Nach vielen Schicksalen haben beide ihren Aufenthalt in Christiania genommen. Briefliche Nachrichten haben uns bis heut in Verbindung erhalten.

Somit lösten sich die ersten Freunde unserer damaligen Gemeinsamkeit ab.

Noch zweier andern Männer muß ich hier mit einem Wort warmer Liebe erwähnen, es sind Starke und Wilhelm Klütz. Ein von Förster zusammen gebrachter Klubb von jungen Männern führte mich mit dem ersteren zusammen. Er war ein tüchtiger Gelehrter; wir wurden schnell warme Freunde. Seine Stellung als Lehrer des Gymnasiums zu Neu-Ruppin erhielt er damals; ich besuchte ihn dort auf der Rückkehr von einer Reise nach Rügen, die ich während der Krankheit meiner Mutter gemacht hatte. Späterhin wurde

er der Verlobte einer meiner Verwandten, Adelheid Zenker, und mein zweiter Beſuch bei ihm, nach ſeiner Verheirathung, befeſtigte unſere Freundſchaft, die erſt in ſpäteren Jahren ſich durch die Entfernung unſerer Wohnſitze lockerte. Damals war ſie eng und innig. Der Dritte zu unſerm Bunde war Wilhelm Klütz. Ihn, gleichfalls Schulmann, lernte ich mit ſeinem Schwager van Baren (Geh. Sanitätsrath in Poſen, mir nahe befreundet und ſpäter verwandt) kennen, welcher mit ihm bei Luther und Wegner frühſtückte, wohin ich auch kam. Die Heirath, welche Klütz ſchloß, mit Henriette Lohen van Baren, führte ihn mir, auch als Gatten der beſten Freundin meiner Schweſter, zu. Er, Starke und ich, wir bildeten in jener Zeit, obwohl durch die Wohnorte geſchieden, ein eng befreundetes Collegium. Klütz hat in ſeiner tiefen, innigen Anhänglichkeit ſein Leben hindurch an mir gehangen, bis ihn im Jahre 1856 ein plötzlicher Tod dahinraffte. Mit Starke habe ich ſpäter wieder einige Gemeinſchaft angeknüpft, durch ſeinen Sohn, der in meinem Hauſe die Aufſicht über meine Kinder einen Sommer hindurch freundlich übernahm, und ſpäter durch eine ſehr liebenswürdige Tochter, der ich einigen Unterricht im Geſang ertheilte. — — Schönere Stunden habe ich wenige erlebt, als die, wo ich dieſen Freunden meine Gedichte vorlas, gelagert am See zu Neu-Ruppin, und umrauſcht von dem ſchönen Tannenwalde, der das Ufer beſchattet. Das war im Jahre 1821! —

Die Vermittlerin dieſer ſchönen Tage war gleichfalls eine Schweſter von mir, aus einem früheren Verhältniß meines Vaters, Johanna Schultz benannt, indem ſie damals ſchon verheirathet geweſen und Wittwe geworden war. Sie war Vorſteherin einer Schule in Ruppin, lud uns öfter zum Beſuch ein, und verſammelte deshalb die Gebildeten der Stadt zu unſrer Freude bei ſich. Sie iſt ſpäterhin nach Berlin

gezogen, und lebt noch jetzt hier, durch ein hohes gesundes Alter begünstigt. Dieser Rückblick auf jene Zeit gehört in mein Lebensbild und begleitet es als ein Sonnenstrahl freundlicher Erinnerung.

Ich selbst nun wollte auf eigenen Füßen stehen in der Welt.

Mein Plan war es damals, mich noch einigermaßen für die Universität vorzubereiten, dann in die Welt zu gehen, diejenigen Männer, die mir als die bedeutendsten in Deutschland in meinem schriftstellerischen Fach dastanden, Tieck, Jean Paul, Göthe zu besuchen, sie wo möglich kennen zu lernen, und endlich mich selbst durch Studien herangebildet, zum Lehrer der Aesthetik auf der Berliner Universität vorzubereiten. Da hatte ich denn einen Plan entworfen, der ganz den Verhältnissen anpaßte, aber auch zugleich die jugendlichen Neigungen in mir lebhaft bedachte. Ich wollte nach Frankfurt an der Oder gehen, auf drei oder vier Monate, dann nach Dresden, um Tieck's Bekanntschaft zu machen, und endlich nach Weimar, Bayreuth und Heidelberg, um, nachdem ich Göthe und Jean Paul gesehen, dort den ernsten Studien zu leben.

Nach Frankfurt an der Oder! Dies hatte vielfache innere Ursachen und Gründe.

In Berlin hatte ich die Bekanntschaft meiner ehemaligen Freundin, Minna Wagner, der Generalin Zielinski, erneuert. Es war bei Kisting's, wohin sie, (die nach kurzer Ehe Wittwe geworden, wieder zurückgekehrt war zu ihrer Mutter) in der Woche mehrere Tage kam, um sich auf einem dortigen Pianoforte einzuüben. Denn sie war eine Schülerin Berger's geworden, der selbst aus Frankfurt zwar nicht gebürtig war, aber doch noch seine ganze Jugend dort verlebt, seine früh dahingeschiedene Braut daselbst gehabt und nahe Verwandte am Leben hatte. Er brachte öfters Wochen und Monate lang dort zu, um sich zu erholen und der Composition zu leben.

Daher ſtammte ſeine Lehrerſchaft zu Frau von Zielinski. Bei einer ihrer Uebungsſtunden in Berlin nun traf ich ſie zufällig. Sie war damals in der Blüthe der Jugend und Schönheit, von allem Zauber des Geiſtes umſtrahlt. Denn eine in der Bildung höher ſtehende Frau als ſie, habe ich nie in meinem Leben kennen gelernt. Daß eine ſolche Fülle geiſtiger und körperlicher Eigenſchaften mich nicht unbewegt laſſen konnte, war begreiflich. Unſer Geſpräch knüpfte ſich daher raſch an den vielen tauſend Beziehungen an, die junge Gemüther zu Welt und Leben haben; bei der Ueberfülle von Heiterkeit, die ich damals beſaß, konnte mir nichts Glücklicheres begegnen, als eine Frau von ſolcher Bildung und Schönheit. Bald war es denn auch bei mir entſchieden, daß ich im Mai nach Frankfurt kommen, und dort die Studien des Griechiſchen und Lateiniſchen und zugleich die Bearbeitung eines Trauerſpiels beginnen wollte, auf welches ich alle möglichen großen Hoffnungen in mir ſetzte. Dies war der eine, ernſte, weſentliche Grund für meinen Beſchluß. Die anderen lagen in verſchiedenen Verhältniſſen, und waren alle günſtig. Ich konnte dort einſam ſtudiren, und habe es auch gethan; ich traf mit Ludwig Berger und deſſen nahen Freunden, dem Aſſeſſor Wünſch und Doktor Peterſen — beide längſt todt — zuſammen; mit Berger ließ ſich hier die begonnene Arbeit der Oper Oreſt, die er ſich näher zum Studium gewählt hatte, fortſetzen; endlich ſchilderte mir Frau von Zielinski die geſellſchaftlichen Verhältniſſe Frankfurts ſo angenehm, daß ich mir ſehr Vieles davon verſprach. Da ſomit nun Alles anziehend für mich war, ſchrieb ich an Wünſch, er möge mir eine gute ländliche Wohnung zum 1. Mai beſorgen, und meine Ankunft erwarten. Inzwiſchen hatte Frau von Zielinski Berlin ſchon verlaſſen, und ich war gewiß, ſie dort in ihrer Heimath beſtens eingerichtet zu finden.

In Berlin konnte mich für jetzt, nach einem für das Leben gefaßten Entschluß, nichts mehr fesseln. Meine militairischen Freunde folgten ihren Dienstrichtungen. Mit einigen derselben (auch mit Ludolf, dem ich mich in den letzten Jahren wieder viel genähert hatte), beschloß ich meinen Aufenthalt noch durch ein Fest, das einem jungen Mädchen zum Polterabend gewidmet wurde. Es war die Verheirathung des — nun auch lange verstorbenen — Professor Hecker mit der Tochter des Geheimenraths Paalzow. Ich hatte dazu eine ganze Hochzeitskomödie geschrieben, die das Ehepaar des alten Brocken-Königs und seiner Gattin, ferner den Mephistopheles, Faust und andere Figuren mit einem Tänzerchor verband, die ich noch mit dem vom Professor Wach gezeichneten Komödienzettel besitze. Die Hochzeit fand am 1. Mai statt, die Polterabend-Komödie daher mit allen Feierlichkeiten der Walpurgisnacht am 30. April. Nach einem nochmaligen Zusammensein mit meinen drei Schwestern, und einem Abend mit den lieben Kameraden und Freunden, war es endlich Zeit aufzubrechen. Am 3. Mai 1821, des Morgens um 6 Uhr, saß ich in der damaligen Journaliere, die täglich von Berlin nach Frankfurt abging, und wurde auf der Fahrt vom schönsten Wetter angelächelt. Abends um 6 Uhr traf ich in Frankfurt ein, wurde von meinem Freunde Wünsch empfangen und begrüßt, nach meiner Wohnung geleitet, und brachte den ersten Abend in seiner und seiner jungen Frau Gesellschaft traulich und ungemein heiter zu. —

So war ich denn nun aus Berlin geschieden, und zum Frankfurter Bürger und Einwohner geworden!

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstraße 9.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google